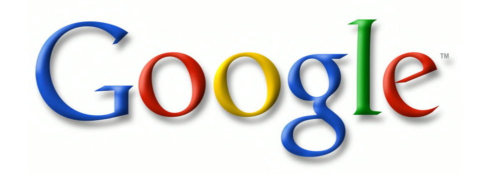
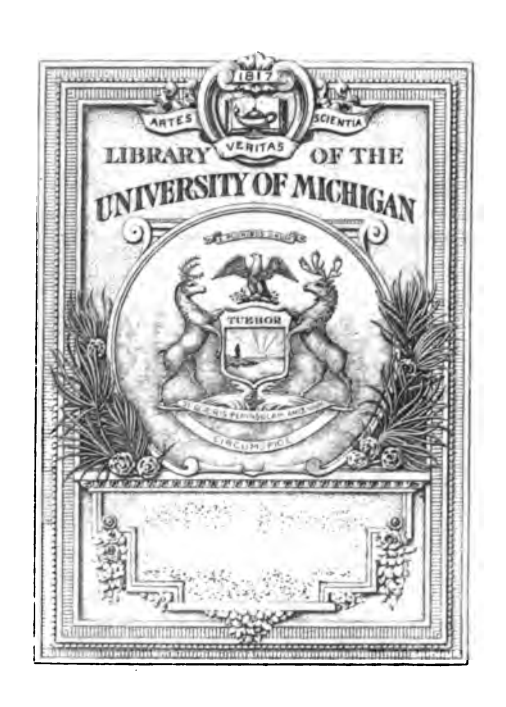
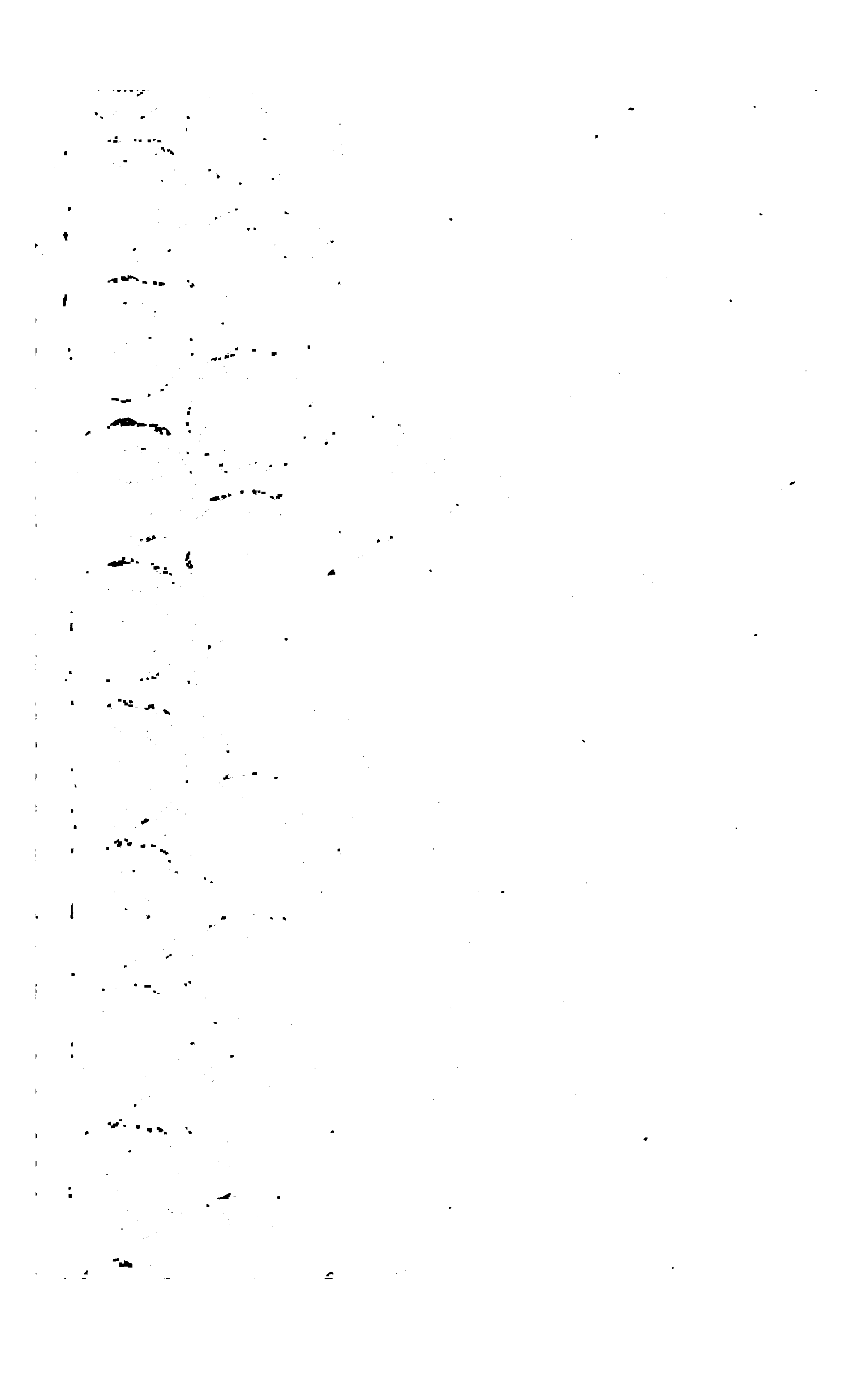
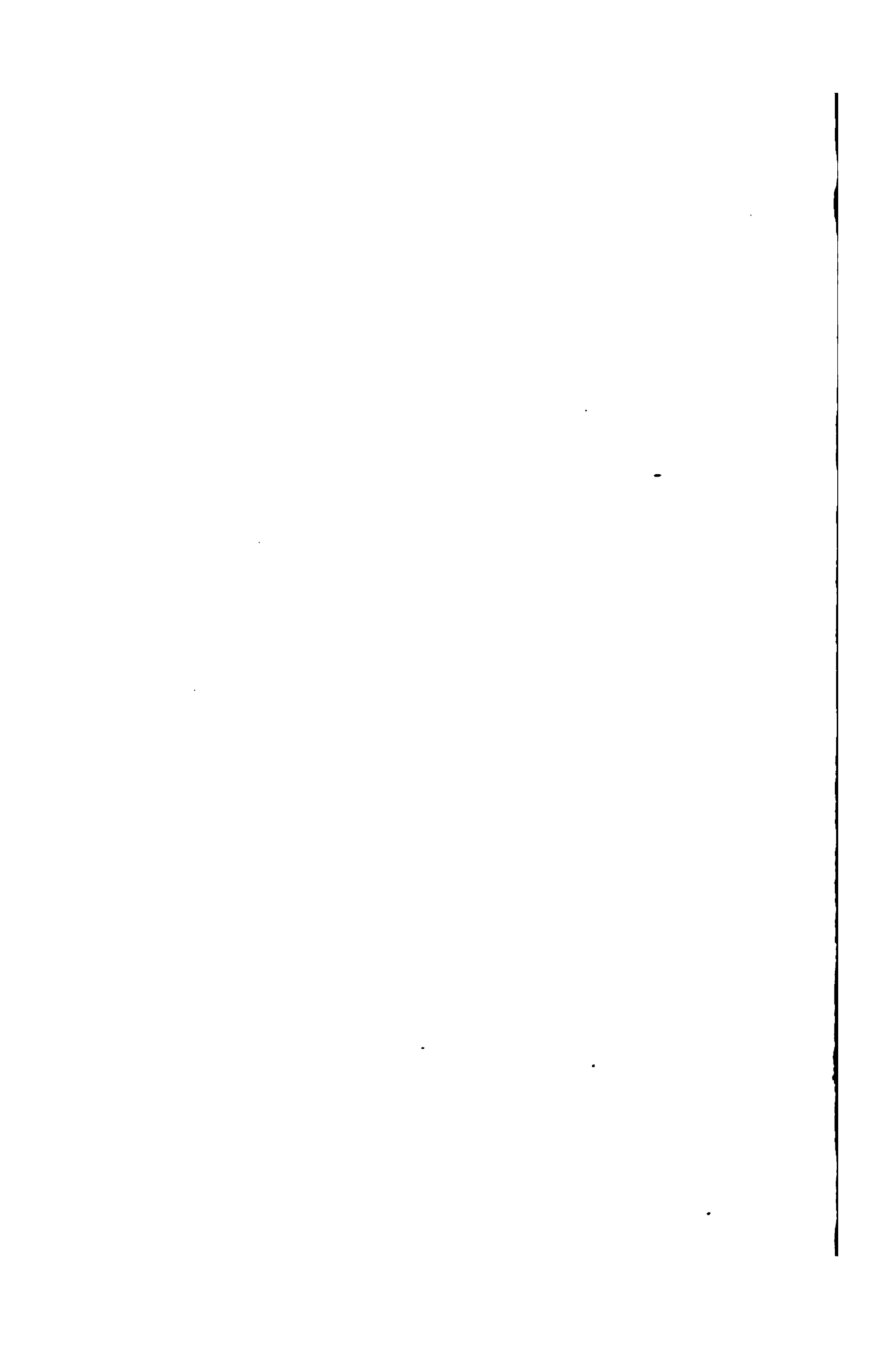



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE





Volksmärchen der Serben.

Gesammelt und herausgegeben

Vuk Stefanović Karadzhić.

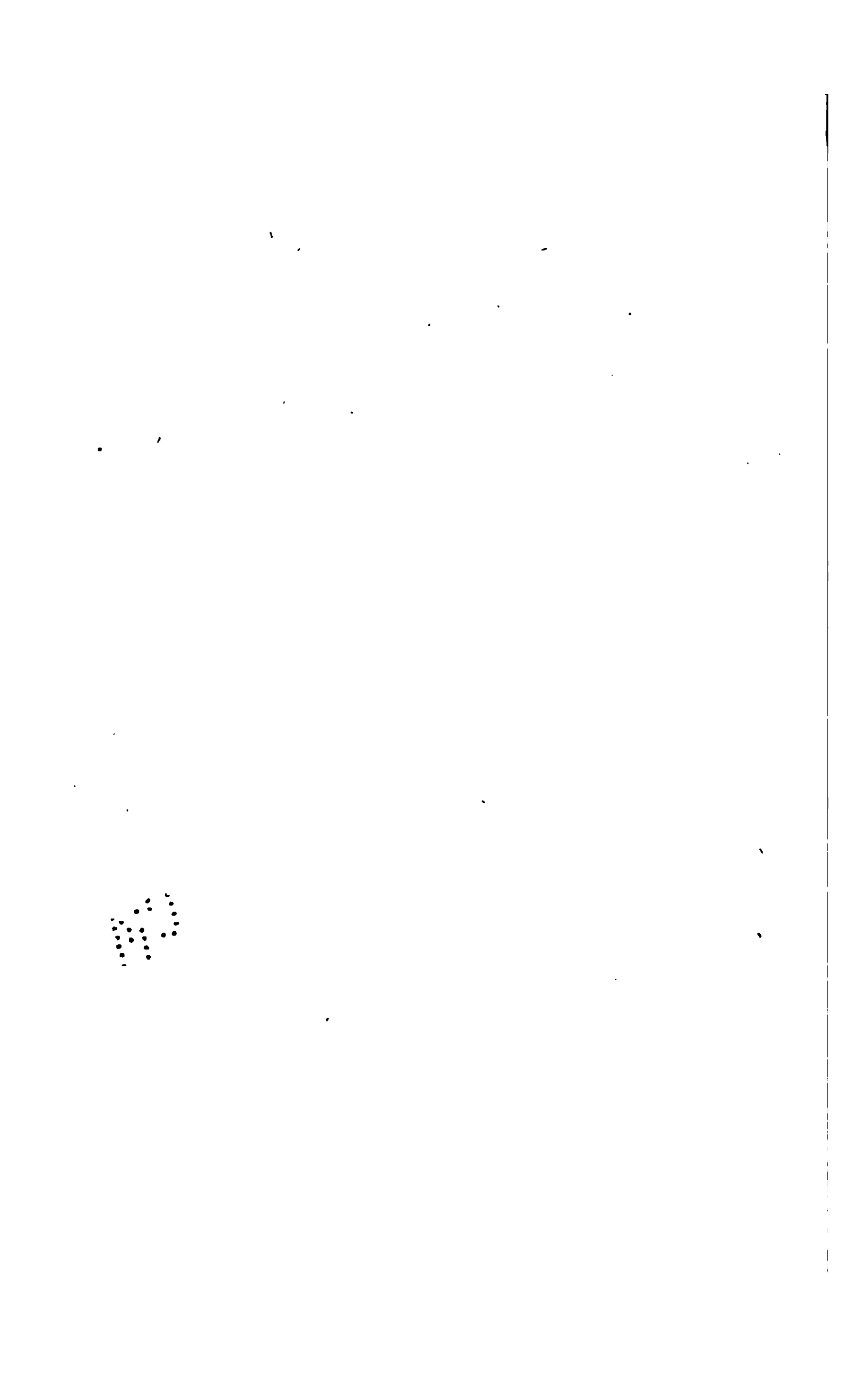
von
Wuk Stephanowitsch Karadschitsch.

Ins Deutsche übersetzt von dessen Tochter
Wilhelmine.

Mit einer Vorrede von **Jacob Grimm.**

Nebst einem Anhange von mehr als tausend serbischen Sprichwörtern.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1854.



Ihrer Durchlaucht

der Frau

Julie Fürstin Obrenowitsch

gebornen Gräfin

Hunyady von Kethely

in tiefster Achtung gewidmet

von der

Uebersetzerin.

Vorrede von Jacob Grimm.

Keine kleine freude macht es mir, das neueste werk meines berühmten freundes, zu welchem ich selbst ihm schon vor dreiszig jahren den ersten antrieb gegeben hatte, mit einer vorrede zu begleiten. lange von gröszern arbeiten, deren jede an sich bewunderung erregt, hingehalten, konnte er sich nur spät auf eine zwar leichtere, seinen kräften dennoch allein mögliche einlassen, für die ihm die nachwelt nicht minder dankbar sein wird, als für alles andere, was er sonst geleistet hat. wie er mit der ihm beschiedenen ausgezeichneten gabe die regel und den wortreichthum der serbischen sprache neu aufzustellen, auch in einer gelungnen übertragung des neuen testaments anzuwenden vermochte, sind von ihm, jedermann weisz es, die früher ungeahnten quellen einer entzückenden poesie entdeckt, eröfnet, und alle

schätze der sprichwörter und gebräuche dieses noch unverbildeten volks treu und lichtvoll gesammelt worden. es heiszt aber ganz Europa, welches diese verdienste laut anerkennt, beleidigen, dasz sein eignes vaterland einem solchen manne volle, gebührende gerechtigkeit fast zu versagen scheint, von dem man behaupten darf, dasz er niemals etwas unrechtes, unnützes oder unfruchtbares that, und der, wenn alle irrthümer und blendwerke geschwunden sind, im gedächtnis kommender zeiten hervorragen wird.

Seit jenen tagen, wo ich es mir angelegen sein liesz ihn, den in alle vortragsweisen seines volks eingeweihten, zu einer aufzeichnung serbischer märchen, von deren dasein er mir meldung gethan hatte, zu ermuntern, hat dieses ganze fach in unserer literatur einen damals noch unglaublichen aufschwung genommen. durch vielfache, nicht nur in Deutschland selbst, sondern auch in Norwegen, Schweden und in der Walachei, neuerdings auch in Albanien, Littauen und Finnland veranstaltete sammlungen ist das material überhaupt zu einer fülle empor gewachsen, von welcher ein gedeihen kritischer forschungen abhängen musz, und der wahn beseitigt worden, als

beruhen diese stoffe auf läppischen, der betrachtung unwürdigen erdichtungen, da sie vielmehr für den niederschlag uralter, wenn auch umgestalteter und zerbröckelter mythen zu gelten haben, die von volk zu volk, jedem sich anschmiegend, fortgetragen, wichtigen aufschlusz darbieten können über die verwandtschaft zahlloser sagengebilde und fabeln, welche Europa unter sich und noch mit Asien gemein hat.

Nicht auf dem wege einzelner und willkürlicher erborgungen ist diese gemeinschaft zu verstehen; sie trägt den eindruck und das gepräge wunderbarer berührungen und nachklänge an sich, wie sich ähnliche in der geschichte der sprache und poesie darbieten, deren geheimnis erst allmälich durch fortgesetzte, jetzt kaum begonnene untersuchungen wird besser enthüllt werden.

Hier nun hat uns der bewährte kenner und sammler einen frisch duftenden kranz serbischer märchen gebunden, an zahl nicht mehr und nicht minder als vor einigen jahrhunderten der Neapolitaner Basile in seinem pentamerone, zwar getreu und anlockend, doch in schwülstigem, die eigentliche natur dieser einfachen, kindlichen erzählungen

überschreitendem vortrag aufzeichnete. auch in diesem halbhundert serbischer erzählungen macht sich eine verschiedenheit der anlage und des tons bemerkbar, je nachdem sie, gleich den liedern, von männern oder von frauen ausgehn, und danach eine auf heldenstreiche gerichtete, fester gewirkte und ausführlichere, nicht selten prahlerische, ironische haltung in ihnen vorwaltet, oder eine sanftere, losere auf liebesabenteuer gewandte darstellung. überall aber, in beiden, flieszt die sprache in einfacher, natürlicher weise, die nicht, wie in deutschen und nordischen märchen, da wo die handlung sich drängt, durch eingestreute reime unterbrochen wird, weil ja die serbische poesie insgemein nicht zum reim neigt; wol aber mangelt es auch hier keineswegs an kraftvollen wiederkehren und alliterationen, die in der verdeutschung begreiflich zu grunde gehn, z. b. das nije on doschao da te vidi, nego da te vodi, seite 39 des originals, kam nicht dich zu sehen sondern zu holen, oder in no. 8 das kurze drschi ne daj, fasz, lasz nicht! den stil beurtheile man z. b. nach no. 24, wo es zu eingang, aber in den serbischen worten schöner als in deutschen heiszt:

ein mädchen, nicht von vater und mutter gezeugt, Wilen hatten es von schnee gebildet, den sie im hohen sommer aus grundloser grube holten, der wind belebte, der thau säugte es, der wald that es mit blättern an, die wiese schmückte und putzte es mit ihren blumen. eine schöne wiederkehr ist auch s. 224 nösim ti studene voditze i zelene travitze, ich bringe dir kühles wasser und grünes gras.

Man kann von selbst erwarten, dasz fast alle, oder doch die meisten triebfedern, welche in deutschen märchen spielen, auch hier erscheinen: die drei brüder, unter welchen der jüngste der beste und glücklichste ist; die beiden gleichen brüder, an denen selbst die ehfrau keinen unterschied findet, und wo dann das schwert zwischen sie und den bruder, der nicht ihr mann ist, gelegt wird; der bruder, der sein schwesterchen in der weiten welt, oder die geliebte, die ihren gatten aufsucht; die hülfreichen oder zürnenden gestirne; das abstreifen der schlangenhaut oder der bärenhaut; das hüten des apfelbaums; das abhauen der hände und wieder anheilen; die böse stiefmutter, ein gegenstand, der unter allen am häufigsten behandelt wird und die

schmerzhafteste empfindung in den zuhörern aufregt; der zerschnittene fisch, auf dessen genusz alle weiblichen wesen zwillinge tragen (wie im schwedischen märchen); die goldne gluckhenne mit den küchlein; das braten und essen des vogelherzens; der raub der königstochter in dem schif, das kostbare waaren auslegt, und solches gemeingut aller märchen mehr, meist aber von neuen schönen wendungen eingeleitet oder anders angeknüpft. Aschenputtel, hier Aschenzuttel verdeutscht, heiszt Pepeljuga, doch sehr eigen und anziehend ist, dasz die mutter in eine kuh verwandelt wird, die dem armen mädchen seinen flachs kaut und sich aus dem ohr die fertigen faden ziehen läszt. das blut im schnee findet sich auch hier no. 19, wie in den norske eventyr no. 33 (vgl. meine vorr. zu Liebrechts pentamerone s. XXII). der bekannte schwank vom bösen weib und der gemähten wiese no. 37 empfängt ganz besondere wendung. merkwürdig sind auch die pfauinnen statt der schwäne.

Wodurch sich aber die serbische eigenheit vorzugsweise ankündigt, das ist das auftreten der Wilen. in no. 16 kommen badende Wilen zur quelle, deren

wasser dann einen kranken heilt; mit dem hankrat verschwinden sie. in 22 fliegt die Wile und der Wilenik herzu, und er nennt die 77 quellen, deren zahl gesucht wird. die Wilen haben ein kind von schnee gebildet, wie schon vorhin aus 24 angeführt wurde. in 30 Wilenwald oder gebirge (gora), in 33 schön wie die Wile des gebirgs. zumal anziehend ist die sage von dem geflügelten pferd und vom schlafenden, wachenden glück 13; bloszes bruchstück scheint die vom brautlauf 24.

Sehr mythologisch klingt 18 vom teufel, der die sonne stilt, und dem engel, der sie ihm wieder abgewinnt. 38 ist die riesensage von Polyphem, 39 Trojan (bei welchem namen an Trajan gedacht wurde) ist der Midas, Salomon in 42 hängt überaus merkwürdig zusammen mit unserm alten lied von Morolt und Salomon, dessen ungetreue frau sich entführen läszt, er schneidet ihr aber den finger ab, statt die hand zu durchbrennen, der kommende wald bei der hinrichtung ist wie in könig Grünewald und Macbeth, und hier ein gewis alter, der deutschen dichtung mangelnder zug. Dukljan in 40 soll Diokletian sein, das lachen, weil die eine felge sinkt, die

andere sich hebt, gleicht der sage von Cyrus und den rädern (mythol. s. 825). 49 und 50 sind thierfabeln, deren erste ich bereits im Reinhart fuchs seite CCXCI mittheilte, deren zweite aber sehr eigenthümlich eine menge echter und uralter motive an einander reiht, solcher musz es eine unerschöpfbare fülle geben. wie viel wäre noch heraus zu heben, wenn das buch einer empfehlung bedürfte. man wird es oft nachzulesen und mit den andern überlieferungen zu vergleichen haben.

Die willkommne verdeutschung, gefertigt von dem beider sprachen kundigen fräulein Wilhelmine Karadschitsch verdient lob, dasz sie sich getreu an den urtext schlieszt, auf dessen unkosten sie sonst hätte gekürzt und geschmeidigt werden können; es ist so besser, und das zu Wien erschienene serbische original wird desto stärker anziehen.

Die angehängten sprichwörter zeigen, welch ein schatz von lebensweisheit und sinnreichen anschauungen diesem volke beiwohnt.

Berlin, 10. juli 1853.

Jacob Grimm.

Volksmärchen der Serben.

1.

Bärensohn.

Frauen eines Dorfes gingen einmal in den Wald um wilde Färberröthe zu suchen, und wie sie so den Wald durchstrichen, da geschah es, daß Eine von ihnen sich verirrend plötzlich vor eine Höhle kam, aus der augenblicklich ein Bär hervortrat, der sie packte und hineinschleppte. Nachdem sie nun längere Zeit mit dem Bären gelebt hatte, ward sie guter Hoffnung und gebar einen Sohn. Als das Kind ein wenig aufgewachsen war, gelang es dem Weibe zu entfliehen und nach seinem Dorfe zurückzukehren; der Bär aber trug fortan Sorge für die Erhaltung des Kindes, brachte ihm Nahrung und pflegte sein wie früher die Mutter.

Als der Knabe ein Jüngling ward, sehnte er sich die Höhle zu verlassen und in die Welt zu gehen. Der Bär aber bemühte sich ihn davon abzubringen, indem er zu ihm sprach: „Du bist noch jung und schwach und in der Welt draußen giebt es böse Geschöpfe, die sich Menschen nennen und dich umbringen werden.“ Und so beschwichtigte er ein wenig die Sehnsucht des Jünglings, daß dieser noch in der Höhle

blieb. Nach einiger Zeit jedoch überkam ihn wieder die Sehnsucht in die Welt zu gehen, und als es ihm der Bär auf keine Weise mehr aus dem Sinne zu schlagen vermochte, führte er ihn vor die Höhle hinaus unter eine Buche, indem er zu ihm sprach: „Wenn du diese Buche aus der Erde zu reißen im Stande bist, will ich dich in die Welt ziehen lassen, wo nicht, so mußt du noch bei mir bleiben.“ Der Jüngling faßte den Baum, zog hin, zog her, aber vergeblich, er vermochte ihn nicht zu entwurzeln und kehrte daher mit dem Vater in die Höhle zurück. — Als nun wieder einige Zeit verstrichen war, und es den Knaben abermals drängte in die Welt zu ziehen, da führte ihn der Bär nochmals vor die Höhle, und hieß ihn es mit der Buche von neuem versuchen. Diesmal packte er kräftig und riß den Baum aus der Erde. Da sagte ihm der Bär, streife alle Zweige davon ab, nimm den Stamm als Keule auf die Achsel und ziehe fort in die Welt. Der Knabe befolgte den Rath des Vaters, und wie er so durch die Welt zog, gelangte er auf eine Ebene, wo mit vielen hundert Pflügen herrschaftliche Aecker gepflügt wurden. Als er den Ackersleuten nahe war, fragte er, ob sie ihm wohl etwas zu essen geben könnten. Sie erwiderten, er möge sich nur ein wenig gedulden, man werde ihnen bald das Mittagmahl bringen, und wo so viele essen, da könne er wohl auch satt werden. Während sie noch so sprachen, wurden schon die Wagen, Pferde, Maulthiere und Esel sichtbar, die sämmtlich mit dem Mittagessen belastet sich heranbewegten.

Als nun aber das Essen aufgetischt wurde, da sprach Bärensohn: »Das werde ich Alles allein verzehren.« Die Ackersleute darüber höchlich verwundert, meinten, es sei wohl kaum möglich, daß Einer das aufesse, was für so viel hundert Menschen bereitet worden sei! Bärensohn aber blieb dabei und wettete mit ihnen, wenn er nicht Alles aufesse, wolle er ihnen seine Keule, bleibe aber von all dem Essen nichts übrig, dann müßten sie ihm alles Eisen geben, was an ihren Pflügen sei. Hierauf ward das Mahl aufgetischt, Bärensohn griff zu, aß Alles rein auf, und wäre nur noch mehr da gewesen! Da sammelten die Ackersleute Alles was von Eisen an ihren Pflügen war auf einen Haufen, Bärensohn aber drehte einige Birken zusammen, band damit das Eisen in ein großes Bündel, steckte es an das Ende seiner Keule, schwang diese auf die Achsel und ging damit geraden Wegs zu einem Schmiede, dem er sagte, er möge ihm aus all dem Eisen einen Kolben für seine Keule schmieden. Der Schmied übernahm die Arbeit, da ihm aber des Eisens viel zu viel schien, so verbarg er davon beinahe die Hälfte und machte aus dem Uebrigen einen leichten, schlecht gearbeiteten Kolben. Dem Bärensohne kam der Kolben auf den ersten Blick im Vergleich mit dem vielen Eisen, das er hergegeben, zu klein vor, und abgesehen davon, nicht so tüchtig gearbeitet, wie er hätte sein sollen. Als er ihn daher prüfend an seine Keule steckte, schleuderte er ihn mächtig gegen die Wolken, und ließ sich schnell bückend, um sich zu überzeugen ob er wohl etwas tauge, ihn auf seine Schultern

niederfallen. Da barst der Kolben, dem Schmiede zum Verderben, denn nun holte Bärensohn ergrimmt mit seiner Keule aus und schlug ihn todt. Hierauf ging er in die Schmiede, suchte und fand daselbst das zurück behaltene Eisen, welches er sammt den Bruchstücken des geborstenen Kolbens zu einem anderen Schmiede trug und diesen für seine Keule einen Kolben schmieden hieß: „Ich rathe dir aber keinen Scherz zu treiben, und redlich alles Eisen, was ich dir bringe, darauf zu verwenden, wenn du nicht-willst, daß es dir so ergehe wie Jenem, der mir den ersten Kolben schmiedete.“ Der Schmied, welcher schon vernommen hatte, wie es dem Andern ergangen war, rief alle seine Gesellen herbei, sammelte das Eisen, schweißte es zusammen und verfertigte daraus einen Kolben, so gut wie man ihn nur irgend haben kann. Als der Bärensohn den Kolben auf die Keule steckte, schleuderte er ihn abermals gegen die Wolken, und ließ ihn auf seine Schultern niederfallen, aber diesmal zersprang der Kolben nicht, sondern prallte unversehrt zurück in die Höhe. Da sprach er: „Nun ist der Kolben gut,“ nahm ihn auf die Achsel und setzte seinen Weg fort. Und wie er so dahin wanderte, traf er auf dem Felde einen Mann, der zwei Ochsen vor einen Pflug gespannt hatte und pflügte; und als er ganz nahe zu ihm herangekommen war, fragte er diesen, ob er nicht Etwas für ihn zu essen habe. Und der Mann antwortete ihm: „Meine Tochter wird mir gleich das Mittagbrod bringen, und da will ich mit dir theilen was Gott gegeben hat.“ Da hub

Bärensohn zu erzählen an, wie er Alles aufgegessen habe, was für viele hundert Ackersleute bestimmt gewesen war, „was wird bei einem einzelnen Mahle für mich, was für dich sein?“ Während er so sprach, kam das Mädchen und brachte Essen getragen; und wie es noch damit beschäftigt war es aufzutischen, wollte der Bärensohn schon mit beiden Händen zugreifen, der Mann aber wehrte ihm, indem er sprach: „Nichts da! erst bekreuze dich, so wie ich.“ — Bärensohn, hungrig wie er war und weil er nicht anders konnte, bekreuzte sich; dann erst fingen sie zu essen an, aßen sich beide satt, und von dem Essen blieb noch übrig. Nun erst betrachtete Bärensohn das Mädchen, welches das Mahl gebracht hatte, kräftig, gesund und schön war, es gefiel ihm gar wohl und er sprach zu dem Vater: „Willst du mir deine Tochter zum Weibe geben?“ „Gerne,“ antwortete der Mann, „würde ich sie Dir geben, hätt' ich sie nicht schon dem Brko *) versprochen.“ Worauf ihm Bärensohn entgegnete: „Ei was kümmert mich Brko, dem will ich es mit meinem Kolben geben.“ Doch der Mann sprach: „Ja Brko ist auch ein Kämpe, das sollst du gleich sehen.“ Mit einem Male ward aus den Bergen her ein Geräusch und Getöse hörbar und in der Richtung von wo es sich vernehmen ließ, bewegte sich die Hälfte eines Schnurrbartes hervor, auf der drei Hundert und fünf und sechzig Vogelnester zu sehen waren; in einer Weile erschien

*) Brko wird im Serbischen ein Mensch mit großem Schnurrbarte genannt.

auch die andre Hälfte, und der gewaltige Brko stand da. Er schritt zu ihnen heran, streckte sich nach seiner ganzen Länge auf den Bauch hin, und legte sein Haupt in den Schooß des Mädchens, indem er sprach, es möge ihn ein wenig krauen, und das Mädchen fing in der That ihn zu krauen an. Da erhebt sich leise der Bärensohn und versetzt dem Schnurrbart mit seiner Keule einen Schlag über den Kopf; doch Brko deutet bloß mit dem Finger nach der Stelle und spricht zu dem Mädchen: „Hier beißt es mich;“ da holt Bärensohn mit seiner Keule aus und schlägt ihn damit auf eine andere Stelle; doch Brko deutet abermals nur mit den Worten dahin: „Sieh! hier juckt mich wieder etwas.“ Als ihn aber Bärensohn das dritte Mal schlägt, da fährt er ergrimmt mit der Hand nach der geschlagenen Stelle, und ruft aus: „Bist Du etwa blind? Hier beißt mich ja etwas!“ Da spricht das Mädchen: „Ach, dich beißt gar nichts, sondern sieh der Mann da schlägt dich.“ Wie dies Brko vernimmt, da schüttelt er sich und springt vom Boden auf, aber schon hatte Bärensohn seine Keule weggeworfen, eiligen Fußes über das Feld fliehend, und Brko hinter ihm her. Der Bärensohn als der behendere, gewann zwar bald den Vorsprung, aber Brko folgte ihm auf dem Fuße nach und wollte durchaus nicht von der Verfolgung abstehen. Und immer weiter rennend gelangte Bärensohn an einen Fluß, bei welchem Männer in einer Tenne Waizen ausdraschen, und diesen rief er zu: „Brüder! helfet mir um Gottes Willen! Der Schnurrbart verfolgt mich! Was werde ich be-

ginnen? Wie über diesen Fluß kommen?« Da reichte ihm einer von den Männern eine Schaufel hin und sprach: »Setze dich auf meine Schaufel, so will ich dich hinüber schleudern.« Flugs setzt sich Bärensohn auf die Schaufel, der Mann schwingt sie, schleudert ihn auf die andre Seite des Flusses und er eilt weiter. Bald darauf kommt auch Brko dahergerannt und frägt die Männer: »Ist nicht hier ein Mann von solch und solchem Aussehen vorbeigekommen?« Und sie bejahen es. »Aber wie ist er denn über den Fluß gekommen?« frägt Brko weiter. »Er hat ihn übersprungen,« antworten ihm die Männer. Da nimmt sich Brko einen Anlauf und hopp! ist er mit gewaltigem Sprunge am jenseitigen Ufer und setzt dem Bärensohn nach. Dieser aber, als er immer weiter fliehend einen Berg hinan gerannt war, fühlte sich mit einem Male ermüdet, und oben angelangt, traf er auf frisch gepflügtem Acker einen Mann, der eine Tasche um den Hals gehangen trug, aus der er abwechselnd eine Hand voll Samen säte, eine Hand voll aber in den Mund steckte und aß. Diesem Manne rief er zu: »Bruder, hilf mir um Gottes Willen! Was soll ich beginnen? Brko verfolgt mich und ist mir schon auf der Ferse! Ach verbirg mich irgendwo!« Und der Mann entgegnet: »Bei Gott, Bruder, mit dem Schnurrbart ist nicht viel Scherz zu machen; und wenn du nicht hier in meine Tasche unter den Samen kriechen willst, so wüßt' ich nicht, wo ich dich sonst verstecken sollte.« Mit diesen Worten schob er ihn in seine Tasche; und als in einer Weile Brko nach-

kam und nach Bärensohn frug, da sagte ihm der Mann, er ist schon lange lange da vorüber gegangen, und muß nun schon Gott weiß wie weit sein. Da gab der Schnurrbart jede weitere Verfolgung auf und ging zurück.

Der Mann aber, welcher zu säen fortfuhr und des Bärensohnes in seiner Tasche vergessen hatte, packte ihn plötzlich mit einer Hand voll Getreide und schob ihn damit in seinen Mund. Erschrocken und in Angst zermalmt zu werden, läuft Bärensohn im Munde des Mannes hin und her, bis er zu seinem Glücke einen hohlen Zahn entdeckt, in den er eilends hineinschlüpft und sich darin ganz stille verhält. Als der Sämann am Abend nach Hause kömmt, ruft er seinen Schwiegertöchtern: „Kinder! gebt mir meine Zahnstocher, mich drückt etwas in meinem verdorbenen Zahn.“ Da bringen die Schwiegertöchter zwei große eiserne Bratspieße herbei, welche sie, nachdem der Sämann den Mund geöffnet hatte, zu beiden Seiten in die Höhlung des Zahnes stemmten, bis Bärensohn heraussprang. Nun erst erinnerte sich der Sämann seiner, und sprach zu ihm: „Dich hab' ich schlecht verborgen! Wie wenig fehlte, so hätt' ich dich verschluckt.“ — Hierauf aßen sie miteinander zu Abend, und nachdem sie sich schon über Mancherlei besprochen hatten, da frug denn auch Bärensohn seinen Wirth, was ihm wohl mit jenem Zahne geschehen, daß er mitten unter den Uebrigen gesunden so ganz verdorben sei. Da hub der Wirth ihm Folgendes zu erzählen an: „Einst gingen unser Zehn mit dreißig Pferden nach Ragusa um Salz. Unterwegs trafen

wir eine Dirne, welche die Schaafe hütete und uns frug, wo wir hingingen? wir sagten ihr nach Ragusa um Salz, da sprach sie: „Was wollt ihr euch plagen und so weit gehen? Ich habe hier in meiner Handtasche noch etwas Salz, das mir von dem übrig geblieben ist, welches ich meinen Schafen zu lecken gab, und das, denke ich, wird euch allen genug sein.“ Nachdem wir mit ihr über den Preis einig geworden, nahm sie ihre Tasche vom Arme, und wir stiegen von unseren Pferden nahmen die Säcke, und nun ging es an ein Messen und Füllen bis die Säcke aller dreißig Pferde gefüllt waren. Es war dies im Herbst und das Wetter ziemlich schön; eines Tages aber, als schon die Sonne sank und wir uns eben auf dem Gipfel des Tschemerno befanden, umwölkte es sich mit einem Male, dichter Schnee fiel und ein rauher Nordwind drohte uns zu verwehen. Zu unserem noch größeren Unglücke ward es mit einem Male stockfinster und trostlos irrten wir hin und her, bis zuletzt Einer von uns glücklicher Weise eine Höhle entdeckte und ausrief: „Hier her Brüder, hier ist es trocken.“ Da gingen wir denn Einer nach dem Andern alle Zehn mit unseren dreißig Pferden hinein, entlasteten diese daselbst, zündeten Feuer an, kurz, machten es uns bequem und übernachteten wie in einem Hause. Als aber der Morgen anbrach, da hättest du was sehen können! wir befanden uns alle in einem Menschenschädel, der zwischen Weinbergen da lag. Während wir uns noch darob verwunderten und unsere Pferde belasteten, da kam unseliger Weise der Wächter jener Weinberge dahergeschritten, ergriff den Schädel,

in dem wir uns noch alle befanden, legte diesen in seine Schleuder und sie ein paar Male mächtig über seinem Haupte schwingend, schleuderte er ihn weit über die Weinberge hinaus, um eine Schaar Staare damit zu verscheuchen, und als der Schädel auf einen Berg niederfiel, da beschädigte ich mir diesen Zahn.« — Und euch zu Ehren diese Lüge.

2.

Das Luftschloß.

Einst lebte ein Kaiser, der hatte drei Söhne und ein Töchterlein, das er hinter Schloß und Riegel erzog und hütete wie seiner Augen Licht. Als das Mädchen herangewachsen war, bat es eines Abends den Vater, ihm doch zu erlauben, daß es mit seinen Brüdern sich ein wenig vor dem Schloße ergehe, und der Vater gab es zu. Doch kaum waren die Geschwister vor das Schloß getreten, siehe, da kam ein Drache geflogen, der das Mädchen ergriff und aus der Mitte seiner Brüder in die Wolken hinauftrug. Die Brüder eilten so schnell sie konnten zum Vater, erzählten ihm was vorgefallen war, und erklärten sich bereit auszugehen und ihre Schwester zu suchen. Der Kaiser billigte diesen Vorschlag, gab jedem ein Pferd und dazu Alles was sonst noch

für die Reise nöthig ist, und so zogen sie denn fort. Nach langem Reisen gelangten sie zu einem Schlosse, das weder am Himmel noch auf der Erde, sondern in der Luft erbaut war. Als sie näher kamen, da dachten sie, ob nicht dort vielleicht ihre Schwester sei und fingen an sich zu berathen, wie sie zu ihr hinaufkommen könnten. Nach langem Nachdenken, Ueberlegen und Besprechen faßten sie den Beschluß, eines ihrer Pferde zu schlachten, aus der Haut des Pferdes einen Riemen zu schneiden, an dessen äußerstem Ende einen Pfeil zu befestigen, diesen auf das Schloß abzuschießen und wenn er oben stecken bleibe, am Riemen empor zu klimmen. Die beiden jüngern Brüder forderten den Aeltesten auf, sein Pferd zu schlachten, aber dieser wollte es nicht thun, und als auch der Zweite sich weigerte, da tödtete der Jüngste sein Pferd, schnitt aus der Haut einen Riemen, befestigte an dessen äußerstem Ende einen Pfeil und schoß diesen nach dem Schlosse ab. Nun sollte einer an dem Riemen emporklimmen, aber wieder weigerten sich die beiden älteren Brüder und nur der Jüngste war dazu bereit. Oben angekommen, fing er an der Reihe nach durch alle Gemächer zu gehen, bis er zuletzt in ein Gemach trat, in welchem er seine Schwester erblickte. Die saß da, und der Drache hatte seinen Kopf in ihren Schooß gelegt und schlief. Wie sie ihren Bruder erblickte, erschrack sie sehr, und bat ihn flehentlich zu fliehen, ehe noch der Drache erwacht sei, doch er achtete nicht darauf, sondern nahm seine Keule, schwang sie und versetzte dem Drachen einen Schlag auf den Kopf. Der

tigam, mit der Keule ein wenig über den Rücken, daß er vom Pferde stürzte, worauf er wieder in das Schloß zurückflog. Als er erfuhr, daß der zweite Bruder sich verheirathen wolle, da kam er in dem Augenblicke, als die Hochzeitgäste aus der Kirche traten, auf dem Schimmel herangeflogen, schlug wieder den Bräutigam ein wenig über die Schulter, daß er gleich vom Pferde fiel und jagte dann abermals aus der Mitte der Hochzeitgäste hinweg. Als er aber zuletzt vernahm, daß der Hirt sich mit seinem Mädchen vermählen wolle, da bestieg er den Falben, kam herangeflogen eben als die Hochzeitgäste aus der Kirche gingen, und schlug den Bräutigam mit seiner Keule so über den Kopf, daß er todt zur Erde fiel. Nun sprangen die Hochzeitgäste herbei ihn zu fangen, er aber dachte diesmal gar nicht daran zu entfliehen, sondern blieb unter ihnen, indem er ihnen entdeckte, daß er und nicht jener Hirte des Kaisers jüngster Sohn sei und ihnen erzählte, wie die Brüder ihn aus Neid in jenem Schlosse verlassen hatten, in welchem er die Schwester gefunden und den Drachen, der sie geraubt, getödtet hatte, was auch die Schwester und die drei Mädchen bezeugten. Als dieß der Kaiser vernahm, ergrimmte er so über seine zwei älteren Söhne, daß er sie von sich jagte, den Jüngsten aber mit seiner auserwählten Braut verheirathete, und ihm nach seinem Tode das Reich hinterließ.

3.

Die Thiersprache.

Einst hatte ein Mann einen Hirten, der ihm viele Jahre treu und redlich diente. Als dieser eines Tages seine Schaafe weidete, hörte er vom Walde her ein Gezische, ohne zu wissen, was es wäre. Er ging deshalb dem Laute in den Wald nach, um die Ursache davon zu erkunden. Als er hinkam, fand er, daß sich das dürre Gras und Laub entzündet hatte, und auf einer von den Flammen umkreisten Stelle zischte eine Schlange. Der Hirte blieb stehen um zu sehen, was die Schlange endlich beginnen würde, denn rings um sie stand Alles in Flammen und der Brand näherte sich ihr immer mehr und mehr.

Da rief die Schlange plötzlich dem Hirten zu: O Hirte! Um Gottes Willen rette mich aus diesem Feuer. Und der Hirte reichte ihr seinen Stock über die Flamme hin, an dem sie sich emporwand, und ihm auf die Hand kam, von der Hand nach dem Halse kroch und sich um denselben ringelte. Als dieß der Hirte sah, gerieth er darüber in Verwunderung und sprach zur Schlange: „Was soll dies zur unseligen Stunde! Befreite ich dich mir zum Verderben?“ Aber die Schlange erwiederte ihm: „Fürchte nichts, sondern trage mich heim zu meinem Vater, welcher Schlangenkönig ist.“ Der Hirte aber fing an zu bitten und sich damit zu entschuldigen,

daß er doch seine Schafe nicht allein lassen könne, aber die Schlange sprach: „Um deine Schafe sollst du dich nicht im Geringsten kümmern, ihnen soll kein Leid geschehen, geh nur so schnell als möglich.“ Da ging denn der Hirte mit der Schlange fort durch den Wald, bis er zuletzt an ein Thor kam, das ganz von ineinander geschlungenen Schlangen gebildet war. Da that die Schlange, welche der Hirte trug, einen Pfiff und alsbald lösten sich die Schlangen von einander und da sprach die Schlange zum Hirten: „Wenn wir in das Schloß zu meinem Vater kommen, wird er dir Alles geben, was du nur fordern magst, Silber, Gold, Edelsteine oder was es sonst Köstliches auf Erden giebt, du aber nimm von All dem Nichts, sondern begehre nur die Sprache der Thiere zu verstehen. Das wird er dir zwar lange verweigern, aber zuletzt doch bewilligen.“ Während dem kamen sie ins Schloß zum Vater, der weinend die Schlange frug: „Um Gottes Willen, Töchterlein, wo warst du?“ Und sie hub der Reihe nach zu erzählen an, wie sie von einem Waldbrande umschlossen gewesen sei, und wie der Hirte sie befreit habe. Der Schlangenkönig wendete sich nun zum Hirten und frug ihn: „Was willst du, daß ich dir für die Befreiung meines Kindes gebe?“ „Gieb mir die Thiersprache, sonst begehre ich weiter nichts,“ antwortete der Hirte. Da sagte ihm der König: „Das taugt nicht für dich, denn wenn ich dir auch die Gabe verleihe, die Sprache der Thiere zu verstehen, und du es Jemanden sagst, so müßtest du gleich sterben, verlange daher lieber, was dir sonst zu besitzen lieb wäre und

ich will es dir geben.« Der Hirte aber antwortete hierauf: »Wenn du mir irgend Etwas geben willst, so gewähre mir die Sprache der Thiere, wo nicht, so lebe wohl und Gott behüte dich! ich brauche nichts Anderes,« und schickte sich hiemit an zu gehen. Da rief ihn der König zurück und sprach: »Halt ein! und komm her, wenn du durchaus es willst. Mache den Mund auf.« Der Hirte öffnete den Mund und der Schlangenkönig spuckte ihm in denselben und sagte: »Jetzt spucke du mir in den Mund.« Der Hirte that wie ihm geheißen war, worauf der Schlangenkönig ihm abermals in den Mund spuckte. Und nachdem sie so drei Mal nach einander sich gegenseitig in den Mund gespuckt hatten, da sagte ihm der König: »Nun verstehst du die Sprache der Thiere, geh mit Gott! und hüte dich, wenn dir dein Leben theuer ist, einem Menschen etwas davon zu verrathen, denn sagst du Jemanden nur ein Wort davon, so wirst du augenblicklich sterben.«

Der Hirte kehrte zurück, und wie er durch den Wald ging, hörte und verstand er Alles, was die Vögel sprachen und das Gras und Alles was sonst auf der Erde ist. Als er zu seinen Schafen kam und sie alle vollzählig und in Ordnung fand, legte er sich ein wenig nieder um auszuruhen. Kaum hatte er sich hingelegt, da kamen zwei Raben herbeigeflogen, die sich auf einen Baum setzten und in ihrer Sprache zu sprechen anfingen: »Wenn jener Hirte wüßte, daß an der Stelle, wo jenes schwarze Schäfchen liegt, unter der Erde ein ganzer Keller voll Gold und Silber sich

befindet!" Wie dieß der Hirte hörte, ging er hin zu seinem Herrn und sagte es ihm, und der Herr nahm einen Wagen mit sich und sie gruben die Thür eines Kellers auf und führten den Schatz heim.

Der Herr war aber ein redlicher Mann und gab den ganzen Schatz dem Hirten, indem er zu ihm sprach: "Mein Söhnchen, der ganze Schatz hier ist dein, den hat dir Gott gegeben."

Der Hirte nahm den Schatz, erbaute sich ein Haus, und nachdem er sich verheirathet hatte, lebte er froh und zufrieden, und ward gar bald als der reichste Mann nicht nur jenes Dorfes, wo er lebte, bekannt, sondern auch in der ganzen Umgebung war kein Zweiter zu finden, der sich mit ihm hätte vergleichen können. Er hatte seine Schaf-, Rinder- und Pferdehirten, viel Hab und Gut und großen Reichthum. Eines Tages gerade vor Weihnachten sprach er zu seinem Weibe: "Bereite Wein und Branntwein und was man sonst braucht, morgen wollen wir hinaus in den Maierhof und es den Hirten bringen, damit auch sie sich erlustigen mögen." Die Frau befolgte sein Geheiß, und bereitete Alles so wie er ihr befohlen hatte. Als sie des andern Tages in den Maierhof kamen, sprach der Hausherr am Abende zu allen Hirten: "Nun versammelt euch und esset, trinket und seid guter Dinge, ich aber will diese Nacht für euch bei den Herden bleiben." Und er ging wirklich und blieb bei den Herden. Als Mitternacht herankam, da heulten die Wölfe und die Hunde bellten, und die Wölfe sprachen in ihrer Sprache:

„Dürfen wir kommen und Schaden anrichten? so sollt auch ihr Fleisch haben.“ Und die Hunde antworteten in ihrer Sprache: „Kommt immerhin, damit auch wir uns einmal satt essen.“ Aber unter diesen Hunden war auch ein alter Hund, der nicht mehr als zwei Zähne im Maule hatte, und dieser sprach zu den Wölfen:

„So lange ich noch diese meine zwei Zähne im Maule habe, werdet ihr meinem Herrn keinen Schaden thun.“

Alles dies hatte aber der Hausvater mit angehört und verstanden, und so wie der Morgen graute, befahl er alle Hunde todt zu schlagen, und nur jenen alten Hund am Leben zu lassen. Die Knechte wunderten sich und sprachen: „Aber bei Gott, das ist ja Schade, Herr!“ Doch der Hausvater befahl: „Was ich sage, soll geschehen.“ Darauf bereitete er sich mit seinem Weibe zur Heimkehr, und Beide bestiegen die Pferde; er ritt einen Hengst, das Weib aber saß auf einer Stute. Und wie sie so ihres Weges ritten, da geschah es, daß der Mann etwas vorangeritten war, und das Weib zurückblieb. Da wieherte des Mannes Pferd und sprach zur Stute: „Vorwärts, schneller! was bleibst du so zurück?“ Und die Stute antwortete ihm: „Ja, dir ist leicht, du trägst nur den einen Herrn, ich aber trage Dreie; ich trage die Herrin, mit ihr das Kind zu dem sie gute Hoffnung hat, und in mir ein Füllen.“ Da sah der Mann sich um und lachte, und die Frau dies bemerkend, trieb ihre Stute an, holte den Mann ein und frug ihn weshalb er gelacht habe. „Ach, wegen gar nichts, es kam mir gerade

in den Sinn," antwortete ihr der Mann. Doch der Frau war diese Antwort nicht genügend und sie drang fort und fort in ihn, ihr zu sagen weshalb er gelacht hatte. Aber er wehrte sich und sagte: "Laß mich in Frieden, Weib, was fällt dir bei? Gott mit dir! ich weiß selbst nicht warum ich gelacht habe." Aber je mehr er auswich, desto mehr bestürmte sie ihn ihr die Ursache seines Lachens mitzutheilen. Zuletzt sagte ihr der Mann: "So wisse denn, daß, wenn ich es dir sage, ich augenblicklich sterben muß." Doch selbst dies beachtete sie nicht, sondern quälte ihn fortwährend, er müsse es ihr sagen.

Mittlerweile kamen sie heim. Vom Pferde absitzend, bestellte der Mann sogleich einen Sarg, und als dieser fertig war, stellte er ihn vor das Haus und sprach zum Weibe: "Sieh, jetzt werde ich mich in diesen Sarg legen und dir dann sagen, weshalb ich gelacht habe, aber so wie ich es ausspreche, werde ich sterben." Und hierauf legte er sich wirklich in den Sarg, und wie er noch einmal um sich blickte, da kam jener alte Hund aus dem Maierhof, setzte sich ihm zu Haupte und weinte. Wie der Mann dies bemerkte, rief er dem Weibe: "Bringe ein Stück Brot heraus und gieb es diesem Hunde." Das Weib bringt ein Stück und wirft es dem Hunde vor, der aber sieht es gar nicht an. Da kommt der Haushahn herbei gelaufen und pickt nach dem Brote, da sagte der Hund zu ihm: "Elender Nimmersatt! du kannst noch essen, wenn du siehst, daß der Hausvater sterben will?" Und der Hahn erwiederte ihm darauf: "mag er sterben, wenn er so

dumm ist. Ich habe Hundert Weiber, die rufe ich alle zusammen, wenn ich irgendwo ein Körnlein finde, und sobald sie kommen, verschlucke ichs selbst, und wollte sich eins darüber ärgern, das würde ich mit meinem Schnabel belehren, und er hat nur Ein Weib und das ist er nicht im Stande zur Ruhe zu bringen.«

Sobald dies der Mann vernimmt, steigt er schnell aus dem Sarge, ergreift einen Stock und ruft sein Weib ins Zimmer: »Komm, nun will ich dir sagen, was du so gern wissen möchtest.« Und indem er ihr mit dem Stocke Eines um das Andere aufmaß, sprach er: »Das ist es, Weib, das ist es!« auf diese Art aber wurde er mit ihr fertig, und nie mehr fragte sie ihn wieder, warum er gelacht hatte.

4.

Der goldene Apfelbaum und die neun Pfauinnen.

Es war einmal ein Kaiser, der hatte drei Söhne und vor seinem Palaste einen goldenen Apfelbaum, der jede Nacht blühte und Früchte trug, die aber immer gleich gepflückt wurden, ohne daß man je hätte erfahren können, von wem.

Einst hub nun der Kaiser sich mit seinen Söhnen in folgender Weise zu besprechen an: »Wo nur die Frucht

unseres Baumes hinkommen mag!« worauf der älteste Sohn sagte: »Ich will den Baum diese Nacht hüten, um zu sehen, wer sie pflückt.« Und als es dunkel ward, ging er hin und legte sich unter den Apfelbaum, um ihn zu hüten, aber als die Aepfel schon anfingen zu reifen, schlief er ein, und als er mit dem Morgenroth erwachte, waren die Aepfel gepflückt. Da ging er hin zum Vater und sagte ihm Alles getreulich. Nun erbot sich der zweite Sohn den Apfelbaum zu hüten, aber auch ihm erging es wie dem Ersten, auch er schlief unter dem Baum ein, und als er mit dem Frühroth erwachte, waren die Aepfel weg. Nun kam die Reihe den Baum zu hüten an den jüngsten der Söhne, der schon darauf vorbereitet war und gleich zu dem Baum hinab ging, sich unter demselben ein Lager zurecht machte und sich schlafen legte. Gegen Mitternacht erwachte er, schaute zum Baume auf, und sieh! da begannen die Aepfel eben zu reifen und das ganze Schloß erglänzte von ihrer Pracht. In dem Augenblicke kamen neun goldene Pfauinnen durch die Luft geflogen, acht ließen sich auf dem Baume nieder, die Neunte aber auf des Prinzen Lager, wo sie sich alsbald in ein Mädchen verwandelte, wie kein schöneres im ganzen Kaiserthume zu sehen war. Auch ihm gefiel sie über alle Maßen, und sie küßten sich und koseten zusammen bis nach Mitternacht, dann aber erhob sich das Mädchen, dem Prinzen dankend für die Aepfel, die ihre Schwestern indessen gepflückt; er aber bittet es, ihm doch wenigstens Einen zu lassen. Da gab das Mädchen ihm deren Zwei, einen möge er für sich

behalten, und den zweiten seinem Vater bringen, worauf es sich wieder in eine Pfauin verwandelte und mit den Andern entschwebte.

So wie der Tag anbrach, stand der Prinz auf und brachte dem Vater die beiden Aepfel. Der Vater war darüber hoch erfreut und belobte seinen jüngsten Sohn. Den nächsten Abend hielt sich des Kaisers jüngster Sohn abermals bereit bei dem Baume zu wachen, hütete ihn auf gleiche Weise wie die erste Nacht, und brachte am Morgen dem Vater wieder zwei goldene Aepfel. Nachdem er dies einige Nächte nach einander ausgeführt, fingen die Brüder an ihm feind zu sein, weil es ihnen nicht gelungen war, den Baum mit Erfolg zu hüten, während dies ihm nun jede Nacht gelang. Und es fand sich eine verdammte Alte, die sich mit ihnen verabredete und sich erbot, es listig auszuspähen und zu erfahren, auf welche Weise der Prinz den Apfelbaum hüte. Und als es Abend ward, stahl sich die Alte unter den Baum, kroch hinter das Lager und verbarg sich daselbst. Bald nach ihr kam auch des Kaisers jüngster Sohn und legte sich wie früher nieder, um zu schlafen. Gegen Mitternacht, sieh, da kamen die acht Pfauinnen auf den Baum geflogen, die Neunte aber ließ sich auf des Prinzen Bette nieder, wo sie sich alsbald in ein Mädchen verwandelte. Da erfaßte die Alte leise eine von des Mädchens Haarflechten, die vom Bette niederhingen und schnitt sie ab. In dem Augenblick sprang das Mädchen vom Lager empor, verwandelte sich in eine Pfauin und flog weg, die übrigen Pfauinnen, welche auf dem Baume

faßen, ihr nach, und flugs waren alle verschwunden. Da springt auch der Prinz auf und ruft: „Was soll das?“ Und als er um sich blickte, gewahrte er die Alte unter dem Bette, welche er alsbald ergriff und hervorzog, und wie der Tag anbrach, befahl er, sie scheuen Pferden an die Schweife zu binden, und von ihnen zerreißen zu lassen. Die Pfauinnen aber kamen fortan nicht mehr auf den Apfelbaum, worüber der Prinz nicht aufhörte zu klagen und zu weinen. Zuletzt beschloß er in die Welt zu gehen und seine Pfauin zu suchen, und nicht eher heimzukommen, bis er sie gefunden hätte, ging hin zum Vater und theilte ihm seinen Entschluß mit. Der Vater gab sich alle Mühe ihn davon abzubringen, er möge sich diese Sache aus dem Sinne schlagen, er sei bereit ihm jedes andere Mädchen zu freien, welches er nur immer wolle in seinem ganzen Reiche. Doch das war Alles vergeblich, der Königssohn rüstete sich und zog von einem Diener begleitet in die Welt, seine Pfauin zu suchen.

Nachdem sie nun lange durch die Welt gegangen waren, kamen sie einmal zu einem See, woran ein großes, prächtiges Schloß stand, in welchem eine Alte, die eine Kaiserin war, und ein Mädchen, der alten Kaiserin Tochter, lebte. Diese Alte frug der Prinz: „Bei Gott! Mütterlein, wüßtest du mir nicht Kunde zu geben von neun Pfauinnen?“ worauf ihm die Alte antwortete: „Ja, mein Söhnlein, ich weiß von ihnen; jeden Mittag kommen sie sich hier in diesem See zu baden, aber schlag dir die Pfauinnen aus dem Sinne und nimm dir meine Tochter, sie ist ein schönes Mädchen, und soll dir

mit all den Schätzen angehören.« Doch der Prinz in seiner Ungeduld die Pfauinnen zu sehen, hörte kaum, was die Alte von ihrer Tochter sprach. So wie der Morgen anbrach, stand er auf und ging hinaus an den See die Pfauinnen zu erwarten, aber die Alte bestach seinen Diener, und gab ihm ein Blasebälglein, mit dem man das Feuer anfacht, indem sie ihm sagte: »Sieh hier dieses Blasebälglein; wie ihr an den See hinaus geht, so blase deinem Herrn unvermerkt ein wenig von hinten in den Hals, da wird er alsbald einschlafen, und nicht mit den Pfauinnen sprechen können.« Der elende Diener that dies wirklich; als sie hinaus kamen an den See, fand er einen passenden Augenblick seinem Herrn aus jenem Blasebälglein in den Hals zu blasen, und alsbald fiel dieser in einen todähnlichen Schlaf. Kaum aber war er eingeschlafen, sieh, da kamen die neun Pfauinnen, und wie sie kamen, senkten sich acht auf den See, die Neunte aber ließ sich auf des Prinzen Pferd nieder, und fing ihn zu liebkosen und zu wecken an, indem sie sprach: »Erwache Labsal mein! Erwache Herzelein! Erwache Seelchen.« Doch er hörte nicht, als wäre er todt; und nachdem sich die Pfauinnen gebadet hatten, flogen sie mitsammen wieder weg. In dem Augenblicke erwachte auch der Prinz und frug seinen Diener: »Was giebt es? sind sie da gewesen?« Und der Diener erzählte ihm, wie sie gekommen seien, und wie achte von ihnen sich auf den See gesenkt, die Neunte aber sich zu ihm aufs Pferd niedergelassen, und wie sie ihn geliebkost und zu wecken sich bemüht habe. Und als dies der arme Kaiser-

sohn hörte, da hätte er sich tödten mögen. Am Morgen des zweiten Tages bereitete er sich wieder mit seinem Diener, bestieg sein Pferd und ritt auf und ab den See entlang. Aber von neuem fand der Diener Gelegenheit ihm mit dem Blasebälglein in den Hals zu blasen, daß er wieder in Schlaf versank als wäre er todt. So wie er aber eingeschlafen war, sieh, da sind auch schon die neun Pfauinnen. Acht lassen sich nieder in den See, die Neunte aber setzt sich zu ihm aufs Pferd, und fängt ihn zu liebkosen und zu wecken an, indem sie spricht: „Erwache Labsal mein! erwache Herzelein, erwache Seelchen!“ Doch umsonst, er schläft wie todt. Da sagte sie zum Diener: „Sage deinem Herrn, morgen noch könne er uns hier erwarten, dann aber werde er uns nimmer hier sehen.“ Und damit flogen sie wieder weg. In demselben Augenblicke erwachte auch wieder der Prinz und frug den Diener: „Sind sie gekommen?“ und der Diener antwortet ihm: „Ja, sie waren da, und lassen dir sagen, morgen noch könntest du sie hier erwarten, dann aber werden sie nimmer hieher kommen.“ Wie dies der Aermste hört, weiß er nicht was mit sich selbst beginnen, und rauft sich das Haar aus Schmerz und Trauer. Als der dritte Tag graute, bereitete er sich wieder nach dem See zu gehen, bestieg sein Pferd und ritt den See entlang, aber diesmal wollte er nicht das Pferd im Schritte gehen lassen, sondern ritt beständig im Galopp, damit er nur nicht einschlafe. Aber auch diesmal findet der Diener eine Gelegenheit ihm mit dem Blasebälglein in den Hals zu blasen, und

augenblicklich sinkt er auf den Hals des Pferdes nieder und schläft. So wie er eingeschlafen war, sieh, da kamen nochmal die neun Pfauinnen, und wie sie kamen, senkten sich acht auf den See, die Neunte aber ließ sich auf sein Pferd nieder, liebkoste ihn und bemühte sich ihn zu wecken, indem sie sprach: »Erwache Labsal mein! erwache Herzelein! erwache Seelchen!« Aber vergeblich, er schläft wie todt. Da sagt die Pfauin dem Diener: »Wenn dein Gebieter aufwacht, so sage ihm, er möge den oberen Nagel auf den unteren schlagen, dann werde er mich finden.« Und somit flogen alle neun Pfauinnen weg. Sobald sie weggeflogen waren, erwachte auch der Prinz und frug wieder den Diener: »Waren sie da?« Und der Diener antwortete: »Ja, sie waren da, und die sich auf dein Pferd niedergelassen hatte, trug mir auf dir zu sagen, du mögest den oberen Nagel auf den unteren schlagen, dann werdest du sie finden.« Wie der Prinz dies hörte, riß er den Säbel aus der Scheide und schlug dem Diener den Kopf ab. Dann fing er an allein durch die Welt zu reisen, und wie er so wanderte, gelangte er in ein Gebirge, übernachtete dort bei einem Einsiedler, und frug auch diesen ob er ihm nicht etwas von den neun Pfauinnen zu sagen wüßte. Worauf der Einsiedler ihm antwortete: »Ei, mein Söhnlein! du bist glücklich, und Gott selbst hat dich auf den rechten Weg geleitet. Von hier bis zu ihnen ist nicht mehr als einen halben Tag Weges, geh nur immer gerade aus, so wirst du an ein großes Gitterthor kommen, und wenn du an diesem vorüber bist, so halte

dich rechts, und du wirst gerade in ihre Stadt kommen, dort sind auch ihre Höfe.«

So wie der Morgen graute, erhob sich der Kaisersohn, machte sich reisefertig, dankte dem Einsiedler und trat den Weg an, den dieser ihm bezeichnete hatte. Und immer fort gehend, gelangte er wirklich an ein großes Gitterthor, und an diesem vorbei hielt er sich gleich rechts, und gegen Mittag sah er zu seiner großen Freude die Stadt erglänzen, und als er in die Stadt hineinkam, erfrug er auch das Schloß der goldenen Pfauinnen. Am Thor aber wurde er von der Wache angehalten und gefragt, wer er sei, und woher er komme, und nachdem er ihnen Bescheid gegeben hatte, gingen sie hin und meldeten es der Kaiserin; doch kaum erfuhr diese, wer vor dem Thore stehe, als sie wie von Sinnen in Gestalt jenes Mädchens, das zu suchen er die Welt durchzog, zu ihm eilte, ihn bei der Hand faßte und in das Schloß führte. Da war nun große Freude, und nach einigen Tagen vermählten sich die Beiden, und der Prinz beschloß bei seiner Neuvermählten zu bleiben und da zu leben. Nach einiger Zeit ging die Kaiserin spazieren, während der Prinz im Schlosse zurückblieb. Beim Weggehen übergab ihm die Kaiserin die Schlüssel von zwölf Kellern, indem sie zu ihm sprach: »In alle Keller kannst du gehen, nur in den zwölften geh um keinen Preis, nicht einmal öffnen sollst du ihn, sonst gilt es dir den Kopf, und mit dem soll man nicht Scherz treiben.« Und damit ging sie weg.

Der Kaisersohn, der allein im Schlosse blieb, fing als-

bald an bei sich zu denken: „Was könnte denn nur in dem zwölften Keller sein?“ Und dann fing er an die Keller der Reihe nach zu öffnen. Als er zu dem zwölften kam, da zögerte er im Anfange ihn zu öffnen, aber die Neugierde, was wohl in diesem Keller sein könne, stachelte ihn so sehr, daß er zuletzt auch diesen aufschloß. Wie er hineintrat, sah er in der Mitte des Kellers ein großes Faß mit eisernen Reifen beschlagen, und eine Stimme dringt aus demselben hervor: „Um Gottes Willen, Bruder! bitte ich dich, gieb mir ein Glas Wasser, ich sterbe vor Durst,“ da nimmt der Prinz ein Glas Wasser und gießt es in das Faß, aber so wie er es hineingießt, springt am Fasse ein Reif. Hierauf ertönt abermals die Stimme aus dem Fasse: „Um Gottes Willen, Bruder, ich sterbe vor Durst, gieb mir noch ein Glas Wasser.“ Der Prinz gießt wieder ein Glas Wasser hinein, und wieder springt am Fasse ein Reif. Und zum dritten Male ertönt die Stimme aus dem Innern des Fasses: „Bei Gott, Bruder! ich sterbe vor Durst, gieb mir nur noch ein Glas Wasser.“ Der Prinz gießt noch ein Glas Wasser hinein, da springt der dritte Reif, das Faß fällt auseinander, und aus demselben flog ein Drache heraus, der die draußen lustwandelnde Kaiserin packte und von dannen trug. Bald eilten die erschrockenen Dienerinnen herbei, und erzählten dem Prinzen was sich zugetragen, und auf welche Weise; und er, der Arme, wußte nicht was er beginnen sollte in seinem Jammer, bis er zuletzt beschloß, abermals in die Welt zu gehen und seine Frau zu suchen. Nachdem er die Welt

lange Zeit durchreist hatte, kam er an ein Wasser, und wie er so das Wasser entlang ging, bemerkte er in einer kleinen Lache ein Fischchen, das ängstlich zappelte. Als das Fischchen den Prinzen erblickte, fing es an ihn zu bitten: »Sei um Gottes Willen mir ein Bruder, und wirf mich ins Wasser, ich werde dir einmal sehr nützen können, nur mußt du dir eine von meinen Schuppen nehmen, und wenn du mich brauchst, sie ein wenig zwischen den Fingern reiben.« Der Prinz packte das Fischchen und warf es in das Wasser, nachdem er vorher von ihm eine Schuppe genommen, und diese sorgsam in ein Tuch gewickelt hatte. Und als er weiter zog durch die Welt, da traf er nach einiger Zeit unter Weges einen Fuchs, der sich in einer Falle gefangen hatte. So wie der Fuchs des Prinzen ansichtig ward, rief er ihn an: »Sei mir bei Gott ein Bruder, und befreie mich aus diesem Eisen, ich werde dir einmal sehr nützen können, nur mußt du dir von mir ein Haar nehmen, und wenn du mich brauchst, es ein wenig zwischen den Fingern reiben.« Der Prinz befreite den Fuchs, und nahm sich von ihm ein Haar. Und weiter gehend über ein Gebirge traf er auch einen Wolf, der in eine Falle gerathen war. Und auch der Wolf, ihn erblickend, rief ihm zu: »Sei Gott zu Lieb ein Bruder mir, und befreie mich, ich werde dir beistehen, wenn du in Noth bist, nimm nur eines meiner Haare, und wenn du mich benöthigst, dann reib es ein wenig zwischen den Fingern.« Da nahm der Prinz auch ein Haar vom Wolfe und ließ ihn frei. Nachdem er noch sehr lange Zeit darauf herum

gereist war, begegnete er einem Mann, und diesen fragte er: „Bei Gott, Bruder! hast du wohl je gehört, wo die Höfe des Drachenkaisers sind?“ Der Mann wußte ihm Bescheid zu ertheilen, und nachdem er ihn zurecht gewiesen hatte, sagte er ihm auch, wie viel Zeit er noch brauche um dahin zu kommen. Da dankte ihm der Prinz und ging weiter ohne Rast, bis er am Abende die Stadt des Drachenkaisers erreichte. Als er in die Drachenhöfe eintrat, da fand er auch seine Geliebte, und Beide freuten sich des Wiedersehens, und fingen alsbald an sich zu berathen, was nun zu thun sei, und wie sie sich am besten retten könnten. Zuletzt beschlossen sie zu fliehen. So schnell wie möglich machten sie sich reisefertig, bestiegen Pferde und flohen. Kaum aber waren sie aus dem Schlosse entwichen, als der Drache heimgeritten kam, und als er das Schloß betrat, und die Kaiserin nicht mehr daselbst fand, da fieng er mit seinem Rosse, welches reden konnte, zu sprechen an: „Was sollen wir thun? sollen wir nun essen und trinken, oder zur Verfolgung aufbrechen?“ Worauf das Roß ihm antwortete: „Iß und trink und sei unbesorgt, wir werden sie schon einholen.“ Da aß der Drache zu Mittag, und nachdem er gegessen hatte, bestieg er sein Roß und verfolgte die Flüchtigen, und in Kürze hatte er sie eingeholt. Und wie er sie erreicht hätte, nahm er dem Prinzen sein Liebchen weg und sprach zu ihm: „Du geh mit Gott! dies Mal will ich dir vergeben, um jenes Wassers willen, das du mir im Keller gereicht hast, aber kehre nie mehr wieder, so dir dein Leben lieb ist.“ Betrübt ging der

Arme ein Stückchen Weges weiter, aber dem Drange seines Herzens nachgebend, kehrte er wieder um, und ging den nächsten Tag abermals nach dem Drachenschlosse, wo er die Kaiserin antraf, wie sie allein im Schlosse saß und weinte. Und wie sie sich wieder sahen, da fingen sie abermals an sich zu berathen, wie sie wohl entfliehen könnten. Und der Prinz sprach zu seiner Geliebten: „Wenn der Drache heim kömmt, sollst du ihn fragen, wo er das treffliche Pferd bekommen hat, und es mir dann sagen, damit auch ich ein Solches suche, vielleicht können wir dann entkommen.“ Und mit diesen Worten verließ er das Schloß. So wie der Drache nach Hause kam, fieng die Kaiserin an sich ihm schmeichelnd zu nähern, und von Verschiedenem mit ihm zu sprechen an, und bis sie zuletzt sagte: „Aber du hast ein schönes Pferd! Sage mir doch, wo du es her hast, so wahr du an Gott glaubst!“ Worauf er ihr antwortete: „Ja, wo ich es her habe, da kann es nicht Jeder herbekommen. In diesem und diesem Gebirge lebt eine Alte, die hat zwölf so schöne Pferde an blanken Krippen stehen, daß es dir schwer würde zu sagen, welches wohl das schönste sei. Und in einem Winkel des Stalles hat sie ein Pferd, das sieht ganz räudig und erbärmlich aus, aber gerade dieses ist das allerbeste; es ist der Bruder meines Pferdes, wer das bekommt, der kann sich mit ihm bis in die Wolken erheben. Allein wer dies Pferd haben wollte, muß der Alten drei Tage dienen. Sie hat nämlich eine Stute mit einem Füllen, die soll man ihr drei Nächte hüten, und wer Stute und Füllen durch drei

Nächte lang gut hütet, dem giebt die Alte eines ihrer Pferde, das er sich selber wählen kann. Wer aber sich bei der Alten verdingt, und Stute und Füllen durch drei Nächte nicht gut zu hüten im Stande ist, um dessen Kopf ist es geschehen.«

Den nächsten Tag, als der Drache von Hause wegging, kam der Prinz und da theilte ihm die Kaiserin Alles mit, was sie vom Drachen erfahren hatte. Da machte er sich auf zu jener Alten ins Gebirge zu gehen, und als er hinkam sprach er zu ihr: »Gott helfe dir, Mütterlein!« Und sie erwiederte ihm den Gruß: »Möge Gott auch dir helfen, Söhnlein; doch was hast du vor?« worauf er sagte: »Bei dir wollt ich gerne dienen.« Und sie antwortete ihm: »Gut mein Söhnlein. Wenn du mir durch drei Tage meine Stute gut hütest, will ich dir ein Pferd geben, welches du nur immer willst, hütest du sie aber nicht gut, dann nehme ich dir den Kopf.« Dann führte sie ihn hinaus in den Hof, welcher ringsum von Pfählen umgeben war, und auf jedem Pfahle stack ein Menschenkopf, nur ein einziger Pfahl war leer, und dieser rief in einem fort: »Alte, gieb mir auch einen Kopf.« Alles dies zeigte ihm die Alte und sprach dann: »Sieh, alle diese hatten sich bei mir verdungen, und keiner war im Stande die Stute zu hüten. Doch den Prinzen schreckte es nicht, er blieb dort um der Alten zu dienen.

Als es Abend ward, bestieg er die Stute, und ritt hinaus auf das Feld und das Füllen lief hinterdrein. Und er blieb in einem fort auf der Stute sitzen, doch gegen Mitternacht überkam ihn der Schlaf, und er schlief ein, und als

er wieder aufwachte, saß er auf einem Klotze und hielt den Halfter in den Händen. Wie er dies gewahrt, erschrickt er und springt auf, die Stute zu suchen. Und sie suchend kommt er an ein Wasser. Wie er dessen ansichtig wird, erinnert er sich mit einem Male des Fischchens, das er aus der Lache in den Fluß geworfen hatte. Da holt er schnell aus dem Tuche jene Schuppe hervor, und kaum hat er sie zwischen den Fingern ein wenig gerieben, so läßt sich auch schon das Fischlein aus dem Wasser vernehmen: „Was giebt es mein Bundesbruder?“ Worauf er antwortet: „Mir ist die Stute der Alten entwischt, und nun weiß ich nicht, wo sie ist.“ Da sagt ihm das Fischlein: „Sie ist hier unter uns, sie hat sich in einen Fisch verwandelt, und das Füllen in ein Fischchen; schlage du nun mit dem Halfter ins Wasser und sprich: „Halt, Stute der Alten!“ Da schlug er mit dem Halfter ins Wasser und sprach dabei: „Halt, Stute der Alten!“ Und alsbald war sie wieder eine Stute wie sie früher war, und kam mit dem Füllen ans Ufer. Da legte er ihr den Halfter um, setzte sich auf und ritt heim, und das Füllen lief hinten drein. Wie er heim kam, gab ihm die Alte zu essen, die Stute aber führte sie in den Pferdestall, schlug sie dort mit einer Ofenstange und rief dabei: „Unter die Fische hättest du gehen sollen, Elende!“ und die Stute antwortet: „Ich war unter den Fischen, aber die Fische sind seine Freunde, und haben mich verrathen.“ Da sagte ihr die Alte: „So geh unter die Füchse!“ So wie die Nacht nahte, besteigt der Prinz wieder die Stute und reitet hinaus ins Feld, und

das Füllen läuft hinten drein. Wieder blieb er auf der Stute sitzen, doch gegen Mitternacht überkommt ihn abermals ein Schlaf, dessen er sich nicht erwehren kann, und als er aufwacht, sitzt er rittlings auf dem Klotze und hält den Halfter in den Händen. Wie er dies gewahrt, erschrickt er und springt auf, die Stute zu suchen. Plötzlich erinnert er sich, was die Alte zur Stute gesprochen, und schnell zieht er aus seinem Tuche jenes Fuchshaar hervor, reibt es und im Augenblicke steht auch der Fuchs vor ihm und frägt, was giebt es Bundesbruder? „Mir ist die Stute der Alten weggelaufen, und nun weiß ich sie nicht zu finden,“ antwortete er. Worauf der Fuchs ihm sagt: „Hier ist sie unter uns, sie hat sich in eine Füchsin verwandelt und das Füllen in ein Füchslein, aber schlage nur mit dem Halfter auf die Erde und sprich dabei: „Halt, Stute der Alten!“ Da schlug er mit dem Halfter auf die Erde und sprach: „Halt, Stute der Alten!“ Und alsbald ward die Füchsin eine Stute wie sie früher war, und stand plötzlich mit dem Füllen vor ihm. Da legt er ihr den Halfter um, setzte sich auf und ritt heim, und das Füllen lief hinten drein. Als sie heim kamen trug die Alte das Essen auf, die Stute aber führte sie gleich in den Stall, schlug sie daselbst wieder mit einer Ofenstange, indem sie schrie: „Unter die Füchse hättest du gehen sollen, Elende!“ worauf die Stute wieder antwortet: „Ich war ja unter den Füchsen, aber die Füchse sind seine Freunde, die haben mich verrathen.“ Da sagt ihr die Alte: „So geh unter die Wölfe.“ Als zum dritten Male die Nacht an-

brach, besteigt der Prinz abermals die Stute und reitet hinaus aufs Feld, und das Füllen läuft hinten drein. Wie früher blieb er auch diesmal fort auf der Stute sitzen; doch gegen Mitternacht übermannte ihn der Schlaf auch diesmal, und als er aufwachte, saß er wieder rittlings auf einem Klotze und hielt den Halfter in den Händen. Wie er dies gewahrt, erschrickt er und springt empor die Stute zu suchen, und sich besinnend was die Alte zur Stute gesprochen, holt er aus seinem Tuche jenes Wolfshaar hervor, und kaum hat er es ein wenig gerieben, da steht auch schon der Wolf vor ihm und frägt: „Was giebt es Bundesbruder?“ „Ach! mir ist die Stute der Alten weggelaufen,“ antwortet der Prinz, „und nun weiß ich sie nicht zu finden.“ Da sagt ihm der Wolf: „Hier ist sie unter uns, sie hat sich in eine Wölfin verwandelt, und das Füllen in ein Wölflein; schlage du nur mit dem Halfter auf die Erde, und sprich: „Halt, Stute der Alten!“ Und er schlägt mit dem Halfter zur Erde und spricht: „Halt, Stute der Alten!“ Und die Wölfin ward wieder eine Stute wie sie ehedem gewesen und stand mit einem Male sammt dem Füllen vor ihm. Da legt ihr der Prinz den Halfter an, sitzt auf und reitet heim, und das Füllen läuft hinten drein. Als er heim kam, gab die Alte ihm zu essen, die Stute aber führt sie in den Stall, und sie wieder mit der Ofenstange schlagend, spricht sie: „Unter die Wölfe hättest du gehen sollen, Elende!“ Und wieder antwortet ihr die Stute: „Ich war ja unter den Wölfen, aber die Wölfe sind seine Freunde und haben mich verrathen.“

Da geht die Alte hinaus, und der Prinz spricht zu ihr: „He, Alte, ich habe dir redlich gedient, nun gieb mir auch, wofür ich mich verdungen habe.“ „Was wir ausgemacht haben, soll dir auch werden,“ antwortete die Alte. „Sieh hier, von diesen zwölf Pferden kannst du dir wählen, welches Du nur willst.“ Er aber erwiederte: „Was soll ich viel wählen, gieb du mir aus jenem Winkel dort das schäbige Pferd, für mich passen die schönen nicht.“ Doch die Alte aber wollt' ihn davon abbringen, und sprach: „Ei, wie magst du ein so schäbiges Pferd nehmen, wenn du die Wahl unter so prächtigen hast.“ Er jedoch blieb dabei und sprach: „Gieb du mir nur, was ich will, denn so haben wir es ausgemacht.“ — Die Alte wußte keinen Ausweg, und gab ihm das schäbige Pferd. Da nahm er Abschied von ihr und ging fort sein Pferd am Halfter führend. Als er mit ihm in einen Wald kam, reinigte er es, und nachdem er es sauber abgewischt hatte, da glänzte es als hätt' es goldenes Haar. Dann erst setzte er sich auf und trieb es an, und es flog dahin gleich einem Vogel, und brachte ihn in wenigen Augenblicken vor das Drachenschloß. So wie der Prinz eintrat, sprach er zur Kaiserin: „Mach dich fertig so schnell als möglich.“ Und als sie bereit waren, bestiegen sie beide jenes Pferd und machten sich mit Gott auf den Weg. Nach einer Weile kommt der Drache heim, und als er sieht, daß die Kaiserin fort ist, spricht er zu seinem Pferde: „Was sollen wir thun? Sollen wir essen und trinken, oder sollen wir die Flüchtigen verfolgen?“ Und

das Pferd antwortete ihm: „Essen oder nicht essen, trinken oder nicht trinken, sie verfolgen oder nicht verfolgen ist einerlei, du wirst sie doch nicht mehr erreichen.“ Wie dies der Drache hört, da sitzt er ungesäumt auf und jagt ihnen nach. Und als die Flüchtigen den Drachen hinter sich erblickten, wie er sie verfolgte, erschraken sie und trieben das Pferd an, noch schneller zu laufen, doch das Pferd sprach zu ihnen: „Fürchtet euch nicht, wir brauchen nicht zu fliehen.“ Und als der Drache sie beinah erreicht hatte, rief mit einem Male sein Pferd dem, das die Flüchtigen trug, zu: „Um Gottes Willen, Bruder, warte ein wenig, ich geh zu Grunde, wenn ich dir noch weiter nachjagen soll.“ Doch des Prinzen Pferd erwiederte ihm: „Warum bist du so närrisch und trägst dieses Ungeheuer. Bäume dich, schleudre es herab auf die Steine und komm mit uns.“ Wie dies das Pferd des Drachen hörte, schüttelt es sich mit aller Kraft, schnellt mit den Füßen in die Höhe, schleudert den Drachen auf die Steine, daß er in viele Stücke barst, und gesellte sich zu seinem Bruder. Hierauf bestieg es die Kaiserin und so gelangten Beide glücklich zurück in ihr Reich, und herrschten dort bis an ihr Ende.

5.

Stojscha und Mladen.

Einst lebte ein Kaiser, der hatte drei Töchter die er in großer Verborgenheit hielt, und nie ins Freie ließ. Als sie heirathsfähig waren, da erlaubte er ihnen zum ersten Male den Kolo zu tanzen. Doch so wie sie in den Kolo traten, brauste ein Sturm heran, und entführte sie alle Drei. Als der Kaiser gewahrte, daß sie verschwunden waren, erschrak er sehr und sandte eiligst nach allen Richtungen des Landes Boten aus, sie zu suchen; aber die Boten kehrten wieder und sagten ihm, daß man sie nirgends finden könne, da wurde der Kaiser krank, und der Kummer machte seinem Leben ein Ende.

Die Kaiserin, die er hinterließ, war aber gesegneten Leibes, und als ihre Zeit herum war, gebar sie einen Knaben, den sie Stojscha nannte, und der als er ein wenig herangewachsen war, ein Held ward wie es wenige seines Gleichen gab. Als er achtzehn Jahre alt war, da frug er einst seine Mutter: „Aber bei Gott, Mutter, wie kommt es, daß du außer mir keine Kinder mehr geboren hast?“ Die Kaiserin seufzte tief auf und brach in Thränen aus, wagte es aber nicht ihm zu sagen, daß sie drei Töchter gehabt habe und wie diese verschwunden seien, aus Furcht, es möchte Stojscha auf

gut Glück in die Welt ziehen wollen sie zu suchen, und sie auf diese Weise ihn auch noch verlieren.

Doch wie Stojscha die Mutter weinen sah, beschwor er sie, ihm zu sagen, was ihr fehle. Da hub die Mutter ihm ausführlich zu erzählen an, wie sie drei Töchter gehabt habe dreien Rosen gleich, wie diese ihr verloren gegangen, und wie man sie vergeblich nach allen Seiten hin gesucht habe. Da sprach Stojscha nachdem er seiner Mutter zugehört hatte: „Weine nicht, Mutter, ich will gehen und sie suchen.“ Doch kaum hatte die Mutter dies vernommen, so schlug sie sich mit den Händen an die Brust und klagte: „Wehe mir armem Kukuk: also auch ohne Sohn soll die Mutter bleiben!“ und hierauf sucht sie ihn von diesem Entschlusse abzubringen, indem sie ihn bittet nicht zu gehen und ihm vorstellt, daß dies ja schon lange her sei, und daß nur Gott wisse, ob sie auch mehr am Leben seien. Doch Stojscha ließ sich nicht beirren, sondern sprach: „Sage mir Mutter, wo die Waffen sind, die mein Vater als Kaiser getragen, und wo sein Pferd, das er geritten hat?“ Und wie die Mutter sieht daß er sich nicht mehr halten lasse, da sagte sie ihm, der Vater habe in seinem Jammer das Pferd in dem Gestüte wieder frei gelassen, und die Waffen auf den Boden geworfen.

Alsbald ging Stojscha auf den Boden und fand dort die Waffen mit Staub bedeckt und ganz verrostet, er aber fegte sie, daß sie schimmerten als wären sie neu geschmiedet; dann ging er in das Gestüte, fand dort auch des Vaters Pferd, führte es nach Hause und in den Stall, fütterte es

und hielt es rein, und nach einem Monate hatte es sich erholt gleich einem Vogel, da es überdies von Natur geflügelt war und gewaltig wie ein Drache. Als Stojscha sich schon völlig zur Reise gerüstet hatte, sprach er zuletzt noch zur Mutter: Hast Du nicht irgend ein Zeichen mir mitzugeben, für den Fall daß Gott die Schwestern mich finden läßt, daß sie mir dann auch glauben, daß ich ihr Bruder sei?

Weinend antwortete ihm die Mutter: „Ich habe, geliebter Sohn, drei Tücher, die sie mit ihren Händen stickten, die will ich dir geben,“ worauf sie die Tücher holte und ihm gab. Da küßte er ihr noch einmal die Hand, bestieg dann sein Pferd und ritt fort in die Welt, seine Schwestern zu suchen.

Nachdem er lange Zeit die Welt durchzogen hatte, gelangte er eines Tages an eine große Burg, und vor dieser Burg floß eine Quelle, aus welcher alle Bewohner der Stadt Wasser holten. Und als Stojscha zur Quelle kam, erquickte er sich erst mit ihrem Wasser, worauf er sich in den Schatten legte um ein wenig zu ruhen; damit ihn aber die Mücken nicht quälten, bedeckte er sich das Antlitz mit einem jener drei Tücher, die die Mutter ihm gegeben hatte. Nach einer Weile kam eine Frau um Wasser, und gewahrte Stojscha neben der Quelle im Schatten liegend. Und wie sie ihn erblickte und das Tuch, mit dem er sich das Antlitz bedeckt hatte, seufzte sie tief, und Wasser schöpfend blickte sie unverwandten Auges nach ihm, und selbst nachdem sie schon geschöpft, konnte sie sich von dem Anblicke nicht lossagen, sondern blieb wie angewurzelt stehen, ihn fortwährend betrachtend. Da frägt sie Stojscha,

dem das nicht entgangen war: „Was ist dir Schwägerin, daß du mich so ansiehst, entweder hast du seit Langem keinen Mann gesehen, oder du glaubst mich zu kennen?“ Da antwortet sie ihm: „Bruder ich erkenne an dir das Tuch, das ich mit meinen Händen stickte.“ Da springt Stojscha auf, und frägt sie, woher sie sei, und aus welchem Geschlecht, worauf sie ihm sagt, daß sie die Tochter eines Kaisers aus der und der Burg sei, und wie ihrer drei Schwestern gewesen, und wie ein Sturm sie alle Drei entführt. Kaum hat Stojscha dies vernommen, als er sich ihr mit den Worten zu erkennen gibt: „Ich bin dein Bruder! Du wirst dich vielleicht erinnern können, daß die Mutter guter Hoffnung war, als euch der Sturm wegtrug?“ Und sie konnte sich dessen wohl entsinnen, und in Thränen ausbrechend fiel sie ihm um den Hals und erzählte schluchzend: „Ach mein süßer Bruder! wir sind alle Drei in die Hände von Drachen gerathen. Drei Drachen-Brüder haben uns entführt, und nun hält jeder Eine von uns in seinem Schlosse gefangen.“

Nachdem sie dies geredet hatten, nahmen sie sich bei den Händen und gingen zusammen in des Drachen Schloß. Dort empfing und bewirthete sie ihn auf das Beste, als es aber Abend ward, sprach sie zu ihm: „Bruder, nun wird der grimme, feurige Drache kommen, der helles Feuer speit, und da möchte ich dich gerne beschützen, damit dich seine Flammen nicht erreichen können; komm daher und verberge dich.“ Aber Stojscha antwortet: „Zeige mir, wie viel er auf einmal verzehrt.“ Da führt die Schwester ihn in das Nebengemach,

da stand ein gebratener Ochse, ein Backofen voll Brot und ein Eimer Wein," sieh das ist sein Theil" sagt die Schwester, und als Stojscha dies sieht, kreuzt er die Füße, und ißt Alles auf, daß auch kein Brosam übrig bleibt, dann springt er auf und spricht: "Aha, Schwester, wenn nur noch etwas da wäre!" Und nachdem Stojscha so zur Nacht gegessen, da sagt ihm die Schwester: "Nun wird der Drache seine Keule übers Haus werfen, zum Zeichen, daß er heim kommt." Und in dem Augenblicke, als sie dies sagt, schwirrt auch schon die Keule über das Dach, Stojscha aber läuft vor das Haus, läßt sie nicht einmal zur Erde fallen, sondern fängt sie mit den Händen auf, und schleudert sie zurück über den Drachen hinüber und weit hinaus über die Grenze. Als das der Drache sieht, wundert er sich und denkt: "Was für eine fremde Gewalt mag wohl in meinem Schlosse hausen?" kehrt um, holt erst seine Keule und geht dann heim. Als er sich dem Schlosse naht, kommt die Prinzessin ihm entgegen, die er mit den Worten anschnaubt: "Wer ist bei dir im Schlosse?" Und sie antwortet ihm: "Mein Bruder." Und der Drache frägt sie weiter: "Und weßhalb ist er gekommen?" Und sie erwidert: "Er ist gekommen, um mich zu sehen." Worauf der Drache zornig spricht: "Der scheint mir nicht gekommen dich zu sehen, sondern dich zu holen." Nun kam auch Stojscha, der im Schlosse drinnen das ganze Gespräch mit angehört hatte, zum Drachen heraus, doch so wie der Drache ihn erblickt, stürzt er auf ihn los, aber Stojscha hatte dies erwartet, und nun faßten sie sich und rangen miteinander,

und es gelingt dem Stojscha den Drachen zu Boden zu werfen, und indem er ihn niederdrückt, da frägt er ihn: „Was willst du nun beginnen?“ Der Drache aber antwortet: „Hätte ich dich so unter den Knieen, wie du mich, ich wüßte schon, was ich thäte.“ „Und ich,“ spricht Stojscha, indem er ihn wieder frei läßt, „ich will dir nichts thun.“ Da nimmt ihn der Drache bei der Hand, führt ihn ins Schloß und veranstaltet ihm zu Ehren Lustbarkeiten eine ganze Woche lang. Nachdem die Woche vorüber war, fragte Stojscha den Drachen um seine andern zwei Schwäger, die feurigen Drachen, und der Drache nannte ihm den Weg, den er einschlagen müsse, um nach dem Hofe des zweiten Drachen zu gelangen, und dort, sagte er, werde er schon erfahren wo der dritte sei. Hierauf rüstete sich Stojscha zur Reise, nahm Abschied von der Schwester und dem Schwager, und ging zum zweiten Drachen. Und nachdem er wieder lange Zeit gewandert war, kam er abermals an eine Burg, und vor derselben floß eine Quelle, aus welcher die ganze Bevölkerung der Burg Wasser holte. Nachdem er sich mit einem frischen Trunke erquickt hatte, legte er sich auch hier in den Schatten um ein wenig zu ruhen; damit ihn aber die Mücken nicht quälten, bedeckte er sich das Antlitz wieder mit einem jener drei Tücher.

Es dauerte nicht lange, sieh, da kam eine Frau um Wasser, und Stojscha und das Tuch erblickend, seufzte sie tief auf, und während sie Wasser schöpfte, betrachtete sie ihn unverwandten Auges, und selbst als sie schon Wasser geschöpft, konnte sie sich von dem Anblicke nicht losreißen, und blieb wie

angewurzelt stehen. Da frägt sie Stojscha, dem dies auffällt: „Was hast du Schwägerin, daß du mich so betrachtest? Entweder hast du lange keinen Mann gesehen, oder glaubst du mich zu kennen?“ Und sie antwortet ihm: „Bruder, ich erkenne an dir das Tuch, das ich mit meinen Händen stickte.“ Da springt Stojscha auf, und gibt sich ihr als ihren Bruder zu erkennen, und erzählt ihr zugleich wie er bei der andern Schwester gewesen. Und als die Frau vernimmt, daß er ihr Bruder sei, bricht sie in Thränen aus und fällt ihm um den Hals. Hierauf nehmen sie sich bei den Händen, gehen zusammen in das Drachenschloß; dort empfängt und bewirthet ihn die Schwester auf das Beste, als es aber Abend ward, da sagte sie zu ihm: „Bruder! nun wird der feurige Drache kommen, der speit helles Feuer, und da möchte ich dich gerne schützen, daß er dich mit seiner Macht nicht verbrenne, komm daher und verberge dich.“ Doch statt aller Antwort fragte sie Stojscha: „sage nur Schwester, wie viel verzehrt er zu Abend?“ Da führte sie ihn in das andere Gemach und da standen zwei gebratene Ochsen, zwei Backöfen voll Brod und zwei Eimer Wein; „dies ist sein Theil,“ sagt da die Schwester, und als Stojscha dies sieht, kreuzt er die Füße, setzt sich hin und ißt Alles auf, daß auch nicht ein Brosam übrig blieb, dann springt er auf und spricht: „Aha, Schwester, und wenn nur noch etwas da wäre!“ Und nachdem Stojscha so zu Nacht gegessen, da spricht zu ihm die Schwester: „Nun wird gleich, gar aus dem anderen Gebiete, eine Keule übers Haus herüber fliegen, damit man wisse, daß der

Drache naht.« Und in dem Augenblicke als sie dies sagt, schwirrt auch schon die Keule übers Dach, Stojscha aber eilt vor das Haus und läßt sie nicht einmal zur Erde fallen, sondern fängt sie mit den Händen auf, und schleudert sie zurück weit über zwei Grenzen. Wie dies der Drache sieht, denkt er bei sich verwundert: »Was für eine Gewalt mag wohl in meinem Schlosse hausen!« kehrt um, holt sich erst die Keule und geht dann heim. Als er vor das Haus kommt, geht ihm die Prinzessin entgegen, er aber schnaubt sie an: »Wer ist bei dir im Hause?« Und sie antwortet ihm: »Mein Bruder.« Und der Drache frägt weiter: »Und warum ist er gekommen?« Und sie antwortet: »Er ist gekommen mich zu sehen.« Da spricht der Drache zornig: »Der wird nicht gekommen sein, dich zu sehen, sondern dich zu holen.« Nun kommt auch Stojscha, der im Schlosse drin das ganze Gespräch mitangehört hatte, zum Drachen heraus, der Drache aber fällt, so wie er ihn erblickt, über ihn her, aber Stojscha hatte dies erwartet; und sie faßten sich nun und rangen mit einander. Zuletzt gelingt es dem Stojscha, den Drachen zu Boden zu werfen, und während er ihn niederdrückt, frägt er ihn: »Was willst du jetzt?« Und der Drache antwortet ihm: »Wenn ich dich so unter den Knieen hätte, wie du mich, dann wüßte ich schon was ich thäte.« »Und ich,« spricht Stojscha, indem er ihn los läßt, »ich thue dir Nichts.« Da nimmt ihn der Drache bei der Hand, führt ihn ins Schloß, und sie vergnügten sich eine Woche lang. Nachdem die Woche um war, frägt Stojscha den Drachen um den dritten Schwager,

und der Drache nannte ihm den Weg, den er einschlagen müsse, um die Burg zu finden, in der die Höfe des dritten Schwagers sich befänden. Hierauf machte er sich reisefertig, nahm Abschied von Schwester und Schwager, und kam nach langem Wandern abermals an eine Burg, und vor dieser auch an eine Quelle, aus der die ganze Bevölkerung Wasser holte. Erst labte er sich mit kühlem Wasser, dann legte er sich hin in den Schatten um ein wenig zu ruhen, damit ihn aber die Mücken nicht quälten, bedeckte er sich das Angesicht mit einem jener drei Tücher.

Nach einer kleinen Weile, sieh, da kam eine Frau um Wasser. Als sie Stojscha und das Tuch erblickte, mit dem er sich das Antlitz bedeckt hatte, da seufzte sie tief auf, und sah während sie Wasser schöpfte, ihn unverwandten Auges an, selbst als sie schon mit dem Schöpfen fertig war, konnte sie sich nicht losreißen von dem Anblicke, blieb wie angewurzelt stehen, und blickte fort und fort nach ihm. Wie Stojscha dies bemerkte, da fragte er sie: „Was ist dir Schwägerin, daß du mich so ansiehst? Entweder hast du schon lange keinen Mann gesehen, oder glaubst du mich zu kennen?“ Worauf sie ihm antwortete: „Bruder, ich erkenne an dir das Tuch, das ich mit meinen Händen stickte.“ Wie dies Stojscha hört, da springt er auf, gibt sich ihr als Bruder zu erkennen, und erzählt ihr auch daß er bei den anderen Schwestern gewesen sei. Die Frau aber, wie sie in ihm ihren Bruder sieht, bricht in Thränen aus und fällt ihm um den Hals. Hierauf nehmen sie sich bei den Händen und gehen zusammen ins

Schloß. Im Schlosse empfängt, bewillkommt und bewirthet ihn die Schwester fein, als es aber Abend ward, sagte sie zu ihm: »Bruder, nun wird der grimmige feurige Drache kommen, aus dem helles Feuer strömt, und da möchte ich dich gerne beschützen, daß er dich nicht mit Gewalt verbrenne, komm daher und verstecke dich.« Doch statt aller Antwort fragte sie Stojscha: »Meine Schwester sage mir, wie viel verzehrt er zu Abend?« Da führte sie ihn in ein Nebengemach, und dort standen drei gebratene Ochsen, drei Backöfen voll Brod und drei Eimer Wein, »dies ist sein Theil,« sagt ihm die Schwester, und wie er dies sieht kreuzt er die Füße, und ißt Alles auf, daß auch kein Brosam übrig bleibt, worauf er aufspringt und spricht: »Aha, Schwester, und wenn nur noch etwas da wäre!« Und nachdem Stojscha so zu Nacht gegessen hatte, sprach zu ihm die Schwester: »Jetzt wird gar aus dem dritten Lande her eine Keule über das Haus fallen, dies ist das Zeichen, daß der Drache heim kommt.« Und kaum hatte sie ausgeredet, so schwirrte auch schon die Keule übers Dach, Stojscha aber eilte vor das Haus und ließ sie nicht auf die Erde fallen, sondern fing sie mit den Händen auf, und schleuderte sie zurück weit über vier Grenzen. Als dies der Drache sah, dachte er sich verwundert: »Was für eine Gewalt mag wohl in meinem Schlosse hausen?« kehrt zurück und holt sich seine Keule und dann erst geht er heim. Wie er vor das Schloß kommt, tritt ihm die Prinzessin entgegen, er aber schnaubt sie an: »Wer ist bei dir im Schlosse?« Und sie antwortet: »Mein Bruder!« Und wieder fragte der

Drache: »Und weßhalb ist er gekommen?« Und sie antwortete: »Er ist gekommen mich zu sehen.« Da spricht ergrimmt der Drache: »Der ist nicht gekommen dich zu sehen, sondern dich zu holen.« Nun kommt auch Stojscha, der auch dies Mal das ganze Gespräch im Schlosse mitangehört hatte, heraus zum Drachen, doch kaum erblickt ihn dieser, als er auf ihn losstürzt, allein Stojscha hatte es erwartet, und sie packten sich und rangen mit einander. Mit einem Male wirft Stojscha den Drachen zur Erde, und ihn niederdrückend frägt er ihn: »Was willst du nun?« Und der Drache antwortet: »Hätte ich dich so unter den Knieen, wie du mich, dann wüßte ich schon was ich thäte.« Und ich,« sagt Stojscha, und läßt ihn los, »ich will dir Nichts thun.« Da nimmt ihn der Drache bei der Hand, führt ihn ins Schloß, und sie belustigten sich eine Woche lang. — Eines Tages gingen sie spazieren, und wie sie so gingen, bemerkte Stojscha im Hofe eine Höhle, die unter der Erde fortlief und fragte: »Und was ist denn das, Schwager? Wie kannst du in deinem Hofe so einen Abgrund dulden? Warum verschüttest du ihn nicht?« Der Drache antwortete ihm: »Ach mein Schwager, vor Schande kann ich dir kaum sagen, was es damit für eine Bewandniß hat. Es lebt hier in der Nähe ein Drachenkaiser, der oft Krieg mit uns führt, und auch jetzt naht bald die Zeit, daß wir uns schlagen, und so oft wir noch mit ihm gekämpft haben, jedesmal wurden wir alle Drei besiegt, und nur was sich in diese Höhle flüchtet, bleibt dann verschont.« Da sprach Stojscha zu ihm: »Auf Schwager, laß uns ihn bekriegen, so

lange ich noch hier bin, vielleicht können wir ihn zu Grunde richten.« Doch der Drache entgegnete: »Ich darf es nicht wagen um keinen Preis vor der dazu bestimmten Zeit.«

Als Stojscha sah, daß sein Schwager es nicht wagte einen Angriff zu machen, brach er allein auf den Drachenkaiser zu suchen. Nachdem er mit vieler Mühe den Weg erfragt hatte, gelangte er vor dessen Schloß und sah da zu höchst auf demselben einen Hasen stehen. Da fragte er die Schloßbewohner, was denn der Hase da oben mache? Worauf ihm die Schloßbewohner antworteten: »Fände sich Jemand, der den Hasen herunter holte, dann würde dieser selbst sich schlachten, selbst sich die Haut abziehen, selbst sich in Stücke schneiden, selbst sich zubereiten und selbst sich kochen, aber das dürfe Keiner wagen bei seinem Leben nicht.« Kaum hat Stojscha dies vernommen, so fliegt er mit seinem Pferde hinauf und holt den Hasen herunter, und sieh! augenblicklich schlachtet sich der Hase selber, zieht sich selbst die Haut ab, zerhackt sich selbst in Stücke, bereitet sich selber zu und setzt sich selbst ans Feuer. Hierauf ging Stojscha hinaus auf die Warte des Schlosses und legte sich in den Schatten, aber die Schloßbewohner, als sie sahen was er gethan hatte, riethen ihm zu fliehen: »Fliehe Held so weit dich deine Augen führen, und so lange der Drache nicht heim kommt, es würde dir übel gehen, wenn er dich hier anträfe.« Aber Stojscha antwortete ihnen: »Was scheer ich mich um euren Drachen, der mag kommen und sich am Hasen satt essen.« Bald darauf, sieh! da nahte der Drache, und wie er heim kam, bemerkte er gleich daß der

Hase weg war, und rief den Hofleuten: „Wer hat das gethan?“ Und sie sagten: „Es ist ein Held gekommen, der hat den Hasen herunter geholt, und nun liegt er dort oben auf der Warte.“ Da befahl ihnen der Drache: „Gehet hin, und saget ihm er möge sich gleich aus dem Schlosse packen, denn wenn ich über ihn komme, werde ihm nicht ein Knochen neben dem andern bleiben.“ Die Hofleute gingen auf die Warte und richteten dem Stojscha aus, was der Drache gesprochen hatte, doch Stojscha fuhr sie an: „Geht und sagt dem Drachen, wenn es ihm um den Hasen leid thue, möge er heraus kommen zum Zweikampfe.“ Und wie sie es dem Drachen sagten, da zischte er grimmig, daß helles Feuer aus ihm strömte, und flog auf die Warte, aber Stojscha erwartete ihn und sie fingen an zu ringen, aber weder kann Stojscha den Drachen überwältigen, noch der Drache den Helden Stojscha, da frägt zuletzt Stojscha den Drachen: „Wie heißt Du?“ Und der Drache antwortet: „Mein Name ist Mladen*).“ Da spricht Stojscha: „Auch ich bin meiner Eltern jüngstes Kind,“ und hierauf lassen sie sich los und verbrüdern sich, und schwören Einer dem Andern auf Treue und Glauben brüderlich mit einander zu leben. — Nach einiger Zeit sagte Stojscha zu dem Drachen: „Was wartest du auf jene Drachen, die sich in die Höhle flüchten? Komm, laß uns sie angreifen noch vor der bestimmten Zeit.“ Der Drachenkaiser willigte in diesen Vorschlag, und so brachen sie Beide auf

*) Mladen heißt: „der Junge,“ und ist ein bei den Serben sehr gebräuchlicher Taufname.

die Drachen zu bekriegen. Als die drei Drachenbrüder vernahmen, daß sich Stojscha mit dem Drachenkaiser befreundet und verbrüdert habe, und daß jetzt Beide vereint im Anzug seien, da erschraken sie und sammelten ein gewaltiges Heer, mit welchem sie ihnen entgegenzogen; aber jene griffen das gesammte Heer an, schlugen und zersprengten es, und nur die drei Drachen entflohen in jene Höhle. Da trugen Beide schnell Stroh herbei, stopften es in die Mündung, zündeten es dann an, und so kamen die drei Drachen um. Hierauf holte Stojscha seine drei Schwestern, nahm alle Schätze der drei Drachen, deren Schlösser aber und all ihr übriges Besitzthum er dem Drachen, seinem Bundesbruder, ließ. Dann brach er auf und nachdem er mit den Schwestern heim gekehrt war, übergab ihm die Mutter das Kaiserthum, welches er bis an sein Ende behielt.

6.

Der Teufel und sein Lehrjunge.

Es war einmal ein Mann, der hatte einen einzigen Sohn. Dieser Sohn sprach eines Tages zum Vater: „Vater, was werden wir anfangen? so können wir fortan nicht mehr leben, ich will in die Welt gehen, und irgend ein Handwerk

lernen. Du siehst selbst wie es heut zu Tage ist; wer nur das unbedeutendste Handwerk versteht, lebt immer besser als ein Ackersmann.

Der Vater suchte lange Zeit ihn davon abzubringen, und stellte ihm vor, daß auch das Handwerk seine Sorgen und Mühen habe, daß er nicht ihn, seinen Vater, allein lassen möge. Doch als der Sohn auf keine Weise mehr zu bewegen war von seinem Vorhaben abzustehen, gab der Vater endlich seine Einwilligung, daß er in die Welt ginge und ein Handwerk lernte. Da machte er sich auf und ging in die Welt sich ein Handwerk zu suchen.

Und wie er fröhlich seine Wege wanderte, da kam er an ein Wasser, und längs dem Ufer gehend, begegnete er einem Manne in grünen Kleidern, der ihn fragte wohin er gehe? worauf er antwortete: „Ich ziehe in die Welt mir einen Meister zu suchen, um ein Handwerk zu erlernen.“ Da erwiederte ihm der Mann in grünen Kleidern: „Ich bin ein Meister, komm zu mir und ich will dich ein Handwerk lehren, wenn dein Herz so sehr darnach verlangt.“ Der Knabe konnte es kaum erwarten und ging mit ihm. Wie sie so längs dem Wasser fortgingen, da sprang plötzlich der Meister in das Wasser, fing zu schwimmen an und sagte zum Knaben: „Spring mir nach ins Wasser und lerne schwimmen.“ Der Knabe sträubte sich und sprach, er getraue sich nicht aus Furcht zu ertrinken, doch der Meister erwiederte ihm: „Fürchte dich nicht und spring mir nur nach.“ Da sprang der Knabe und schwamm neben dem

Meister fort. Als sie aber in die Mitte des Wassers kamen, packte der Meister den Knaben beim Halse und tauchte mit ihm in die Tiefe, denn er war der Teufel, und führte nun den Knaben in seine Höhle, übergab ihn dort einem alten Weibe, und kehrte dann wieder zurück auf die Oberwelt.

Sobald er fort war, und die Alte mit dem Knaben allein blieb, fing sie mit ihm zu sprechen an: »Mein Söhnlein, du glaubst daß dieser Mann solch ein Meister sei, wie Einer auf der andern Welt. Aber da täuschest du dich, denn er ist der Teufel. Auch mich hat er so betrogen, und aus jener Welt hieher geschleppt, ich bin auch eine getaufte Seele. Nun höre mich, was ich dir sagen will. Ich werde dich ausführlich sein Handwerk lehren, sollte er kommen und dich fragen, ob du schon etwas erlernt habest, so sage ihm nur jedes Mal, du wissest noch gar nichts, wenn dir daran gelegen ist dich von ihm zu befreien und auf die Oberwelt zurückzukehren.

Nach einiger Zeit kam auch wirklich der Teufel und fragte den Knaben: »Was hast du schon erlernt?« Worauf dieser antwortete: »noch gar nichts.« Und so vergingen drei Jahre, und so oft der Meister den Knaben fragen mochte, was er gelernt habe, antwortete dieser immer: »Nichts.« Zuletzt fragte ihn der Teufel noch einmal: »Hast du etwas erlernt?« Und der Knabe antwortete wieder: »Gar nichts, ich habe vielmehr auch das noch vergessen, was ich früher konnte.« Da ward der Teufel zornig und sprach: »Wenn du bis jetzt nichts gelernt hast, wirst du nie etwas lernen,

darum packe dich fort, wohin dich deine Augen führen und deine Füße tragen!«

Der Knabe, welcher bereits des Teufels Handwerk tüchtig erlernt hatte, sprang gleich ins Wasser, schwamm an die Oberfläche und dann ans Ufer und ging zu seinem Vater heim. Wie ihn der Vater erblickte, eilte er ihm von weitem entgegen und fragte ihn: »Wo warst du, mein Sohn, um Gottes Willen?« Worauf dieser ihm antwortete: »Ich habe ein Handwerk erlernt.«

Nach einiger Zeit wurde in einem nahe gelegenen Dorfe Jahrmarkt abgehalten, da sprach der Sohn zum Vater: »Vater, laßt uns auf den Markt gehen.« Und der Vater entgegnete: »Aber womit sollen wir hingehen Söhnlein, da wir gar nichts besitzen?« »Das sei deine geringste Sorge,« antwortete der Sohn, und so gingen sie denn auf den Markt. Unterweges aber sprach der Sohn zum Vater: »Wenn wir uns dem Jahrmarkte nähern, will ich mich in ein schönes Pferd verwandeln, wie keines am ganzen Markte sein soll und alle Welt wird sich darüber wundern. Und da wird mein Meister kommen das Pferd zu kaufen, und welchen Preis du auch dafür aussprechen wirst, den wird er dafür bezahlen. Doch hüte dich ihm den Halfter zu geben, sondern so wie du das Geld empfängst, nimm mir den Halfter vom Kopfe und schlage damit auf die Erde.« Als sie sich dem Markte näherten, verwandelte sich der Knabe plötzlich in ein Pferd, wie noch nie ein so schönes zu sehen war. Und der Alte führte es auf den Markt, und alle Leute umringten ihn, und waren

voll Verwunderung, aber keiner getraute sich auch nur zu fragen, was das Pferd koste. Da kam mit einem Male der Meister daher gegangen, er hatte sich in einen Türken verwandelt, trug einen Turban um den Kopf gewunden, und bis zur Erde wallende Kleider. Und als er näher trat, sprach er: »Ich wünsche dieses Pferd zu kaufen, sage Alter, was verlangst du dafür?« So groß auch die Summe war, welche der Alte dafür verlangte, der Türke zählte sie ihm, ohne ein Wort zu verlieren, in baarem Golde auf. Kaum hatte aber der Alte das Geld in Empfang genommen, so nahm er dem Pferde den Halfter ab, und schlug damit auf die Erde. In dem Augenblicke verschwanden Käufer und Pferd. Als aber der Alte mit dem Gelde nach Hause kam, siehe, da war der Sohn auch schon daheim.

Einige Zeit nachher sollte ein anderer Jahrmarkt abgehalten werden, da sprach der Sohn abermals zum Vater: »Komm Vater, laß uns auf den Jahrmarkt gehen.« Diesmal wollte der Vater schon nichts dagegen einwenden, sondern ging gleich mit. Als sie sich dem Jahrmarkte ziemlich genähert hatten, sprach der Sohn: »Nun will ich mich in eine Bude verwandeln, in eine Bude voll mit Waaren, wie deren schönere und kostbarere auf dem ganzen Jahrmarkte nicht werden zu sehen sein. Auch wird sie Niemand kaufen können, aber da wird mein Lehrer wieder kommen, und dir dafür geben, was du nur immer verlangst. Doch gieb ihm bei Leibe nicht die Schlüssel in die Hände, sondern so wie du das Geld empfängst, schlage mit den

Schlüsseln auf die Erde.« So geschah auch Alles. Als er sich in eine schöne Kaufbude verwandelt hatte, eilte jedermann herbei sie zu besehen; da kam plötzlich wieder der Meister dahergegangen, der sich wie früher in einen Türken verwandelt hatte, und den Alten fragte: »Wie viel verlangst du?« So viel der Alte begehrte, so viel zahlte der Türke ihm ohne Säumen, doch als der Alte das Geld empfangen hatte, schlug er mit den Schlüsseln auf die Erde, und in dem Augenblicke verschwanden Bude und Käufer; die Bude verwandelte sich in eine Taube und der Türke in einen Sperber, der die Taube verfolgte; und wie sie so hin und her jagten, da tritt die Tochter des Kaisers zum Schlosse heraus und sieht ihnen zu. In dem Augenblicke fliegt ihr die Taube auf die Hand, und verwandelt sich in einen Ring an ihrem Finger. Da senkt sich der Sperber zur Erde, nimmt die Gestalt eines Mannes an, geht hin zum Kaiser und dringt in ihn, ihn in Dienst zu nehmen; er wolle ihm drei Jahre lang dienen, und nichts auf der Welt dafür verlangen, weder Speise noch Trank, noch Kleidung, nur möge ihm der Kaiser jenen Ring geben von seiner Tochter Hand. Der Kaiser nahm ihn auf, und versprach ihm sein Begehren zu erfüllen. Und so diente er, das Mädchen aber trug den Ring, und er war ihr sehr lieb, denn bei Tage war er ein Ring, des Nachts aber ein schöner Jüngling, der zu ihr sprach: »Wenn die Zeit kommt, daß sie mich von dir nehmen wollen, gib mich Niemanden in die Hände, sondern schlage mit mir auf die Erde.« Wie die drei Jahre um waren, kam der

Kaiser zu seiner Tochter, und hob an sie zu bitten ihm den Ring zu geben. Sie aber sich zornig stellend, warf ihn zur Erde, da zersprang der Ring und aus ihm ward Hirse, von welchem ein Körnlein unter des Kaisers Schuh rollte. Da verwandelte sich der Diener plötzlich in einen Sperling, der über Hals und Kopf den Hirsen aufzupicken sich beeilte, und schon war er beinahe mit allen Körnern fertig geworden, und wollte auch jenes letzte Körnlein unter des Kaisers Schuh verschlingen, als aus diesem plötzlich ein Kater ward, der den Sperling beim Hals packte und ihm den Garaus machte.

7.

Gerecht Erworbenes kann nicht verloren gehen.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte sich bei einem Reichen verdungen, und diente ihm ohne Vertrag. So diente er ihm Jahr und Tag, und als das Jahr zu Ende war, ging er hin zu seinem Herrn, und verlangte, er möge ihm nun auszahlen was er glaube, daß er verdient habe. Da zog der Herr einen Pfennig hervor und sprach: „Da hast du deinen Lohn.“ Der Diener nahm die Münze und ging damit zu einem Bache, dessen Wasser sehr reißend war. Und wie er an den Bach kam, sprach er still bei sich selbst:

»Barmherziger Gott, wie kommt es wohl, daß ich mir durch ein volles Jahr nur einen Pfennig verdient habe? du o Gott weißt es gewiß, ob ich nur so viel verdiente. Darum will ich mich nun überzeugen, und diese kleine Münze ins Wasser werfen; wenn sie nicht untergeht, dann habe ich sie verdient, geht sie aber unter, dann habe ich sie nicht verdient.« Hierauf bekreuzte er sich und sprach: »Barmherziger Gott! habe ich mir diese Münze verdient, so möge sie auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, wo nicht, dann möge sie untersinken auf den Grund.« Dies sprechend warf er das Geldstückchen in den Bach, aber sieh, es sank gleich auf den Grund.

Da bückte er sich, zog es aus dem Wasser und gab es seinem Herrn mit den Worten zurück: »Herr, da bring ich dir deine Münze wieder, ich habe sie noch nicht verdient, und will dir daher noch ein Jahr dienen.« Und so fing er denn wieder von Neuem zu dienen an, und als auch dieses Jahr zu Ende gegangen war, kam er wieder zu seinem Herrn, und verlangte, er möge ihm auszahlen, was er glaube, daß er sich verdient habe. Und der Herr zog wieder einen Pfennig hervor und sprach: »Da, dies ist dein Lohn.« Der Knecht nahm die Münze, dankte seinem Herrn, und ging geraden Wegs wieder an jenen Bach, bekreuzte sich und warf das Geld mit den Worten wieder hinein: »Barmherziger Gott! wenn ich sie mit Recht verdient habe, so möge sie auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, wo nicht so möge sie untersinken auf den Grund.« Doch wie er die Münze ins

Wasser warf, sank sie auch diesmal gleich auf den Grund. Da bückte er sich, holte sie heraus, und sie abermals zu seinem Herrn hintragend, gab er sie diesem mit den Worten zurück: „Herr! da hast du deinen Pfennig wieder, ich habe ihn noch nicht verdient, und will dir daher noch ein Jahr dienen.“ Und wieder fing er von Neuem zu dienen an, und als auch das dritte Jahr um war, da ging er nochmals zu seinem Herrn, und verlangte er möge ihm auszahlen, wie viel er glaube daß er sich erworben habe. Der Herr gab ihm auch diesmal nur einen Pfennig, und er nahm ihn, dankte ihm und ging auch diesmal an den Bach zu sehen, ob er ihn wohl jetzt verdient habe. Wie er hinkam, bekreuzte er sich und warf den Pfennig mit den Worten ins Wasser: „Barmherziger Gott! wenn ich mir diesen Pfennig verdient habe, so laß ihn oben auf schwimmen, wo nicht, möge er auf den Grund sinken.“ Wie aber der Pfennig diesmal in's Wasser fällt, sieh, da schwimmt er auf der Oberfläche. Da holte er ihn voll Freude aus dem Wasser, steckte ihn in die Tasche, ging dann fort in den Wald hinein, und baute sich ein kleines Hüttchen, in welchem er vergnügt lebte. Nach einiger Zeit, als er hörte, daß sein Herr sich rüstete zu Schiffe weit übers Meer in ein anderes Land zu reisen, ging er hin und bat ihn, für seinen Pfennig jenseits des Meeres ihm etwas kaufen. Der Herr versprach es ihm, nahm den Pfennig und machte sich auf die Reise. Und wie er so reiste, da traf er am Meeresufer Kinder, die eine Katze herausgetragen hatten, welche sie todtschlagen und

dann ins Wasser werfen wollten. Wie dies der Herr sah, eilte er auf sie zu und fragte: „Was thut ihr Kinder?“ sie antworteten ihm: „Da die Katze nur Schaden thut, so wollen wir sie umbringen.“ Da holt der Herr den Pfennig seines ehemaligen Dieners hervor, und bietet ihn den Kindern für die Katze an. Die Kinder waren darüber froh, nahmen den Pfennig und gaben dem Kaufmann die Katze. Er aber trug die Katze auf sein Schiff, und setzte seine Reise fort, und wie er so reiste, da erhob sich einmal ein heftiger Sturm, der das Schiff Gott weiß nach welcher Richtung hin verschlug, daß es drei Monate lang nicht auf den rechten Weg kommen konnte. Als sich der Sturm legte, und der Herr des Schiffes gar nicht wußte wo sie wären, schiffte er noch ein wenig weiter und landete vor einer Festung. Kaum erfuhr man in der Festung, daß ein Schiff aus unbekanntem Lande gekommen sei, so strömten viele Leute herbei es zu besehen, und Einer aus ihnen, der sehr reich und angesehen war, lud den Herrn des Schiffes zum Abendessen ein. Wie dieser aber hinkam, da gab es etwas zu sehen! Mäuse und Ratten liefen nach allen Seiten herum und die Diener standen da mit Stöcken bewaffnet und mußten sie abwehren, daß sie nicht den Tisch hinan liefen. Da sprach der Kaufmann zum Hausherrn: „Aber um Gottes Willen, Bruder, was soll das?“ Worauf der Hausherr antwortete: „So ist es, Bruder, immer bei uns, vor diesen Thieren können wir weder Mittag noch Abend in Ruhe essen. Und wenn wir schla-

sen, da hat Jeder von uns eine Kiste, in die er sich einschließt, damit die Mäuse ihm nicht die Ohren abnagen.«

Da erinnerte sich der Herr des Schiffes seiner um den Pfennig gekauften Katze und sprach zum Hausherrn: »Ich habe auf meinem Schiffe ein Thier, welches mit Alle dem in zwei bis drei Tagen fertig würde.« »Bruder,« sprach der Hausherr, wenn du wirklich solch ein Thier hast, so gieb es her, und ich will dir dafür dein Schiff mit Gold und Silber füllen, wenn es sich nur bestätigt, was du mir sagst.« Nach dem Abendessen ging der Kaufmann auf sein Schiff, holte die Katze und sagte seinem Wirthe, nun mögen sich Alle, ohne in die Kisten zu steigen, schlafen legen, aber die Leute getrauten sich nicht dies zu thun, so daß nur er allein in keiner Kiste schlief. Nun ließ er seine Katze los, und wie diese so viel Mäuse und Ratten erblickte, da fing sie an zu fangen, zu würgen, und alle auf einen Haufen zusammen zu schleppen, die Mäuse und Ratten aber, als sie merkten wer da sei, flüchteten sich wohin sie konnten. Als es Tag ward und die Hausleute aufstanden, da war in der Mitte des Zimmers ein großer Haufe todter Mäuse und Ratten zu sehen, und nur noch selten lief eine oder die andre übers Zimmer, und sie guckten scheu aus den Löchern hervor; nach drei Tagen aber da war auch nicht eine Einzige mehr zu sehen. Da füllte der Hausherr unserem Reisenden für die Katze sein Schiff mit Gold und Silber, und dieser kehrte mit seinem Schiffe heim. Als er zu Hause anlangte, da kam auch sein

alter Diener herbei ihn zu fragen, was er ihm für seinen Pfennig mitgebracht habe. Da trug der Herr einen Marmorstein heraus, der schön viereckig geschnitten war, und sprach „Sieh, das hab' ich dir für deinen Pfennig gekauft.“ Der Diener freute sich sehr, nahm den Stein, trug ihn in seine Hütte und machte sich davon einen Tisch. Am nächsten Tag ging er Holz holen, als er aber nach Hause kam, sieh, da hatte sich der Stein in Gold verwandelt und strahlte wie die Sonne, daß seine ganze Hütte davon erleuchtet war. Da erschrak der ehrliche Diener, lief zu seinem Herrn und sagte: „Herr, was hast du mir gegeben? Das kann nicht mein sein, komm und sieh es an.“ Der Herr ging hin, als er aber sah, welch Wunder Gott gewirkt hatte, sprach er: „Es geht nun schon nicht anders mein Söhnlein! Wem Gott hilft, dem helfen auch alle Heiligen, komm mit mir und empfang dein Eigenthum.“ Und hierauf gab er ihm alles was er auf dem Schiffe heimgebracht hatte, und seine Tochter obendrein zur Frau.

8.

Der Drache und der Kaisersohn.

Es war einmal ein Kaiser, der drei Söhne hatte. Eines Tages nun ging der älteste auf die Jagd, und wie er vor

die Burg hinaus kam, sprang ein Hase aus dem Gebüsche, dem er nachjagte über kreuz und quer, bis der Hase sich in eine Bachmühle flüchtete; doch der Prinz war immer hinter ihm her, wie er aber in die Mühle hineinkam, da war es kein Hase mehr, den er verfolgte, sondern ein Drache, der auf den Prinzen nur wartete und ihn alsobald verschlang.

Als einige Tage darüber verstrichen waren, und der Prinz nicht heim kam, verwunderte man sich, und konnte gar nicht begreifen, was ihm wohl begegnet sein mochte, daß er nicht heim kehrte. Da ging der zweite Sohn hinaus auf die Jagd, und wie er zur Burg heraus ritt, sprang wieder der Hase aus dem Gebüsch, und er jagte ihm wieder nach kreuz und quer bis sich der Hase in jene Mühle flüchtete, doch der Prinz war auch hinter ihm drein, beim Eintritt in die Mühle war es kein Hase mehr, sondern ein Drache, der seiner wartete und ihn verschlang. Als darüber abermals einige Tage vergangen waren, und von beiden Prinzen keiner nach Hause kam, war der ganze Hof darüber in großer Sorge. Da machte sich auch der dritte Sohn auf und ging zur Jagd, um zu sehen ob er nicht die Brüder finden könnte. So wie er aber zur Burg hinaus ritt, sprang auch gleich der Hase aus dem Busch, und der Prinz jagte ihn hin und her kreuz und quer, bis der Hase abermals in die Bachmühle flüchtete. Der Prinz aber mochte ihn nicht weiter jagen, sondern setzte seinen Weg fort, um anderes Wild zu suchen, indem er bei sich selbst sprach: „Wenn ich zurückkehre, will ich dich schon finden.“ Hierauf streifte er lange Zeit durch

die Gebirge, weil ihm aber kein Wild aufstieß, kehrte er zurück nach der Bachmühle in welcher er ein altes Weib fand, zu dem er grüßend sprach: „Gott helfe dir Mütterlein!“ Und die Alte erwiederte ihm: „Möge Gott dir helfen!“ Dann fragte der Prinz: „Wo steckt, Mütterlein, mein Hase?“ Und sie antwortete: „Mein Sohn, das war kein Hase, sondern ein Drache, der schon sehr viele Menschen umgebracht und vertilgt hat.“ Wie dies der Kaisersohn hörte, begann er doch zu sorgen und rief aus: „Hier sind gewiß auch meine zwei Brüder umgekommen!“ „Ja wohl,“ erwiederte die Alte, „und ich weiß dir keinen bessern Rath, mein Söhnlein, als heim zu gehen, ehe du ihr Schicksal theilst.“ „Weißt du was, Mütterlein,“ sprach der Prinz, „ich denke du möchtest auch von diesem Platze fort kommen?“ „Ach, warum nicht, mein Söhnlein? Auch mich hält er gefangen, doch nun gibt es keinen Ausweg mehr.“ Da fuhr der Prinz fort: „Höre wohl, was ich dir sagen will. Wenn der Drache kommt, so frage ihn wo er denn immer hin gehe, und wo er seine Kraft habe, und die Stelle die er dir als den Sitz seiner Kraft bezeichnen wird, die sollst du küssen gleichsam aus Liebe dafür, bis du das Rechte ausforschest, und wenn ich wieder komme, wirst du mir es sagen.“

Hierauf ging der Kaisersohn zurück in seine Burg, die Alte aber blieb in der Mühle, und als der Drache heim kam, da fragte sie ihn: „Aber um Gottes Willen wo warst du? wohin

gehst du denn stets so weit? daß du mir das doch gar nicht sagen willst.« Und der Drache antwortete ihr: »Ja, Mütterlein, ich gehe sehr weit.« Da fing die Alte an ihm zu schmeicheln und bemühte sich ihn auszuforschen, wohin er denn so weit gehe und wo er seine Kraft habe. »Wüßte ich wo deine Kraft liegt,« sprach sie, »ich wüßte nicht aus Liebe was beginnen und möchte die Stelle küssen.« Darüber mußte der Drache lachen, und er sprach zu ihr: »Dort in jenem Feuerherde liegt meine Kraft.« Da eilte die Alte darauf zu und herzte und küßte den Herd, worüber der Drache in ein Gelächter ausbrach: »Närrisches Weib! dort habe ich nicht meine Kraft, sondern in jenem Baume vor dem Hause liegt sie.« Da lief die Alte nach dem Baume, küßte und umarmte ihn. Und der Drache fing an laut zu lachen: »Geh närrisches Weib, auch darin ist meine Kraft nicht.« »Aber wo denn?« fragte ihn die Alte, und er hob an zu erzählen: »Meine Kraft liegt weit, weit von hier, daß du nie dahin gelangen kannst, fern in einem andern Reiche, da ist bei einer kaiserlichen Burg ein See, in dem See ist ein Drache, in dem Drachen ein Eber, in dem Eber ein Hase, in dem Hasen eine Taube, in der Taube ein Sperling, und in jenem Sperlinge liegt meine Kraft.« Nachdem die Alte dies vernommen hatte, sprach sie: »Der ist mir zu weit ab, als daß ich ihn liebkosen könnte.«

Den nächsten Morgen als der Drache die Mühle verlassen hatte, kam der Prinz wieder, und nun erzählte ihm

die Alte umständlich Alles was sie von dem Drachen gehört hatte. Hierauf ging er nach Hause, zog Hirtenkleider an, nahm auch einen Hirtenstab in die Hand, und ging als Hirte verkleidet fort in die Welt. Und wie er so herumzog von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, da kam er zuletzt auch in jenes ferne Reich und zu jener kaiserlichen Burg, vor welcher in einem See der Drache hauste. Als er in die Burg getreten war, fing er an sich zu erkundigen, ob man wohl einen Hirten brauchen könnte, und die Burgleute sagten ihm, daß der Kaiser eben eines solchen bedürfe. Da ging er denn geraden Wegs zum Kaiser, ließ sich anmelden und allsogleich that der Kaiser die Frage: „Willst du mir meine Schafe hüten?“ Und er antwortete: „Gerne, strahlende Krone!“ Da nahm ihn der Kaiser in seinen Dienst, und begann ihn folgender Maßen zu belehren: „Es ist hier in unserer Nähe ein See, und den See entlang ziehen sich die schönsten Weiden hin, und wenn du die Schafe hinaus führst*), werden sie augenblicklich hingehen, und sich am See herum zerstreuen; da aber von all den Hirten, die vor dir hinaus gegangen sind, nicht einer zurückgekommen ist, so rathe ich dir mein Sohn, die Schafe nicht gehen zu lassen, wohin sie wollen, sondern sie zu leiten wohin es dir gut dünkt.“ Der Prinz dankte dem Kaiser, und machte sich alsbald bereit die Schafe hinaus zu leiten, indem er zwei Windspiele, die einen Hasen im ebnen

*) In Serbien treibt der eigentliche Hirte die Schafe nicht vor sich her, sondern geht ihnen voran und lockt sie, daß sie ihm folgen.

Felde einzuholen im Stande waren, dann einen Falken, der jeden Vogel in der Luft zu fangen vermochte, und einen Dudelsack mit sich nahm. Und wie er die Schafe hinaus trieb, ließ er sie auch gleich zum See gehen, und die Schafe begannen sich gleich am See herum zu zerstreuen, der Prinz aber setzte seinen Falken auf einen Klotz, und stellte die Windspiele und den Dudelsack hinter denselben, dann schürzte er Beinkleider und Aermel auf, watete in den See hinein und rief: „O Drache! O Drache! Komm heraus zu mir, daß wir uns im Zweikampfe messen, so du kein Weib bist.“ Und der Drache rief zurück: „Gleich will ich kommen, Kaisersohn, gleich.“ Und wenige Augenblicke später, sieh, da ist auch schon der Drache. Hu, wie er groß ist, wie furchtbar, und wie gräulich! und als er heraus kam, da fassen sie sich um die Mitte und ringen miteinander den langen Sommertag bis zum Mittag. Als aber am Mittag die Sonne glühte, da sprach der Drache: „Lasse mich, Kaisersohn, mein heißes Haupt in den See tauchen, dann will ich dich zu den Höhen des Himmels schleudern.“ Worauf der Prinz antwortete: „Oho Drache, nicht zu früh geprahlt, wäre nur des Kaisers Töchterlein da, und küßte mich auf die Stirne, ich wollte Dich noch höher schleudern!“ Da ließ der Drache ab von ihm, und ging zurück in den See. Als es Abend ward, wusch sich der Prinz fein, ordnete sein Gewand, und nahm dann den Falken auf die Achsel, die Windspiele vor sich und den Dudelsack unter den Arm, führte die Heerde heim und zog munter spielend durch die Stadt. Und wie er durch die

Straßen zog, da staunten ihn die Leute wie ein Wunder an, weil vor ihm noch kein Hirte von jenem See zurück gekommen war.

Den nächsten Tag rüstete er sich abermals und ging mit den Schafen geraden Weges hinaus nach dem See. Der Kaiser aber schickte diesmal zwei Reiter nach, die sollten ihm heimlich folgen, und ihn belauschen was er beginnen würde, und die Reiter bestiegen einen hohen Berg, von wo aus sie Alles gut sehen konnten. Und als der Hirte kam, da stellte er die Windspiele und seinen Dudelsack hinter jenen Klotz, den Falken aber setzte er oben drauf, dann streifte er sich Beinkleider und Aermel auf, watete in den See hinein und rief: „O Drache! O Drache! komm heraus, daß wir uns im Zweikampf messen, so du kein Weib bist.“ Und der Drache rief zurück: „Gleich will ich kommen, Kaisersohn, gleich.“ Und im nächsten Augenblicke, sieh, da ist auch schon der Drache da. Hu! wie er groß ist, wie furchtbar und wie graunhaft! Und wieder faßten sie sich um die Mitte und rangen mit einander den ganzen Sommertag bis zum Mittag. Als aber am Mittag die Sonne glühte, da sprach der Drache: „Laß mich, Kaisersohn, mein heißes Haupt in den See tauchen, dann will ich dich bis zu den Höhen des Himmels schleudern.“ Worauf der Prinz ihm wieder entgegnete: „Oho Drache, nicht zu früh geprahlt; wäre nur des Kaisers Töchterlein da, und küßte mich auf die Stirne, ich wollte dich noch höher schleudern!“ Da ließ der Drache augenblicklich ab von ihm und ging zurück in den See.

Als es Abend ward, brach der Kaisersohn wieder mit den Schafen auf, und führte sie wie das erste Mal seinen Dudelsack blasend, heim. Und wie er in die Burg kam, war die ganze Stadt in Bewegung und außer sich vor Verwunderung, daß der Hirte jeden Abend heim komme, was vor ihm noch Keinem geglückt hatte.

Jene zwei Reiter aber, die den Prinzen beobachtet hatten, waren voraus ins Schloß geeilt und erzählten dort dem Kaiser der Reihe nach Alles was sie gesehen und gehört hatten, und als der Kaiser den Hirten wirklich heimkommen sah, da rief er sein Töchterlein zu sich, sagte ihr den ganzen Verlauf der Dinge und schloß mit den Worten: »Morgen sollst du mit dem Hirten an den See hinaus gehen, und ihn dort auf die Stirne küssen.« Wie aber das Mädchen dies vernahm, brach sie in Thränen aus und fing an flehentlich den Vater zu bitten: »Hast du doch auf Erden Niemanden als mich einziges Kind, und doch ist dir nicht bange, daß ich umkomme.« Aber der Vater suchte ihr Muth einzusprechen und sie zu beschwichtigen: »Fürchte dich nicht mein Töchterlein, denn sieh, schon so viele Hirten haben wir gehabt, und wie Einer an den See hinaus ging, ist er auch nicht mehr zurückgekommen, und dieser hat schon zwei Tage mit dem Drachen gekämpft, und es ist ihm nichts geschehen, ich hoffe zu Gott, daß er den Drachen ganz bezwingen wird, deshalb sollst du Morgen mit ihm hinaus gehen, daß er uns von dieser Plage befreie, welcher schon so viele Menschen zum Opfer gefallen sind.

Als am Morgen der weiße Tag anbrach, und die Sonne sich zeigte, da stand der Hirte auf und auch das Mädchen, und sie bereiteten sich hinaus zu gehen an den See. Der Hirt war fröhlich, fröhlicher als je, aber des Kaisers Tochter voll Betrübniß und weinte. Doch der Hirte beruhigte sie, indem er sprach: „Fräulein Schwester, ich bitte dich, weine nicht, sondern thue nur was ich dir sagen werde, und wenn es die rechte Zeit ist, so eile zu mir, küsse mich auf die Stirne und fürchte Nichts.“

Als sie aufbrachen und die Schafe hinaus führten, da war der Hirte in einem fort fröhlich und guter Dinge, und blies auf seinem Dudelsacke daß es eine Lust war, das Mädchen aber ging neben ihm her, und weinte ohne Aufhören, da ließ er von Zeit zu Zeit die Pfeife los, wendete sich zu ihr indem er sprach: „Weine nicht, mein Gold, und fürchte Nichts.“ Als sie an den See kamen, zerstreuten sich die Schafe rings um denselben, der Prinz aber setzte seinen Falken auf den Klotz, die Windspiele und seinen Dudelsack stellte er wieder hinter denselben, dann streifte er sich Beinkleider und Aermel auf, watete ins Wasser und rief: „O Drache! O Drache! komm heraus daß wir uns noch einmal im Zweikampf messen, wenn du kein Weib bist.“ Und der Drache rief zurück: „Gleich will ich kommen, Kaisersohn, gleich!“ Und einen Augenblick später, sieh, da ist auch schon der Drache. Hu, wie er groß ist, wie furchtbar und wie graunhaft! und wie er ans Ufer kommt, da faßten sie sich um die Mitte, und rangen wieder miteinander den langen Sommertag bis Mittag.

Als aber am Mittag die Sonne recht glühte, da sprach der Drache: „Laß mich, Kaisersohn, mein heißes Haupt in dem See netzen, und dann will ich dich bis zu den Höhen des Himmels schleudern.“ Worauf ihm der Prinz antwortete: „Oho Drache, nicht zu früh geprahlt; wäre nur des Kaisers Tochter hier, und küßte mich auf die Stirne, ich wollte dich noch höher schleudern.“ Kaum hatte er dies gesagt, da eilte des Kaisers Töchterlein herbei und küßte ihn auf die Stirne. Da schwang er den Drachen und schleuderte ihn gegen die Wolken, und als er zur Erde fiel, borst er in viele Stücke, aus welchen ein wilder Eber hervorsprang und eiligst davon lief, aber der Kaisersohn rief seine Hunde von der Heerde: „Faßt, faßt, laßt nicht los!“ Und die Hunde jagten ihm nach und erreichten ihn und zerrissen ihn in Stücke. Aus dem Eber sprang alsbald ein Hase und eilte über das Feld, aber der Prinz schickte ihm die Windspiele nach, und rief ihnen: „Faßt! und lasset nicht!“ und die beiden Windspiele verfolgten ihn, holten ihn ein und rissen ihn in Stücke, sieh, da flog augenblicklich aus dem Hasen eine Taube auf. Da ließ der Kaisersohn den Falken aufsteigen, der fing die Taube und brachte sie ihm in die Hände, und er nahm die Taube, schlitzte ihr den Leib auf, und fand darin den Sperling, den hielt er fest und sprach: „Nun sollst du mir sagen, wo meine Brüder sind.“ „Ach von Herzen gern,“ erwiederte ihm der Sperling, „thue mir nur nichts Leides; gleich hinter dem Schlosse deines Vaters liegt eine Bachmühle, und in derselben befinden sich drei schlanke Gerten, diese Gerten schneid ab

und schlag damit auf ihre Wurzel, in dem Augenblicke wird sich die eiserne Thüre eines großen Kellers öffnen, in welchem es so viele Menschen gibt, alte und junge, arme und reiche, kleine und große, Weiber und Kinder, daß du damit ein ganzes Reich bevölkern könntest, und dort sind auch deine Brüder!“ Nachdem der Sperling dies ausgesagt hatte, faßte ihn der Kaisersohn drehte ihm den Hals um.

Und nachdem er so mit dem Drachen fertig geworden war, fing schon tiefe Dämmerung sich zu verbreiten an, da wusch er sich fein, nahm den Falken auf die Achsel und die Windspiele mit sich, und den Dudelsack unter den Arm, und leitete fröhlich pfeifend die Schafe nach der Stadt, und ging in das kaiserliche Schloß, und das Mädchen folgte ihm noch voll Schrecken nach. Und als er in die Burg kam, da liefen wieder alle Einwohner voll Verwunderung zusammen.

Der Kaiser aber war diesmal persönlich hinausgegangen, auf jenen Berg gestiegen, von wo aus die zwei Reiter den Hirten beobachtet hatten, und hatte nun selbst des Hirten Heldenmuth und Alles was vorgegangen war, mit angesehen. Er ließ ihn daher alsogleich vor sich kommen, gab ihm seine Tochter zur Frau, ließ sie ihm in der Kirche antrauen und veranstaltete Festlichkeiten eine ganze Woche lang. Nun erst sagte der Kaisersohn wer er sei und von woher, da freute sich der Kaiser und die ganze Stadt desto mehr, und als es ihn drängte heimzukehren, da gab ihm der Kaiser die Tochter und viele Begleiter mit und stattete ihn selbst zur Reise aus.

Zu jener Bachmühle gelangend ließ der Prinz alle seine Begleiter draußen, und ging allein hinein, fand dort die drei Gerten, schnitt sie ab und schlug damit auf ihre Wurzel. In dem Augenblicke öffnete sich eine eiserne Thür, und er erblickte in dem Keller eine zahllose Menge von Menschen. Da befahl er daß Alle, immer Einer nach dem Andern, herauskommen und hingehen möchten wo es ihnen beliebe, er aber blieb an der Thür stehen. Und wie so Einer nach dem Andern an ihm vorüber ging, da kamen plötzlich auch seine zwei Brüder; und sie umarmten und küßten sich und waren des Wiedersehens herzlich froh. Nachdem die Leute herausgegangen waren, dankten sie ihm alle daß er sie erlöst und befreit habe, und Jeder ging nach seinem Hause. Da ging auch er mit seinen Brüdern heim zu seinem Vater, und dort lebte und regierte er bis an sein Ende.

9.

Der Schlangenbräutigam.

Es war einmal ein armes Weib, das hatte nie ein Kind geboren und da bat es Gott einst er möge es segnen, und sollte es auch eine Schlange gebären. Und Gott erhörte das Gebet, und als die Zeit herum war, gebar es eine Schlange. Kaum hatte sich aber diese dem Schooße der Mutter entwunden, so schlüpfte sie ins Gras und war verschwunden. Das arme Weib trauerte nun fortwährend um die Schlange und weinte, daß, nachdem Gott ihren Wunsch erfüllt hatte, das Wesen welches sie unter ihrem Herzen getragen, verschwunden sei, ohne daß man wisse, wo es sich aufhalte und wie es ihm gehe. Und so vergingen zwanzig Jahre, da kam die Schlange mit einem Male und redete ihre Mutter an: „Ich bin jenes Schlängelein, das du geboren hast, und welches von dir weg sich ins Gras geflüchtet hat, und bin nun gekommen, Mutter, daß du mir des Kaisers Tochter freist, und mich verheirathest.“ Die Mutter freute sich herzlich als sie ihren leiblichen Sohn erblickte, doch bald ward sie betrübt, denn wie durfte sie es wagen, für eine Schlange, und bei ihrer großen Armuth, um die Tochter des Kaisers zu freien. Doch da sprach die Schlange wieder zu ihr: „Geh immerhin, Mutter, und überlege nicht weiter, du weißt ja, daß eines jeden Mädchens Thüre offen steht, und sollte sie dir der Kaiser

auch nicht geben, so wird er dir darum den Kopf nicht nehmen. Allein was dir der Kaiser auch immer sagen wird, sieh dich nicht um, bis du in unserem Hause bist.« Hiermit ließ sich die Mutter bereden und ging zum Kaiser. Als sie aber ins Schloß kam, da wollten die Diener sie erst nicht vor den Kaiser lassen, sie bat jedoch in Einem fort, bis sie es ihr endlich erlaubten. Und als sie vor den Kaiser trat, da sprach sie zu ihm: »Durchlauchtigster Kaiser! Hier ist dein Schwert, und hier auch mein Kopf. Ich war lange Zeit kinderlos, da bat ich Gott er möge mich segnen, und sollte ich auch eine Schlange gebären, und ich ward von ihm gesegnet, und gebar eine Schlange; sobald diese aber das Licht der Welt erblickte, verließ sie mich und verschwand im Grase. Nun, nach zwanzig Jahren kommt die Schlange zu mir und schickt mich her bei dir für sie um deine Tochter zu werben.« Der Kaiser mußte darüber lachen und sprach: »Wenn mir dein Sohn von seinem bis zu meinem Hofe eine Brücke aus Perlen und Edelsteinen erbaut, will ich ihm meine Tochter geben.«

Da kehrte die Mutter heim ohne sich umzublicken, wie sie aber aus dem kaiserlichen Schlosse tritt, erhebt sich hinter ihr eine Brücke aus Perlen und Edelsteinen zusammengefügt bis vor ihr Haus. Und als die Mutter der Schlange erzählte, was der Kaiser ihr gesagt, da sprach die Schlange abermals: »Geh nun hin und sieh ob mir der Kaiser das Mädchen geben will, doch was er dir auch antworten sollte, sieh dich nicht um, wenn du nach Hause gehst. Da machte

sich die Mutter wieder auf, und als sie vor den Kaiser trat, da fragte sie ihn ob er ihr wohl jetzt das Mädchen für ihren Sohn geben wolle? worauf ihr der Kaiser erwiederte: „Wenn dein Sohn mir schönere Höfe aufzuführen vermag als die Meinigen sind, will ich ihm das Mädchen geben.“ Da kehrte die Mutter wieder heim, und geht ihrer Wege ohne sich umzublicken; wie sie zu ihrem Hause kommt, da stehen neue Höfe, prächtiger als die des Kaisers. Und nachdem die Mutter der Schlange wieder erzählt, was der Kaiser gesagt habe, da sprach die Schlange abermals: „Geh nun, Mutter, noch einmal hin und sieh ob mir der Kaiser nun das Mädchen geben will, und er möge sagen was er wolle, sieh dich nur nicht um wenn du von ihm weggehst, bis du in unserem Hause bist.“ Als die Mutter vor den Kaiser kam, da sagte sie ihm daß die Höfe ihres Sohnes besser seien als die des Kaisers, ob er ihm wohl nun das Mädchen geben wolle? und der Kaiser antwortete ihr: „Wenn dein Sohn sein Schloß besser einzurichten vermag als das Meinige, und Alles prächtiger drinnen ist als bei mir, so will ich ihm das Mädchen geben.“ Da kehrte die Mutter heim ohne sich umzusehen, und wie sie heimkam, da ist in ihrem Hause Alles dreimal besser als in dem Schlosse des Kaisers. Da gab es goldne Hirsche, Hirschkühe, Vögel, Gluckhennen, Küchlein, Hasen, kurz alles Mögliche von purem Golde. Und als die Mutter der Schlange erzählte, was der Kaiser gesagt hatte, sprach die Schlange: „Nun, Mutter, geh noch diesmal zum Kaiser, und frage ihn ob er mir jetzt das Mädchen

geben wolle?« Und als die Mutter zum Kaiser kam und ihm sagte, daß in dem Schlosse ihres Sohnes Alles dreimal besser sei als in dem kaiserlichen, da sprach der Kaiser zu seiner Tochter: »Nun mußt du dich mit dem Schlängelein vermählen, denn Alles hat er besser als wir.

Alsbald sammelte die Schlange Hochzeitsgäste, holte des Kaisers Tochter heim und vermählte sich mit ihr. Nach einiger Zeit bekam die Frau der Schlange Hoffnung zu einem Kinde. Da fragten sie die Mutter, die Schwestern und all die Ihrigen: »Wie ist es möglich daß du mit einer Schlange lebend, Hoffnung zu einem Kinde habest?« Sie aber wollte nichts verrathen und sprach nur: »Gott hat es mir verliehen, daß ich gesegnet ward.« Zuletzt fragte die Schwiegermutter insgeheim: »Sage mir meine Schnur wie das kommt, und wie du mit der Schlange lebst?« Da entdeckte sie sich der Schwiegermutter, und sprach: »Meine Mutter, dein Sohn ist ja keine Schlange, sondern ein Jüngling wie es keinen schönern gibt. Jeden Abend streift er sein Schlangenhemd ab, und jeden Morgen schlüpft er wieder hinein.

Wie die Mutter der Schlange dies hörte, da freute sie sich unendlich, und sehnte sich ihren Sohn zu schauen, wenn er das Schlangenhemd abgestreift hätte, und fragte die Schnur, wie sie es anstellen solle? da sagte ihr die Schnur: »Wenn wir uns schlafen legen, will ich den Schlüssel aus der Thür ziehen, und da kannst du denn durchs Schlüsselloch sehen, wie er sich auszieht.« Und als die Mutter ihren Sohn in Gestalt eines schönen Jünglings erblickte, da fing sie an darüber

nachzudenken, was sie wohl thun könnte, daß er immer so bliebe, und eines Tages sprach sie zu ihrer Schnur: „Komm Schnur, lasse uns die Haut meines Sohnes verbrennen, ich will den Ofen heitzen, und sie dann ins Feuer werfen, damit sie gleich verbrenne.“ Die Schnur aber antwortete: „Ich fürchte, Mutter, daß ihm etwas zu Leid geschehe.“ Aber die Mutter sprach: „Ihm wird nichts geschehen, nur mußt du ihn, sobald ihn die Hitze erfaßt, langsam mit kaltem Wasser begießen, bis die Schlangenhaut verbrannt ist.“ Und wie sie sich verabredet hatten, so führten sie es auch aus. Die Mutter heitzte den Ofen, und als der Jüngling am Abend seine Haut abgestreift und sich schlafen gelegt hatte, da nahmen die Beiden die Haut heimlich weg, und warfen sie in den Ofen. So wie aber die Haut zu brennen anfing, überkam auch dem Jüngling die Hitze, doch die Frau begoß ihn fortwährend mit Wasser und so blieb er am Leben. Als die Hitze nachließ, da erwachte er plötzlich aus dem Schlafe, und weil er den Geruch der verbrannten Haut spürte, sprang er auf und rief: „Was habt ihr gethan? Möge Gott euch strafen! Wohin soll ich nun, so wie ich jetzt bin, gehen?“ Die Mutter und sein Weib aber beruhigten ihn, indem sie sprachen: „Es ist ja viel besser, daß du so bist, und unter den Menschen bleiben kannst,“ und so gelang es ihnen auch, ihn zu beruhigen. Als dies nachher sein Schwiegervater vernahm, da übergab er ihm noch bei Lebzeiten das Reich, und so wurde er Kaiser und regierte glücklich bis an sein Ende.

10.

Wieder vom Schlangenbräutigam.

Es war einmal eine Kaiserin, die hatte keine Kinder und immer bat sie Gott, er möge sie doch segnen. Eines Abends, als sie eben betete, da seufzte sie tief auf und sprach: »So gieb mir doch, o Gott, ein Kind, und wäre es auch eine grimmige Schlange.« Kurze Zeit darauf fühlte sie, daß Gott ihr Gebet erhört habe, und als die Zeit herum war, gebar sie eine Schlange, welche sie pflegte, säugte und ernährte wie jede Mutter ihr Kind.

Zwei und zwanzig Jahre gab die Schlange keinen Laut von sich, als aber das zwei und zwanzigste Jahr zu Ende war, da redete sie mit einem Male und sprach zu Vater und Mutter: »Nun will ich, daß ihr mich verheirathet.« Worauf sie ihm antworteten: »Aber wer wird einer Schlange ein Mädchen geben, und welches Mädchen wird sich mit einer Schlange vermählen wollen?« »Deshalb,« antwortete die Schlange, »sollt ihr auch gar nicht darauf sehen, daß es von kaiserlichem Geblüte oder sonst von hoher Herkunft sei, sondern um Eines freien, das gerne kommt in unserm Lande zu leben.« Da sagten ihm Vater und Mutter, er möge sich selbst Eines wählen. Und da fand er wirklich eine Waise, und schickte den Vater hin, daß er für ihn um sie werbe. Der Vater ging und warb um das Mädchen, und dieses in seiner Armuth und

Verlassenheit war darüber erfreut und willigte gerne ein. Hierauf gab er ihr den Ring, führte sie mit sich, vermählte sich und die junge Frau lebte nun wirklich mit der Schlange und denke dir, bekam auch Hoffnung zu einem Kinde.

Da sprach eines Tages die Schwiegermutter zu ihr: „Aber Tochter, um Gottes Willen, wie ist es möglich daß du mit einer Schlange lebend gesegnet gehst?“ Lange wollte die junge Frau nicht mit der Wahrheit heraus, aber als die Schwiegermutter einige Tage hinter einander mit Fragen in sie drang, entdeckte sie ihr zuletzt, daß ihr Mann keine Schlange sei, sondern ein Jüngling wie es keinen schönern auf der Welt mehr gebe, „den Tag über,“ sprach sie, ist er eine Schlange, doch so wie es Abend wird, streift er sein Schlangenhemd ab, und ist ein Jüngling von den schönsten dieser Welt. Könnte er nur bei Tage so sein, wie er des Nachts ist! doch wie die Morgenröthe blinkt, schlüpft er in sein Hemd und ist wieder eine Schlange.“ Als die Schwiegermutter dies vernahm, war sie hoch erfreut und sprach zu ihrer Schnur: „Wenn es sich so verhält, dann wollen wir schon machen daß er für immer verbleibt was er jetzt nur in der Nacht ist. Und hierauf verabredeten sie sich, was sie thun wollten. Als es Abend ward, da streifte der Jüngling wie sonst sein Schlangenhemd ab, that es unter das Kopfkissen und legte sich schlafen. Wie er nun im ersten Schlafe lag, zog die Frau ihm sachte die Schlangenhaut unter dem Kopfe weg, und reichte sie der Mutter zum Fenster hinaus, welche sie alsogleich ins Feuer warf. So wie aber die Haut

zu brennen anfing, sprang der Jüngling auf und rief aus: „Was hast du gethan? Möge Gott dich strafen! Jetzt siehst du mich noch, von nun an aber nicht eher, als bis Du, mich suchend, eiserne Schuhe zerrissen und einen eisernen Wanderstab zerbrochen hast, und nicht eher sollst du von dem Kinde entbunden werden, das du unter deinem Herzen trägst, als bis ich dich mit meinem rechten Arm umschlinge.“ Und mit diesen Worten verschwand er. Nachdem die junge Frau drei volle Jahre mit dem Kinde unter ihrem Herzen ging, ohne gebären zu können, faßte sie zuletzt den Entschluß, ihren Mann zu suchen. Und sie ließ sich Schuhe machen von Eisen und einen eisernen Stab, und ging fort in die Welt. Und wie sie ihn allenthalben suchend durch die Welt zieht, da kommt sie auch zur Mutter der Sonne, die heizt eben den Backofen, und scharrt mit bloßen Händen die Gluth aus. Wie die Junge dies sieht, da reißt sie schnell den Saum ihres Kleides ab, und wickelt damit der Sonnenmutter die Hände ein, und da fragt sie diese: „Wie kommst du hierher, himmlisches Seelchen?“ Und sie antwortet: „Ach das Unglück hat mich hergetrieben,“ und hierauf erzählte sie ihr, was sie schon gelitten, wie sie der Mann verflucht habe, und wie sie nun durch die Welt gehe ihn zu suchen, „und,“ sprach sie, „deshalb bin ich auch gekommen, deine Tochter zu fragen, ob sie mir nicht von ihm Kunde geben könnte, ob sie ihn nicht vielleicht irgendwo gesehen hat, da ja ihr Weg sie durch die ganze Welt führt.“ Die Sonnenmutter empfand Mitleid und sagte: „verstecke dich hinter der Thüre; denn sieh, schon kommt die Sonne

ermüdet heim, vielleicht haben sie auch die Wolken geärgert, und da könnte sie dir leicht in ihrem Zorne ein Leid thun, deshalb verhalte dich da ganz stille bis sie sich ausgeruht hat.« Kaum hatte sie sich hinter der Thüre versteckt, sieh, da kam auch schon die Sonne, und der Mutter einen guten Abend wünschend, sprach sie: »Mutter, ich rieche hier ein Menschenkind.« »Bei mir ist Niemand, Tochter,« sprach da die Mutter, »kann ja nicht einmal ein Vogel herauf fliegen, wie sollte ein Menschenkind zu uns gelangen?« »Und doch ist Eines da, Mutter,« erwiederte die Sonne, »heiß es hervorkommen, ich will ihm Nichts thun.«

Da kroch denn die Arme hervor, erzählte der Sonne ihr ganzes Unglück und sprach am Ende: »Glühende Sonne! die du die ganze Erde erleuchtest, hast du nicht irgendwo einen Menschen, der so und so aussieht, gesehen?« Die Sonne antwortete: »bei Tage hab ich ihn nirgends gesehen, du aber gehe zum Monde und frage, ob nicht er ihn vielleicht bei Nacht gesehen hat.« Beim Weggehen schenkte ihr die Sonnenmutter einen goldnen Spinnrocken mit einer Raufe goldnen Flachses und einer goldnen Spindel. Als sie zum Monde kam, fand sie auch dessen Mutter allein zu Hause, küßte auch ihr die Hand und sprach: »Gott helfe dir, Mutter des Mondes!« worauf diese ihr erwiederte: »Möge Gott dir helfen, himmlisches Seelchen, wie kommst du hieher?« Da erzählte die Arme ihr alles das Unglück welches sie getroffen, sagte ihr wie sie bei der Sonne gewesen, zeigte ihr, was die Sonnenmutter ihr geschenkt, und

daß die Sonne sie hergeschickt habe, den Mond zu fragen ob nicht er vielleicht irgendwo ihren Mann gesehen. Da sagte ihr die Mutter des Mondes: „verstecke dich ein wenig hinter der Thüre, denn gleich wird der Mond zornig und müde heimkommen,“ und kaum hatte sie sich versteckt, war auch schon der Mond da, und wie er kommt, ruft er der Mutter guten Morgen zu und spricht: „Ich rieche hier ein Menschenkind.“ „Bei mir ist Niemand,“ entgegnete ihm die Mutter, kann ja nicht einmal ein Vogel herauffliegen, wie sollte erst ein Menschenkind zu uns gelangen.“ „Und doch, Mutter, doch ist eines hier, heiß es aber nur hervorkommen, ich will ihm kein Leid thun.“ Da kam die Arme hervor und erzählte ihm Alles umständlich, und fragte ihn zuletzt: „Glänzender Mond, der du die ganze Nacht über der Erde leuchtest, hast du nicht vielleicht einen Mann gesehen, der so und so aussieht?“ Der Mond antwortete ihr: „Himmlisches Seelchen! ich habe ihn bei Nacht nirgends gesehen, geh aber zum Winde und frag den, er, der Holz und Steine umwälzt und überall eindringt, er wird ihn wohl gesehen haben.“ Beim Weggehen schenkte ihr die Mutter des Mondes eine goldene Henne mit jungen Küchlein. Und sie ging auch noch zur Mutter des Windes, und erzählte auch dieser, was sie erlitten habe und wie sie gekommen sei, ihren Sohn, den Wind zu fragen, ob nicht er irgendwo einen Mann begegnet habe, von solch und solchem Aussehen? Da sagte ihr auch die Mutter des Windes: „Verbirg dich da hinter der Thüre, denn im Augenblick wird mein Sohn kommen, der könnte

dich in Stücke reißen!“ Und kaum hat sich die Arme hinter der Thüre versteckt, sieh, da ist auch schon der Wind, der bläst und bricht und zerstört und kehrt Alles von oben nach unten, was er nur findet, und er selbst ist ganz zerkratzt und zerrissen, und wie er kommt, ruft er der Mutter ein Gott helfe dir entgegen und spricht: „Mutter, hier riecht es nach einem Menschenkinde.“ „Gott mit dir, mein Sohn!“ antwortete ihm die Mutter, „wie sollte ein Menschenkind zu uns gelangen, da nicht einmal ein Vogel herauffliegen kann.“ Aber der Wind antwortete ihr: „Doch Mutter, doch ist eines hier, aber heiß es ungescheut hervorkommen, ich will ihm kein Leid thun.“ Und so kam sie denn hervor und erzählte auch dem Winde ihr Mißgeschick. Da sprach der Wind: „Ich habe deinen Mann gesehen, aber er ist gar fern in einem andern Reiche, dort hat er sich verheirathet und regiert nun. Meine Mutter wird dir aber einen goldnen Webestuhl sammt goldnem Garn und einem goldnen Schiffchen schenken, und wenn du in jene Stadt kommst, stelle du vor dem kaiserlichen Schlosse den Webestuhl auf und webe, und die Henne mit den Küchlein laß um dich herumlaufen und füttre sie, und auch den goldnen Spinnrocken stelle neben dich.“ Und sie nahm sich vor alles zu befolgen.

Als sie aber jene Stadt betrat, sieh, da fingen die Schuhe zu zerreißen an und der Wanderstab brach entzwei, da stellte sie vor dem kaiserlichen Schlosse ihren Webestuhl auf und ließ die Henne mit ihren Küchlein herumlaufen, stellte auch den Rocken neben sich und fing an zu weben. Wie die

Kaiserin vom Schlosse aus sie erblickte, da sprach sie zu sich selbst: „O mein Gott, bin ich doch eine Kaiserin, und habe weder einen goldnen Webestuhl noch einen solchen Rocken, noch eine goldne Henne mit solchen Küchlein,“ und schnell schickte sie ihren Diener die Frau zu fragen, ob ihr die Sachen feil wären? diese aber sprach: „Verkaufen will ich sie nicht, wenn mich aber die Kaiserin eine Nacht in dem Gemache des Kaisers schlafen läßt, will ich ihr meinen Spinnrocken geben.“ Da gab die Kaiserin ihrem Gemahle einen Schlaftrunk und erlaubte der Frau bei ihm zu schlafen. Sobald aber der Kaiser sein Haupt auf das Kissen legt, verläßt ihn gleich die Besinnung, daß er schläft als wäre er todt, als aber die Frau mit ihm allein ist, redete sie ihn an: „Durchlauchtigster Kaiser! leuchtende Sonne! Schling deinen rechten Arm um mich, damit ich von deinem Kinde entbunden werde.“ Doch der Kaiser sah und hörte nichts, und den andern Tag gab sie der Kaiserin den goldnen Rocken mit der Raufe goldnen Flachses und die goldne Spindel. Da verlangte die Kaiserin auch die Henne mit den Küchlein, und die Frau versprach es ihr zu geben, wenn sie ihr noch einmal erlauben wollte in dem Gemache des Kaisers die Nacht zuzubringen. Die Kaiserin willigte auch diesmal ein, und reichte dem Kaiser abermals einen Schlaftrunk, daß er bewußtlos dalag, und nichts von allem hörte als sie zu rufen anfing: „Durchlauchtigster Kaiser! glänzende Sonne! schling deinen rechten Arm um mich, daß ich von deinem Kinde entbunden werde.“ Als der Morgen anbrach, erzählte der Wache haltende

Kammerdiener dem Kaiser wie schon zwei Nächte eine fremde Frau bei ihm geschlafen, und wie sie immerzu gerufen habe, er möge sie mit seinem rechten Arm umschlingen, damit sie doch von seinem Kinde entbunden werden könne. Als die Kaiserin die Henne mit den Küchlein empfing, begehrte sie auch noch den goldnen Webestuhl mit dem goldnen Garn und Schiffchen, und das Weib versprach ihr auch das, wenn sie sie noch eine Nacht bei ihrem Gemahl übernachten lassen wolle. Die Kaiserin erlaubte es ihr, denn sie dachte ihren Gemahl wieder zu berauschen, der Kaiser aber, weil er von seinem Diener erfahren hatte, was geschehen war, steckte sich am Abend einen Schwamm unter das Kinn, und goß darauf den Trank, welchen ihm die Kaiserin reichte, und blieb so bei Bewußtsein. Als er sich zu Bette legte und that, als schliefe er, da fing das Weib wieder zu rufen an: „Durchlauchtigster Kaiser! leuchtende Sonne! schling deinen rechten Arm um mich, damit ich von deinem Kinde entbunden werde. Wie dies der Kaiser vernahm, umschlang er sie schnell mit seinem rechten Arme, und in dem Augenblicke überkamen sie die Wehen und sie gebar einen Knaben, goldlockig und mit goldnen Händchen.

Da verließ er jenes Land und die Kaiserin, und kehrte mit seinem ersten Weibe und Kinde zurück in sein Reich.

11.

Wem Gott hilft, dem kann Niemand schaden.

Es war einmal ein Mann und ein Weib, die hatten drei Söhne. Der Jüngste war der schönste und auch der gutmüthigste, weßhalb ihn die andern beiden Brüder für einen Narren hielten. Alle Drei wuchsen heran und waren schon heirathsfähig; doch der Vater verheirathete nicht Einen, denn er war arm.

Da sprach einmal der Aelteste: »Vater, ich wünsche daß du mich verheirathest.« Und wie dies der Mittlere hörte, da sprach auch er: »Ich wünsche das Gleiche, Vater, auch ich bin heirathsfähig,« und als dies der Jüngste hörte, da sprach auch er: »Und ich habe denselben Wunsch, Vater, denn auch ich bin heirathsfähig.« Nun war der Vater in Verlegenheit, und fing an sich mit seinem Weibe zu besprechen, was da zu thun sei. Zuletzt verabredeten sie sich folgender Maßen: Der Vater rief die Söhne zu sich und sprach zu ihnen: »Geht in die nächst beste Stadt und verdingt Euch dort für ein Tuch, und wer mir das schönste Tuch heim bringt, den will ich verheirathen.« Da gingen sie denn alle Drei miteinander fort; die beiden Aelteren aber fingen unter Wegs den Jüngeren zu schimpfen und zu verspotten an, und jagten ihn zuletzt gar von sich, worauf dieser einen anderen Weg einschlug, indem er Gott bat, er möge ihm gutes Glück

verleihen. Und wie er so ging, da kam er an einen Fluß, jenseits des Flusses lag eine große Stadt und in dieser lebte eine schöne Prinzessin. Sie war die einzige Tochter, welche der Kaiser dieser Stadt, der sehr böse und schlimm, und erst vor Kurzem gestorben war, hinterlassen hatte. Diese Prinzessin ward von Vielen gefreit, aber nicht Einer von den Freiern, die in ihr Schloß kamen und dort übernachteten, erwachte mehr zum Leben, indem der Kaiser sich in einen Vampyr verwandelt hatte, und in der Nacht kam und Jeden erwürgte.

Als nun der jüngste Bruder an jenes Wasser kam, und längs demselben sich erging, überlegend wie er wohl auf die andere Seite gelangen könnte, da erblickte ihn die Prinzessin aus ihrem Fenster, und befahl ihren Dienern hinüber zu fahren, und ihn ihr vorzuführen. Vor der Prinzessin erscheinend, wurde er ein wenig verwirrt und schämte sich, die Prinzessin aber fand solches Wohlgefallen an ihm, daß sie den Blick von ihm nicht abwenden konnte, und ihn fragte wo er her sei, und wohin er wolle, und da sagte er ihr wer er sei, und erzählte ihr umständlich daß er noch zwei Brüder habe, und wie sie alle Drei zu heirathen wünschten, daß aber der Vater arm sei und daher gesagt habe: Jeder möge ein Tuch heimbringen, und der das Schönste bringe, den wolle er verheirathen.

Nachdem die Prinzessin dies Alles vernommen hatte, sprach sie: »Du sollst diesen Abend hier bleiben und bei mir übernachten, Morgen wollen wir dann für ein Tuch sorgen. Als es Abend ward, da gab sie ihm zuerst fein zu essen und zu trinken, dann führte sie ihn in ein Zimmer das

ganz grün war und sagte ihm: »Erschrecke nicht, wenn man in der Nacht kommen und um dich herumpoltern wird, man wird dir Angst machen wollen, aber sei wacker und fürchte dich nicht.« Er aber konnte in seiner Einfalt vor Erstaunen kein Auge zuthun, sondern verwunderte sich in einemfort, wo er hingerathen wäre. Da fing plötzlich um Mitternacht ein Gepolter im Zimmer an, und er hörte schreien: »Dieser ist gekommen das Reich zu übernehmen, dem können wir Nichts anhaben.« Er aber betete ohne Aufhören und so verging die Nacht, und er blieb am Leben und gesund; sobald das Morgenroth erglänzte, stand er auf und setzte sich hin. Im Schlosse aber glaubten Alle, sie würden ihn todt aus dem Zimmer schleifen, wie all die andern Freier.

Als nun die Prinzessin einen ihrer Hofleute hinschickte nachzusehen, ob er noch am Leben sei, und wenn er am Leben, ihn gleich vor sie zu führen; wie groß war da die Verwunderung des Höflings, ihn gesund und unversehrt im Zimmer sitzen zu finden. Da sprach er zu ihm: »Komm, unsre Kaiserin ruft dich.« Und wie er zu ihr hinkam, war sie selbst erstaunt ihn noch am Leben zu finden, und sie reichte ihm ein Frühstück; nachdem er es verzehrt hatte, gab sie ihm in Papier gewickelt ein seidenes, mit Gold durchwirktes Tuch, indem sie sagte: »Dies bringe deinem Vater, und sollte er dir noch etwas sagen, komm wieder her zu mir.« Er dankte ihr für das Tuch und das Nachtlager, und ging heim, und wie er nach Hause kam, waren die zwei anderen Brüder auch schon gekommen. Da zog ein Jeder sein Tuch

hervor, die ihrigen waren ganz gewöhnlich, als aber er das Seine hervor holte, waren Alle voll Verwunderung, und die zwei Brüder fielen über ihn her: „Wie kommst du zu dem? das mußt du irgendwo gestohlen haben.“ Und um sie zu besänftigen, sprach der Vater: „Wißt ihr was? geht nochmal in die Welt, und wer mir eine Kette bringt, die neun Mal um unser Haus reicht, den will ich verheirathen.“ So beruhigten sich die Brüder, und die beiden älteren gingen wohin es ihnen am besten dünkte, während der jüngste geradeswegs zur Prinzessin ging. Und als er vor sie trat, da fragte sie ihn: „Was hat dir nun der Vater gesagt?“ er antwortete: „Er hat gesagt, ich möge eine Kette bringen, die neun Mal um unser Haus reiche.“ Da gab sie ihm wieder fein zu essen und zu trinken, worauf sie ihn in ein gelbes Zimmer führte und zu ihm sprach: „Fürchte dich nicht, wenn man in der Nacht wieder kommen wird, dich zu schrecken, Morgen wollen wir dann für eine Kette sorgen.“ Und wieder kamen auch diese Nacht die bösen Geister und verbreiteten Schrecken um ihn her, doch er blieb unversehrt und am Leben. Als der Tag anbrach, nahte abermals ein Höfling und führte ihn zur Prinzessin. Und diese gab ihm wieder ein Frühstück, und nachdem er gegessen hatte, reichte sie ihm ein kleines Schächtelchen und sprach: „Dies bringe deinem Vater, öffne es aber bei Leibe nicht, bis du nach Hause kommst, und sollte der Vater dir noch etwas sagen, so komm nur wieder zu mir.“ Da dankte er ihr schön, und ging nach Hause, wo er auch schon seine Brüder traf. Die hatten zwar Ketten

gebracht, aber so kurze, daß man sie auch nicht einmal ums Haus ziehen konnte; da gab der Jüngste dem Vater das Schächtelchen, und wie dieser es öffnet, zog er daraus eine goldne Kette hervor, daß sich Alle verwunderten, die älteren Brüder aber fielen über ihn her, als wollten sie ihn umbringen: „Du wirst noch unser Haus zu Grunde richten, denn gewiß hast du dies irgendwo gestohlen.“ Der Vater, der sich wieder bemühte sie zu besänftigen und zur Ruhe zu bringen, sagte ihnen zuletzt: „Geht und holt euch Jeder ein Mädchen, so will ich euch alle Drei verheirathen.“ Da gingen denn die älteren Brüder wieder hin wo es ihnen am besten dünkte, der jüngste aber begab sich gerades Weges zur Prinzessin, und erzählte ihr Alles was der Vater gesagt hatte. Die Prinzessin sprach: „Nun mußt du noch in einem Zimmer schlafen, dann wollen wir auch für ein Mädchen sorgen.“ Hierauf gab sie ihm wieder zu essen und zu trinken, und führte ihn in ein rothes Zimmer, dort zu übernachten.

In dieser Nacht stand er aber viel größeren Schrecken aus, als in den beiden vorhergehenden. Das war ein unaufhörliches Geschrei, ein fürchterliches Gepolter, ein Kettengeklirr, und entsetzliche Stimmen riefen darunter: „Der will mein Reich übernehmen!“ auch zerrten sie ihn bei den Kleidern, aber ihn selbst zu berühren wagten sie nicht, denn er betete in einem fort, und Gott erhielt ihn gesund auch diese Nacht.

Den nächsten Tag, als man ihn gesund und lebend vor die Prinzessin brachte, ließ sie Barbiere kommen, die ihn

barbieren und waschen mußten, worauf sie herrliche Gewänder herbeibrachte, und als er die angezogen hatte, setzte sie sich mit ihm in einen schönen Wagen, fuhr nach der Kirche und ließ sich mit ihm trauen. Hierauf veranstalteten sie in ihrem Schlosse Festlichkeiten drei Tage lang, und als diese vorüber waren, begaben sie sich zu seinem Vater und kamen Nachts in dem Dorfe an. Wie sie aber vor dem Hause hielten, hörten sie jauchzen und sahen, daß da große Festlichkeit war; denn eben verheiratheten sich seine beiden Brüder. Da rief er, der Jüngste, ins Haus hinein: „He, Hausvater! Wie das der Vater hörte, eilte er vor das Haus und wunderte sich ob der unverhofften Gäste. Und da fragte ihn sein Sohn: „Können wir nicht hier übernachten?“ und der Vater antwortete: „Herzlich gern, aber wir feiern heute Hochzeit, und da wir nicht viele Zimmer haben, würden Euch die gemeinen Leute stören und durch ihr Geschrei betäuben.“ Doch der Sohn erwiederte: „Das sei deine geringste Sorge, ich freue mich des Festes und habe nie einer Hochzeit beigewohnt, und auch meiner Frau wird es nicht unangenehm sein.“ Und so gingen sie denn in das eine Zimmer, während in dem andern Hochzeit gehalten wurde. Und als sie eintraten und sichs da bequem machten, kam seine Mutter, verneigte sich vor ihm, als einem so vornehmen Herrn, und er sprach zu ihr: „Heil dir, da du zwei Hochzeiten an einem Tage in deinem Hause hast.“ Worauf sie ihm antwortete: „Ach meine Herrschaften, auf der einen Seite habe ich Lustbarkeit und auf der anderen Schmerz, denn ich hatte noch einen dritten Sohn,

der in die Welt gegangen aber verschollen ist, so daß nur Gott weiß, wie es ihm geht und wo er sich befindet.« Nach einer Weile ging er hinaus und zog über die prächtigen Kleider sein früheres altes, ärmliches Gewand, drückte den Hut tief ins Gesicht, ging in jenes Zimmer wo es lustig herging, und stellte sich unter die Thüre. So wie ihn die Brüder erblickten, riefen sie den Vater und die Mutter: »Wo seid ihr, schaut hier eueren viel gepriesenen Sohn, der in der Welt herum streift und stiehlt!« Und als der Vater seiner ansichtig wird, sprach er: »Unglücklicher, wo hast du bis jetzt gesteckt? wo hast du dein Mädchen?« Und die Mutter fing an zu klagen: »Weh mir Aermsten! warum betrübst du mich so sehr?« Er aber, als er alles hörte und sah, rief aus: »Ach, scheltet nur nicht so, wills Gott es soll Alles gut gehen, und mit diesen Worten warf er seine dürftigen Kleider von sich, und stand da in seinen prächtigen; und die Brüder erschraken, wie sie dies sahen, und baten ihn um Vergebung, und Vater und Mutter umarmten und küßten ihn. Hierauf begann das Fest von Neuem und dauerte einige Tage, dann führte der jüngste Sohn Vater und Mutter mit sich, seinen Brüdern aber gab er viele Güter, daß sie bis an ihr Ende anständig leben konnten.

12.

Der goldwollige Widder.

Es war einmal ein Jäger, und als dieser eines Tages in das Gebirge auf die Jagd ging, da kam plötzlich ein Widder auf ihn zu, dessen Wolle ganz von Gold war. So wie ihn der Jäger erblickte, legte er die Büchse an um ihn zu erschießen, doch der Widder rannte auf ihn los, und durchbohrte ihn mit seinen Hörnern, daß er todt am Platze blieb, und als ihn nachher seine Gefährten fanden und nicht wußten wer ihn ermordet hatte, trugen sie ihn heim und begruben ihn.

Das Weib des Jägers aber nahm dessen Büchse und hängte sie auf einen Nagel an der Wand. Als des Jägers Sohn zum kräftigen Jüngling herangewachsen war, verlangte er von der Mutter die Büchse, um damit auf die Jagd zu gehen, aber die Mutter versagte sie ihm: „Um keinen Preis, mein Sohn, werde ich dir diese Büchse geben, denn dein Vater ist mit ihr umgekommen, und wolltest du nun auch dein Leben aufs Spiel setzen?“ Eines Tages aber nahm er die Büchse heimlich und ging damit zur Jagd.

Wie er in den Wald kam, da vertrat ihm plötzlich jener goldne Widder den Weg und sprach: „Deinen Vater habe ich umgebracht, und nun werde ich auch dich umbringen.“ Der Jüngling erschrak und sprach: „Gott steh mir bei!“ legte die Büchse an und tödtete den Widder.

Nun freute er sich einen Widder mit goldner Wolle erlegt zu haben, wie es keinen zweiten im ganzen Lande gab, zog ihm die Haut ab und trug sie heim.

Nach und nach drang die Kunde dieser That bis zu des Kaisers Ohren, der befahl ihm dies Fell vor Augen zu bringen, damit er alle wilden Thiere seines Reiches kenne. Als der Jüngling das Fell brachte und dem Kaiser zeigte, da sprach dieser: »Sage mir, was ich für dieses Fell dir geben soll!« Der Jäger aber antwortete: »Das verkaufe ich um keinen Preis!« Nun hatte der Kaiser einen Minister, der war des Jünglings Vetter, konnte diesen aber nicht gut leiden, sondern war ihm feind. Der sprach daher zum Kaiser: »Wenn der Bursche dir das Fell nicht geben will, so muß man trachten, ihm den Hals zu brechen. Befiehl ihm daher, irgend etwas zu vollbringen, was außer der Möglichkeit liegt.« Und in dieser Weise stiftete er den Kaiser an, daß dieser den Jüngling zu sich rief und ihm sagte, er möge einen Weingarten pflanzen, aus welchem man in sieben Tagen jungen Wein haben könne.

Als der Jüngling dies vernahm, fing er an zu weinen und zu bitten, daß man doch nicht Unmögliches von ihm verlangen möge, aber der Kaiser blieb dabei und sprach: »Wenn du dies nach sieben Tagen nicht vollbracht hast, ist es um deinen Kopf geschehen.« Da ging der Jüngling weinend heim und erzählte seiner Mutter was ihm begegnet war, die Mutter aber, als sie es hörte, sagte zu ihm: »Habe ich dir nicht gesagt, mein Sohn, jene Büchse werde dir das Leben

kosten, so gut wie deinem Vater.“ Kleinmüthig und bei sich überlegend, was er nun anfangen und wohin er sich wenden solle, um seinem Unglücke zu entrinnen, ging der Jüngling zum Dorfe hinaus und eine gute Strecke weit fort. Da stand mit einem Male ein Mädchen an seiner Seite vor ihm, die fragte ihn: „Bruder, warum weinst du?“ Er aber antwortete ihr ganz böse: „Geh in Gottes Namen, du kannst mir ja nicht helfen,“ und setzte seinen Weg fort, aber das Mädchen folgte ihm, und bat ihn dringend sich ihr anzuvertrauen, „vielleicht,“ sprach sie, „kann ich dir doch helfen.“ Da sprach er endlich: „Nun gut, ich will dirs sagen, obschon ich weiß, daß mir nur Gott allein und Niemand sonst auf Erden helfen kann,“ und hierauf erzählte er ihr Alles, was sich zugetragen und was der Kaiser ihm befohlen hatte. Und nachdem das Mädchen ihn angehört hatte, sprach es zu ihm: „Sei getrost Bruder und fürchte dich nicht, sondern geh hin zum Kaiser und frage ihn, an welchem Orte der Weingarten sein müsse, und verlange, daß man ihn dir abstecke, dann nimm ein Ränzel, leg in dasselbe ein Zweiglein Basilikum, gehe hin an den bezeichneten Ort, und lege dich dort schlafen, und nach sieben Tagen sollst du reife Trauben haben.“ Da kehrte er zurück und ging nach Hause, und erzählte seiner Mutter noch ganz betrübt, wie er draußen ein Mädchen angetroffen, und was es ihm gesagt hatte. Da sprach die Mutter zu ihm: „Geh hin mein Sohn und versuche es, da du ja ohnedies verloren bist.“ Da ging er hin zum Kaiser und verlangte einen Platz für den Weingarten, und auch daß man

ihm die Furchen ziehe. Der Kaiser bewilligte ihm Alles, wie er es verlangte. Hierauf nahm er ein Ränzel auf die Schulter, that ein Zweiglein Basilikum hinein, ging an jenen Platz und legte sich traurig schlafen. Als er aber am Morgen erwachte, da waren schon die Reben gesetzt; den zweiten Morgen grünten sie und nach sieben Tagen waren die Trauben reif, und dies war zu einer Zeit, als es gar nirgends welche gab. Da pflückte er davon, preßte sie aus, und brachte dem Kaiser süßen Wein, und in einem Tuche frische Trauben. Und wie es der Kaiser sah, war er erstaunt und Alles im Schlosse voll Verwunderung. Da sprach der Vetter des Jünglings wieder zum Kaiser: „Nun wollen wir ihm etwas Anderes aufgeben, das er gewiß nicht vollführen kann. Und so stiftete er den Kaiser an, daß dieser den Jüngling abermals zu sich rief und zu ihm sprach: „Aus Elfenbein sollst du mir nunmehr ein Schloß erbauen.“ Wie dies der Jüngling vernahm, da ging er weinend heim zu seiner Mutter, und erzählte ihr was ihm der Kaiser von neuem befohlen hatte. „Das, Mutter,“ sagte er dann, „ist rein unmöglich, das kann ich nicht vollführen.“ Die Mutter aber rief: „Geh, Söhnchen, wieder hinaus vor das Dorf, vielleicht läßt dich Gott wieder jenes Mägdlein antreffen.“ Und er ging hinaus vor das Dorf, als er aber an die Stelle kam, wo er das erste Mal jenes Mägdlein getroffen, da stand es plötzlich wieder vor ihm und sprach: „Bruder, du bist abermal traurig und weinst?“ Da klagte er nun was ihm auferlegt worden sei. Das Mägdlein aber, nachdem es ihn angehört hatte, sprach: „Das soll dir

ein Leichtes sein, gehe nur hin und verlange vom Kaiser ein Schiff, und in dasselbe dreihundert Eimer Wein, und eben so viel Brantwein, und überdies zwölf Zimmerleute, dann geh zu Schiffe und wenn du dort und dort zwischen zwei Gebirge kommst, so leite das Wasser ab, welches du daselbst finden wirst, und gieße statt dessen den Wein und Brantwein in das Flußbett, alsdann werden die Elephanten kommen Wasser zu trinken und werden davon berauscht werden, und Einer nach dem Andern umfallen, dann sollen ihnen die Zimmerleute schnell die Zähne absägen, und diese mußt du dann nach jener Stelle schaffen, auf welcher der Kaiser das Schloß erbaut haben will, dort lege dich wieder nieder und schlaf ruhig, in sieben Tagen soll das Schloß fertig sein. Da ging er wieder nach Hause und erzählte der Mutter, wie er abermals das Mägdlein getroffen, und was es ihm gesagt hätte. Da sprach die Mutter wieder: „Geh, Söhnlein, und thue so, vielleicht daß dir Gott auch diesmal hilft!“ Da ging er hin zum Kaiser und verlangte Alles was er brauchte, womit er dann fortzog und Alles genau so vollführte, wie es ihm das Mägdlein gesagt hatte. Die Elephanten kamen wirklich, berauschten sich daß sie der Reihe nach hinfielen, worauf ihnen die Zimmerleute die Zähne absägten und sie an jene Stelle schafften, wo das Schloß erbaut werden sollte. Der Jüngling aber nahm Abends ein Zweiglein Basilikum in sein Ränzel, ging hin und legte sich schlafen, und nach sieben Tagen war das Schloß fertig.

Als der Kaiser das fertige Schloß sah, konnte er sich

nicht genug wundern, und sprach zu seinem Minister, dem Vetter des Jünglings: „Was soll man nun mit ihm anfangen? Das ist kein Mensch, sondern Gott weiß wer.“ Und der Minister entgegnete ihm: „Eines sollst du ihm noch befehlen, und wenn er auch das vollbringt, so ist er wahrlich mehr als ein Mensch,“ und so stiftete er den Kaiser abermals an, daß dieser den Jüngling zu sich rief und ihm sagte: „Nun sollst du mir noch die kaiserliche Prinzessin herbringen aus dem andern Reiche, aus dieser und dieser Stadt. Bringst du sie nicht, so geht dirs um den Kopf.“ Als der Jüngling dies vernahm, ging er wieder fort zu seiner Mutter und erzählte ihr, was der Kaiser ihm befohlen hatte, da rieth ihm die Mutter: „Geh, mein Söhnlein, und suche wieder jenes Mägdlein, vielleicht gibt Gott, daß sie dich auch noch dieses Mal erlöst.“ Und er ging hinaus vor das Dorf, fand das Mädchen, und erzählte ihr, was ihm auferlegt worden wäre. Das Mägdlein hörte ihn ruhig an und sprach: „Geh erst hin und verlange vom Kaiser ein großes Schiff, und in dem Schiff richte zwölf Kaufbuden ein, in jeder Bude feine Waaren andrer Art, immer schöner und schöner, dann verlange, daß man zwölf der schönsten Jünglinge wähle, diese auf das prächtigste kleide und als Ladendiener in den Buden aufstelle. Mit diesem so ausgestatteten Schiffe sollst du dann fortziehen, und da wirst du unter Wegs zuerst einem Mann begegnen, der einen lebendigen Adler trägt, den sollst du fragen, ob er ihn verkaufen wolle, er wird sich bereit zeigen, und du mußt ihm geben was er dafür verlangt. Dann wirst

du Einem begegnen, der in einem Kahn einen Karpfen hat, dessen Schuppen ganz golden sind, und auch diesen Karpfen kaufe um jeden Preis. Zuletzt wirst du noch Einem begegnen, der eine lebendige Taube trägt, und auch für diese Taube sollst du geben was nur immer gefordert wird. Aus dem Schweife des Adlers sollst du dann eine Feder, von dem Karpfen eine Schuppe, und aus dem linken Flügel der Taube auch eine Feder nehmen, und hierauf allen Dreien die Freiheit geben. Wenn du darauf in jenes andere Kaiserthum und vor die bezeichnete Burg gelangst, dann sollst du deine Kaufbuden aufschlagen, und es so anordnen, daß vor jeder derselben ein Jüngling stehe. Da werden alle Einwohner der Burg herbeikommen, die schönen Waaren beschauen und sich darob verwundern, und die Mädchen, welche Wasser holen, werden in der Stadt erzählen: »die Leute sagen, daß, so lange die Stadt steht, weder ein so schönes Schiff, noch solche Waaren gesehen worden sind.« Dies wird sogar die kaiserliche Prinzessin erfahren, und ihren Vater angehen, ihr zu erlauben, daß auch sie es besichtige. Und wenn sie mit ihren Gespielinnen auf das Schiff kommt, sollst du sie von Bude zu Bude führen, und alle Waaren immer schöner und schöner vor ihr ausbreiten, und sie so lange aufzuhalten suchen bis es dunkel zu werden anfängt, und wird es einmal dunkel, dann lüfte die Segel; in dem Augenblicke wird ein dichter Nebel fallen, daß man nichts wird sehen können. Das Mädchen aber wird auf ihrer Achsel ein Vöglein sitzen haben, das sie immer bei sich hat, und wenn sie gewahren wird daß das

Schiff sich in Bewegung setzt, wird sie das Vöglein von ihrer Achsel auffliegen lassen, daß es im Schlosse daheim berichte, was geschehen sei. Du aber sollst nun die Feder des Adlers verbrennen und da wird alsbald der Adler kommen, den heiß das Vöglein fangen, und er wird es thun. Hierauf wird nun das Mädchen ein Steinchen ins Wasser werfen, und alsbald das Schiff stille stehn, da sollst du die Schuppe des Karpfen hervor holen und sie verbrennen, und in dem Augenblicke wird auch der Karpfe heran geschwommen kommen, den heiß das Steinchen suchen und verschlingen, und der Karpfe wird es sogleich finden und verschlingen, und das Schiff wird weiter segeln. Nachdem ihr lange ungestört werdet gefahren sein, werdet ihr zuletzt zwischen zwei Berge kommen, dort wird das Schiff sich plötzlich versteinern, da werdet ihr großen Schrecken ausstehen, und das Mädchen wird in dich dringen, ihr von dem Wasser des Lebens zu holen. Da nun sollst du das Federchen von der Taube verbrennen, und im Augenblicke wird das Täubchen kommen, und da gib ihr ein Fläschchen, und es wird dir darin von dem Wasser des Lebens bringen, alsdann wird das Schiff sich wenden, und glücklich wirst du mit der Prinzessin heim kommen.«

Nachdem der Jüngling Alles was das Mägdlein ihm sagte, wohl gemerkt hatte, ging er heim und erzählte es erst seiner Mutter, hierauf ging er hin zum Kaiser und verlangte was ihm nothwendig war; der Kaiser konnte ihm nichts versagen und bewilligte Alles, und so zog er mit seinem Schiffe fort, und unter Wegs trafen alle Dinge genau so ein,

wie es ihm vorausgesagt war, und als er vor jene Burg in dem anderen Reiche kam, führte er Alles aus, was ihm das Mägdlein geheißen hatte, entführte die Tochter des Kaisers und kam glücklich mit ihr zurück. Von ferne schon erblickte der Kaiser und sein Minister vom Fenster des Schlosses aus das heimkehrende Schiff, und da sprach der Minister zum Kaiser: „Nun bleibt nichts übrig als ihn zu ermorden, so wie er aus dem Schiffe tritt.“

Als das Schiff Anker geworfen hatte, stiegen Alle der Reihe nach ans Ufer, zuerst das Mädchen mit ihren Gespielinnen, dann die Jünglinge und zuletzt auch er. Der Kaiser aber hatte schon einen Henker bestellt, der ihm, so wie er aus dem Schiffe trat, den Kopf abschlug. Der Kaiser dachte nun die Prinzessin für sich zu nehmen, und eilte, als sie kaum das Schiff verlassen hatte, auf sie zu, und wollte sie liebkosen. Das Mädchen aber wandte sich ab von ihm, und rief aus: „Wo ist der Jüngling, der sich um mich so sehr bemüht hat?“ Und wie es sieht, daß ihm der Kopf abgeschlagen sei, da nimmt es schnell von dem Wasser des Lebens, besprengt ihn damit und fügt ihm den Kopf an; da wird er wieder lebendig, als wäre ihm nichts geschehen.

Wie der Kaiser und sein Rath bemerkten, daß er wieder lebendig geworden war, sprach der Rath zum Kaiser: „Der wird nun, da er vom Tode zum Leben zurückgekehrt ist, noch mehr wissen, als er früher gewußt hat.“ Und der Kaiser, begierig zu erfahren, ob man in der That mehr wisse, wenn man von Todten aufersteht, befiehlt auch ihm selbst den Kopf

abzuschlagen, und das Mädchen solle ihn dann mit dem Wasser beleben. Als aber des Kaisers Kopf abgehauen war, da kümmerte sich das Mädchen nicht mehr um ihn, sondern schrieb gleich ihrem Vater einen Brief, in dem sie ihm Alles sagte, was sich zugetragen hatte, und daß sie sich mit jenem Jünglinge vermählen wolle. Und ihr Vater schrieb zurück, das Volk möge den Jüngling als seinen Kaiser anerkennen, wo nicht, so werde er die Grenzen mit Krieg überziehen. Das Volk aber billigte, daß er das Mädchen heirathe und die Regierung übernehme. Und so vermählte sich denn der Jüngling mit der kaiserlichen Prinzessin und wurde Kaiser, und die übrigen Jünglinge, die mit ihm gegangen waren, heiratheten die Mädchen, welche im Gefolge der Prinzessin waren, und wurden alle große Herren.

13.

Das Schicksal.

Einst lebten zwei Brüder zusammen in einem Hause; der Eine der arbeitete Alles, während der Andere müßig ging, und fast immer nur aß und trank. Und sie hatten reichen Segen in Allem, und Ueberfluß an Rindern, Pferden, Schafen, Schweinen, Bienen und an allem Uebrigen.

Da dachte der Bruder der Alles arbeitete, einst bei sich: „Warum soll ich denn für diesen Müßiggänger arbeiten? Es wird besser sein, wir trennen uns, ich werde für mich allein arbeiten, und er soll dann thun, was ihm eben gut dünkt.“ Und so sprach er auch einmal zu seinem Bruder: „Bruder, es ist unrecht, daß ich Alles verrichten muß, während du mir in gar Nichts behülflich sein willst, sondern nur auf Essen und Trinken bedacht bist; ich habe daher beschlossen, daß wir uns trennen.“ Doch der Bruder versuchte ihn hievon abzubringen, indem er sprach: „Thue doch das nicht Bruder, geht es uns ja doch Beiden wohl. Du hast Alles in deinen Händen, sowohl was dein, als was mein ist, und du siehst ich bin mit Allem, was du verrichtest und unternimmst, ganz zufrieden.“ Allein der erste Bruder verharrte auf seinem Entschluß, so daß zuletzt auch der andre darin willigte, und zu ihm sprach: „Wenn dem so ist, will ich dir deshalb nicht gram sein, theile du selbst Alles nach deinem Gutdünken.“ Da theilte Jener Alles der Reihe nach, und jeder nahm sein Theil für sich. Der Faule nahm sich alsbald für seine Rinderheerden einen Rinderhirten, für die Pferde einen Pferdehirten, für die Schafe einen Schafhirten, für die Ziegen einen Ziegenhirten, für die Schweine einen Schweinhirten, für die Bienen einen Bienenwärter, und sprach zu allen diesen: „All mein Gut überlasse ich Euch und Gott zur Huth,“ und hierauf lebte er zu Hause wieder sorglos wie vorher. Der andere Bruder hingegen plagte sich mit seinem Theil wie ehedem, hütete selbst seine Heerden und hatte Acht auf

Alles, demungeachtet sah er kein Gedeihen, sondern in Allem nur Schaden, und von Tag zu Tag erging es ihm schlechter, bis er zuletzt so verarmt war, daß er nicht einmal mehr ein paar Opanken*) hatte, sondern baarfuß ging. Da sprach er bei sich selbst: „Ich will nun zu meinem Bruder gehen, um doch zu sehen, wie es ihm gehet.“ Sein Weg führte ihn an einer Wiese vorüber, auf der eben eine Schafheerde weidete, und als er nahe kam, bemerkte er, daß die Schafe keinen Hirten hatten, sondern daß ein überaus schönes Mädchen bei ihnen saß, das einen goldnen Faden spann.

Nachdem er dem Mädchen ein „Gott helfe dir,“ zugerufen hatte, fragte er sie wessen die Schafe seien? worauf sie ihm antwortete: „Wem ich angehöre, dessen sind auch die Schafe,“ da fragte er weiter: „Und wer bist du?“ worauf antwortete sie ihm: „Ich bin deines Bruders Glück.“ Da überkam ihn bittrer Aerger, und er fragte: „Und wo ist denn mein Glück?“ Das Mädchen sagte: „o, das ist fern von dir.“ „Und kann ich es wohl finden?“ fragte er weiter, und sie antwortete: „Du kannst es wohl, such es nur.“ Und nachdem er dies vernommen und gesehen hatte, daß seines Bruders Schafe so schön waren, daß man sich keine schöneren denken konnte, da wollte er schon nicht mehr weiter gehen die übrigen Heerden zu besichtigen, sondern ging gerades Wegs zum Bruder selbst. Als aber der Bruder seiner ansichtig ward, bedauerte er ihn, und sprach in Thränen ausbrechend: „Wo

*) Riemenschuhe.

warst du denn die ganze lange Zeit?« Und ihn bloß und baarfuß sehend, schenkte er ihm ein paar Opanken und auch etwas Geld. Nachdem er ihn durch einige Tage bewirthet hatte, brach der Arme wieder auf um heim zu gehen. Als er aber nach Hause gekommen war, nahm er ein Ränzel auf die Schulter, in dasselbe etwas Brod, dann einen Stab in die Hand, und ging so in die Welt sein Glück zu suchen. Und wie er so eine Weile wanderte, gelangte er in einen großen Wald, und durch denselben gehend, fand er eine alte häßliche Trulle, die unter einem Strauche schlief. Da holte er mit seinem Stocke aus, und versetzte ihr, um sie zu wecken, einen Schlag über den Rücken. Doch sie erhob sich nur mit Mühe, konnte kaum die triefenden Augen aufthun, und sprach zu ihm: »Danke Gott, daß ich hier eingeschlafen war, denn wäre ich wach gewesen, hättest du diese Opanken nicht bekommen.« Da fragte er sie: »Und wer bist du denn, daß ich deinetwegen die Opanken nicht bekommen hätte?« Die Trulle sprach: »Ich bin dein Glück.« Wie er dies vernimmt, wirft er sich in die Brust, indem er ausruft: »Du also wärest mein Glück? O, möge Gott dich tödten! Wer nur hat dich mir gegeben?« Und das Mädchen fällt ihm ins Wort: »Das Schicksal hat mich dir gegeben.« Da fragte er: »Und wo ist dieses Schicksal?« Und er erhielt zur Antwort: »Geh und suche es.« Und damit war das Mädchen verschwunden.

Da machte sich der Mann auf und ging weiter, das Schicksal zu suchen. Und wie er so ging, da erreichte er ein Dorf, und da stand ein ansehnliches Haus, in welchem

ein großes Feuer flackerte, da dachte er bei sich selbst: „Hier muß eine Hochzeit oder sonst ein Festtag gefeiert werden,“ und trat ein, und wie er hinein kam, sah er einen großen Kessel über dem Feuer hängen, in dem das Abendessen kochte, und an dem Feuer saß der Hausvater. Diesem rief der ins Haus Eintretende einen guten Abend zu, welchen der Hausvater mit den Worten erwiederte: „Gebe Gott dir alles Gute!“ und ihn einladete sich neben ihn zu setzen, worauf er fragte, wer er sei und wohin er wolle? Da hub Jener ihm Alles zu erzählen an, wie auch er ein Hausbesitzer gewesen, aber verarmt sei, und nun ausgehe das Schicksal selbst zu fragen, warum denn er gerade arm bleibe? Hierauf fragte er den Hausvater, für wen er denn so vieles Essen bereite, da sprach dieser: „Ach, mein Bruder, ich bin ein Hausherr, und habe Ueberfluß an Allem, aber demungeachtet bin ich nicht im Stande meine Hausgenossen zu sättigen, es ist gerade als ob Drachen in ihrem Schlunde steckten, gib nur Acht, wenn wir zu Abend essen, dann wirst du sehen, was sie thun.

Und als sie sich setzten um das Abendmahl zu verzehren, da riß Einer dem Andern die Bissen vom Munde, und in wenigen Augenblicken war der große Kessel geleert. Nach dem Abendessen kam die junge Frau, an welcher eben die Reihe war, den Haushalt zu besorgen, las die Knochen alle auf einen Haufen zusammen, und warf sie hinter den Ofen. Und als der Fremde sich darüber wunderte, daß die junge Frau die Knochen hinter den Ofen werfe, da kamen plötzlich

zwei steinalte elende Menschen hervor, dürre wie die Gespenster, und fingen an die Knochen auszufangen. Da fragte der Fremde den Hausvater: „Wer sind denn die dort hinter dem Ofen?“ und dieser antwortete ihm: „Jene, Bruder, sind mein Vater und meine Mutter, und die wollen nicht sterben, als wären sie an diese Welt geschmiedet.“ — Den nächsten Morgen, als sie sich trennten, sagte ihm noch der Hausherr: „Bruder, erinnere dich auch meiner, wenn du irgendwo das Schicksal antriffst, und frage es, was es denn für ein Verhängniß sei, daß ich meine Hausgenossen auf keine Weise sättigen könne, und warum mir denn Vater und Mutter gar nicht sterben.“ Er versprach ihm fragen zu wollen, nahm Abschied von ihm und zog weiter das Schicksal zu suchen. Und nachdem er lange Zeit immer weiter und weiter gegangen war, kam er eines Abends in ein anderes Dorf, und sprach daselbst in einem Hause um Nachtlager ein. Er ward bereitwillig aufgenommen und befragt wohin er gehe, und da erzählte er Alles umständlich. Da sagten ihm die Hausleute: „Um Gottes Willen, Bruder! wenn du dein Ziel erreichst, so frage auch, warum denn unsere Rinder nicht gedeihen, sondern immer mehr und mehr abnehmen.“ Er versprach auch ihnen, das Schicksal darüber zu befragen und zog den nächsten Morgen weiter. Und immer weiter gehend, kam er an einen Fluß und fing an zu rufen: „O Wasser, o Wasser, trage mich hinüber!“ Und das Wasser fragte ihn: „Wo willst du hin?“ Und er sagte es ihm. Da trug ihn das Wasser hinüber und sprach: „Ich bitte dich,

Bruder, das Schicksal zu fragen, warum denn in mir Nichts lebt.« Und er versprach auch dem Wasser zu fragen, und zog immer weiter. Nach langem, langem Wandern kam er zuletzt in einen Wald, und in diesem traf er einen Einsiedler, den er fragte, ob er ihm nicht über das Schicksal Auskunft geben könne. Und der Einsiedler sagte ihm: »Geh von hier aus über das Gebirge, so wirst du gerade vor sein Schloß kommen, wenn du aber zum Schicksal hinein kommst, darfst du nichts sprechen, sondern nur immer das thun, was es selbst thut, bis es dich befragt.« Hierauf dankte der Mann dem Einsiedler und trat den Weg über das Gebirge an. Und als er in das Schloß des Schicksals kam, da hatte er etwas zu sehen! Alles war da von kaiserlicher Pracht, und zahlreiche Diener und Dienerinnen tummelten sich herum. Das Schicksal aber saß ganz allein an einem gedeckten Tische und aß zu Abend. Als dies der Mann sieht, setzt er sich auch hin an den Tisch und ißt mit. Nach dem Abendessen legt sich das Schicksal schlafen, und er gleichfalls. Gegen Mitternacht fing es in dem Schlosse fürchterlich an zu dröhnen, und in dem Gedröhne ward eine Stimme vernehmbar, die rief: »O Schicksal, o Schicksal, so und so viel Seelen sind heute geboren worden, gib ihnen etwas nach deinem Gutdünken!« Da stand das Schicksal auf, öffnete eine Truhe mit Gold, und streute daraus funkelnde Dukaten auf den Boden des Zimmers herum, indem es dazu sprach: »So wie es mir heute geht, gehe es ihnen ihr Leben lang.«

Mit Tagesanbruch aber war das prächtige Schloß ver-

schwunden, und an dessen Stelle stand ein mittelmäßiges Haus, doch auch in demselben ist Alles Hülle und Fülle. Als es Abend ward, setzte sich das Schicksal wieder zum Nachtessen und er mit ihm, keiner sprach ein Wort. Und nach dem Essen legten sich Beide schlafen. Gegen Mitternacht fing es nun wieder schrecklich zu dröhnen an, mitten durch das Gedröhne ward eine Stimme hörbar die sprach: „O Schicksal, o Schicksal, so und so viel Seelen haben heute das Licht der Welt erblickt, gieb ihnen etwas nach deinem Gutdünken!“ Da erhebt sich das Schicksal, öffnet eine Geldtruhe, aber da gab es keine Dukaten, sondern bloß Silbergeld, und nur hier und da ein Goldstück. Und das Schicksal streut davon auf den Boden, indem es dazu spricht: „Wie es mir heute geht, gehe es ihnen ihr Leben lang.“ Und mit Tagesanbruch war auch jenes Haus verschwunden, und an seiner Stelle stand ein noch kleineres, so erging es jede Nacht, und jeden Morgen verkleinerte sich das Haus, bis zuletzt nur eine ganz elende Hütte blieb, und das Schicksal einen Spaten nahm und zu graben anfing, da nahm der Mann gleichfalls einen Spaten, und sie gruben Beide den ganzen Tag. Als es Abend ward, nahm das Schicksal ein Stück Brod, brach davon die Hälfte ab, und reichte es dem Manne. Das war ihr Abendbrod, und nachdem sie es verzehrt hatten, legten sie sich schlafen. Gegen Mitternacht fing es wieder fürchterlich zu dröhnen an, und in dem Gedröhne ward eine Stimme vernehmbar, welche sprach: „O Schicksal, o Schicksal, so und so viele Seelen sind diese Nacht geboren worden, gieb ihnen etwas nach dei-

nem Gutdünken!« Da steht das Schicksal auf, öffnet eine Truhe und fängt an daraus kleine Scherben zu streuen, wie Kinder damit spielen, und darunter einige kleine Münzen, die man als Taglohn verdienen kann, indem es dabei sprach: »So wie es heute mir geht, gehe es ihnen ihr Leben lang.« Als aber der Tag anbrach, da hatte sich die Hütte wieder in einen großen Pallast verwandelt, wie er am ersten Tage (als der Mann zum Schicksal kam) gewesen war. Nun erst fragte das Schicksal den Mann: »Weshalb bist du gekommen?« Und da erzählte er ihm umständlich seine Noth, und daß er gekommen sei, das Schicksal selbst zu fragen, warum es ihm so böses Glück gegeben habe? Da sprach zu ihm das Schicksal: »Du hast gesehen, wie ich die erste Nacht Dukaten streute, und was weiter geschehen ist. So wie es mir in der Nacht geht, in welcher eben ein Mensch geboren wird, so wird es diesem sein ganzes Leben lang ergehen. Du bist in einer Nacht der Armuth geboren, darum wirst du auch arm bleiben, so lange du lebst. Dein Bruder hingegen hat in einer glücklichen Nacht das Licht der Welt erblickt, und er wird glücklich bleiben bis an sein Ende. Da du dir aber so viel Mühe genommen und mich aufgesucht hast, so will ich dir sagen, wie du dir helfen kannst. Dein Bruder hat eine Tochter, Miliza mit Namen, welche eben so glücklich ist wie ihr Vater. Die sollst du, wenn du nach Hause kommst, zu dir nehmen, und von Allem was du dir erwirbst, sagen, daß es ihr gehöre.« Da dankte er dem Schicksal und sprach zu ihm: »In diesem und diesem Dorfe lebt ein reicher Bauer,

der Ueberfluß an Allem hat, und nur darin unglücklich ist, daß sich seine Hausgenossen nie sättigen können; zu jedem Male verzehren sie einen Braukessel voll Speise, und auch das ist ihnen noch zu wenig, Vater und Mutter dieses Bauers aber, als wären sie an diese Erde geschmiedet, sind von Alter schwarz geworden und vertrocknet wie Gespenster, und können nicht sterben. Und da hat er mich gebeten, als ich bei ihm über Nacht war, ich möge dich Schicksal fragen, was denn von alle dem die Ursache sei?« Da antwortete ihm das Schicksal: »Dies geschieht Alles nur deshalb, weil er Vater und Mutter nicht ehrt, und ihnen hinter den Ofen zu essen vorwirft. Würde er sie bei Tische oben an sitzen lassen, und das erste Glas Wein und das erste Glas Branntwein ihnen reichen, sie würden alsbald ihre Seelen aushauchen, und die Hausgenossen nicht halb so viel essen.« Da fragte er das Schicksal weiter: »In diesem und diesem Dorfe, als ich in einem Hause übernachtete, klagte mir der Hausvater, daß ihm die Rinder gar nicht gedeihen wollten, sondern mehr und mehr abnähmen, und bat mich, ich möge dich fragen, was da wohl die Schuld sei?« Und das Schicksal sprach: »Dies kommt nur daher, weil er am Tage seines Hauspatrons das elendeste Rind schlachtet; wollte er im Gegentheile das allerbeste schlachten, würden ihm alle Rinder gedeihen.«

Zuletzt fragte er noch wegen des Wassers: »Und wie kommt es, daß in jenem Wasser nichts lebt?« Das Schicksal antwortete: »Weil in ihm noch kein Mensch ertrunken ist, hüte dich aber es ihm früher zu sagen, als bis es dich

hinüber getragen hat, denn es würde dich sonst gleich ertränken.« Da dankte er dem Schicksal nochmals und ging heim. Als er zu jenem Wasser kam, da fragte ihn das Wasser gleich: »Was sagt das Schicksal?« Er aber antwortete: »Erst trage mich hinüber, dann will ich es dir sagen.« Kaum hat ihn aber das Wasser ans Ufer getragen, so fängt er zu laufen an, und als er schon weit entfernt war, wendet er sich um und ruft: »O Wasser, o Wasser! weil du noch nie einen Menschen ertränkt hast, darum hast du nichts Lebendes in dir.« Wie dies das Wasser hört, ergießt es sich über das Feld und rauscht ihm nach, und er entrinnt nur mit Mühe. Als er in jenes Dorf kam zu jenem Manne, dessen Rinder nicht gedeihen, erwartete ihn dieser schon voll Ungeduld. »Was bringst du mir Bruder, hast du das Schicksal wohl befragt?« Worauf er antwortete: »Ja ich habe es, und das Schicksal sagte: Weil du zur Feier deines Hauspatrons immer das schlechteste Rind schlachtest; würdest du aber dein Bestes schlachten, sollten dir alle Rinder gut gedeihen.« Wie der Bauer dies vernahm, sprach er: »Bruder, bleib bei uns, wir haben bis zu unserem Hauspatrone nur noch drei Tage, und wenn es wahr ist, was du mir da sagst, will ich dir zum Danke etwas schenken.« Da blieb er dort bis zum Feste des Hauspatrones. Und als der Festtag anbrach, schlachtete der Hausvater den schönsten Stier, und von dem Augenblicke an gedieh sein Vieh. ,Da schenkte ihm der Hausvater fünf Rinder, und er bedankte sich und zog weiter. Als er in das Dorf kam, in welchem der Hausvater die nimmer-

satten Hausgenossen hatte, da konnte ihn auch dieser kaum erwarten und frug: „Wie geht dirs Bruder um Gottes Willen und was sagt das Schicksal?“ Und er antwortete ihm: „Das Schicksal sagt: Du ehrst Vater und Mutter nicht, und wirfst ihnen das Essen hinter den Ofen, würdest du sie an den Tisch und oben an setzen, und ihnen das erste Glas Branntwein und das erste Glas Wein reichen, deine Hausgenossen würden nicht halb so viel essen, und Vater und Mutter zu ihrer Ruhe eingehen.“ Als dies der Hausvater vernahm, sagte er zu seinem Weibe, es möge gleich den Schwiegervater und die Schwiegermutter kämmen und waschen, und sie schön anziehen, und als es Abend ward, ließ sie der Hausvater bei Tische oben an sitzen, und das erste Glas Branntwein und das erste Glas Wein reichte er ihnen. Von dem Augenblicke an konnten die Hausgenossen nicht halb mehr so viel essen als wie bisher, und den nächsten Morgen waren Vater und Mutter verschieden. Da gab der Hausvater dem Manne zwei Stiere, und dieser bedankte sich und ging heim. Als er aber in seinen Geburtsort kam, da begegneten ihm die Bekannten und fragten ihn: „Wem gehören denn diese schönen Rinder?“ er antwortete einem Jeden: „Bruder, Milizen gehören sie, meines Bruders Tochter!“ Und wie er nach Hause kam, ging er gleich hin zu seinem Bruder und bat ihn: „Gib mir Bruder, Miliza, sie sei mein; du siehst, ich habe ohnedies Niemanden.“ Und der Bruder antwortete: „Ich bins zufrieden Bruder, nimm dir Miliza.“ Und er nahm seines Bruders Töchterlein und führte sie mit sich

nach Hause, und von nun an erwarb er viel, aber von Allem was er besaß, sagte er, daß es Milizen gehöre.

Eines Tages ging er hinaus auf den Acker um das Getreide zu besehen, das stand schön wie es nicht schöner sein konnte. Da kam ein Wanderer des Weges, der fragte ihn: »Wem gehört das Getreide?« und er sich vergessend, spricht: »Mir.« In dem Augenblicke aber, als er dies sagt, entzündet sich das Getreide, und fängt lichterloh zu brennen an. Da läuft er schnell dem Wanderer nach und ruft: »Halt, Bruder, das Getreide gehört nicht mir, sondern Milizen, meines Bruders Tochter.« Da hörte das Getreide wieder zu brennen auf, und er blieb fortan durch Miliza glücklich.

14.

Wer wenig verlangt, dem wird am Meisten gegeben.

Es waren einmal drei Brüder, die besaßen auf der weiten weißen Erde nichts als einen Birnbaum, den sie der Reihe nach hüteten; während Einer beim Baume blieb, gingen die beiden Andern auf Tagwerk.

Einst schickte Gott der Herr einen Engel, nachzusehen, wie diese Brüder lebten, und ihnen, wenn es ihnen schlecht gehe, beßre Nahrung zu geben.

Als der Engel Gottes zur Erde niederstieg, verwandelte er sich in einen Bettler, und als er zu dem kam, welcher eben den Birnbaum hütete, bat er ihn ihm eine Birne zu geben. Dieser pflückte eine von den Birnen, die sein waren, und gab sie dem Engel mit den Worten: »Da hast du von meinen Birnen, von jenen, die den Brüdern gehören, kann ich dir keine geben. Der Engel dankte ihm und ging fort. Als den nächsten Tag der zweite Bruder zu Hause blieb den Birnbaum zu hüten, da kam der Engel wieder, und verlangte auch von ihm eine Birne. Und auch er brach eine von den Birnen die ihm gehörten ab, und gab sie ihm, indem er sagte: »Da hast du von meinen Birnen, von jenen die den Brüdern gehören, kann ich dir keine geben. Der Engel dankte ihm und ging fort. Als die Reihe die Birnen zu hüten den dritten Bruder traf, kam der Engel noch einmal, und bat auch ihn um eine Birne. Und auch er pflückte eine von den Birnen die sein waren ab, gab sie ihm indem er sagte: »Da hast du von meinen Birnen, von denen, die den Brüdern gehören, kann ich dir keine geben.

Am vierten Tage verwandelte sich der Engel in einen Mönch, kam früh am Morgen und traf alle drei Brüder noch zu Hause an, zu welchen er sofort sprach: »Kommt mit mir, ich will euch bessere Nahrung geben.« Und sie gingen mit ihm ohne Bedenken. Als sie an einen breiten Bach kamen, dessen Wasser rauschend vorüber floß, da machten sie Rast, und der Engel fragte den ältesten Bruder: »Was wünschest du zu haben?« Und er antwortete: »Daß die-

ses Wasser zu lauter Wein werde und mir gehöre.“ Der Engel machte nur darüber mit seinem Stabe das Zeichen des Kreuzes, und alsbald floß statt des Wassers Wein. Da wurden Fässer gezimmert, der Wein wurde gefüllt; da sah man Leute arbeiten, ein ganzes Dorf war auf einmal entstanden. Da ließ nun der Engel den ältesten der Brüder, indem er zu ihm sprach: „Nun hast du was du dir gewünscht, hier lebe nun.“ Hierauf nahm er die beiden Andern und ging mit ihnen weiter. Und sie kamen auf ein Feld, das mit Tauben ganz bedeckt war, da frug der Engel den zweitgebornen Bruder: „Was würdest du dir jetzt wünschen?“ „Daß diese Tauben sich in Schafe verwandeln und mein seien. Der Engel Gottes bekreuzte das Feld mit seinem Stabe, und alsbald wurden die Tauben zu Schafen und dabei waren Sennereien und Weiber, die die Heerden melkten, andere die die Milch maßen, wieder andere, die den Rahm abnahmen, noch andere die Käse machten, oder die das Fett ausließen; auch Fleischbänke fehlten nicht, in welchen gehackt, gewogen, Geld eingenommen wurde, überall sah man Leute beschäftigt, ein Dorf stand da. Da sprach der Engel zu ihm: „Da hast du nun, was du dir gewünscht hast.“ Hierauf nahm er den jüngsten Bruder, und während er mit ihm über das Feld geht, fragte er ihn: „Und was wünschest du dir?“ „Ich,“ antwortete dieser, „verlange mir nichts Anderes, als daß Gott mir ein Weib von echt christlichem Sinne gebe.“ Da sprach der Engel: „O, ein solches ist schwer zu bekommen, denn in der ganzen Welt giebt es deren nur drei, zwei davon

sind bereits verheirathet, das dritte ist noch Mädchen, doch um es werben schon zwei Freier.« Nachdem sie weit, weit gegangen waren, kamen sie in eine Stadt, in der ein Kaiser regierte, und dieser hatte eine Tochter, welche echt christlichen Sinnes war. In der Stadt angelangt, gingen sie ungesäumt zum Kaiser und warben um die Prinzessin. Wie sie aber anhielten, waren auch schon zwei Kaiser da um sie zu werben und hatten ihre Aepfel*) auf den Tisch gelegt. Da legten auch sie ihren Apfel neben die andern.

Als der Kaiser ihrer ansichtig wurde, sprach er zu Allen die um ihn versammelt waren: »Was werden wir nun anfangen, jene Beiden sind Kaiser und diese im Vergleich zu ihnen Bettler?« Da sprach der Engel: »Wißt ihr was, wir wollen es so machen: Die Prinzessin nehme drei Reben und pflanze sie in ihrem Garten, eine jede derselben einem Freier zudenkend, und auf wessen Rebe bis Morgen Trauben gewachsen sein werden, mit dem soll sie sich vermählen. Alle waren mit diesem Vorschlage zufrieden, die Prinzessin pflanzte drei Reben in ihrem Garten und dachte jede einem andern Freier zu. Und als der Morgen kam, da waren auf der Rebe des Armen die Trauben. Nun wußte sich der

*) Noch heutigen Tages ist es hie und da bei den Serben Sitte, daß der Brautwerber bei Eröffnung seines Antrages einen Apfel, in den man einige Münzen gesteckt hat, auf den Tisch legt. Wird derselbe, nachdem man sich gegenseitig besprochen hat, von dem Mädchen, um das man freit, oder von dessen Aeltern angenommen, so ist die Angelegenheit damit abgeschlossen und das Mädchen von dem Augenblicke an Braut.

Kaiser keinen Ausweg und gab ihm seine Tochter, führte sie gleich nach der Kirche und vermählte sie ihm.

Nach der Trauung führte der Engel die Neuvermählten in einen Wald, worauf er sie verließ, und sie lebten dort im Walde ein ganzes Jahr. Als das Jahr um war, da sprach Gott abermals zu dem Engel: »Geh und sieh nach wie jene Waisen leben, und sollte es ihnen schlecht gehen, gib ihnen bessere Nahrung.« Und als der Engel zur Erde niederstieg, verwandelte er sich wieder in einen Bettler, und ging zuerst hin zu jenem, dem der Bach mit Wein floß, und bat ihn um ein Glas Wein, der aber jagte ihn mit den Worten von sich: »Wenn ich jedem ein Glas Wein gäbe, würde er mir bald ausgehen.« Wie der Engel das vernahm, da machte er mit seinem Stabe das Zeichen des Kreuzes, und in dem Bache floß wieder Wasser wie ehedem, worauf er zu diesem sprach: »Bruder, das taugte nicht für dich, geh wieder heim und hüte deinen Birnbaum.« Hierauf ging der Engel weiter, und kam zum Andern, dem die Schafe das Feld bedeckten, und bat ihn ihm ein Schnittlein Käse zu geben, aber auch der jagte ihn von sich indem er sprach: »Wenn ich jedem ein Stück Käse mittheilen wollte, würde er mir bald ausgehen.« Und als dies der Engel hörte, da machte er mit seinem Stabe das Zeichen des Kreuzes, und die Schafe wurden wieder zu Tauben, welche auf und davon flogen, worauf er zu diesem Bruder sprach: »Das taugte für dich nicht, geh wieder heim und hüte deinen Birnbaum.« Nun ging der Engel zuletzt noch zu dem Jüngsten, um zu

sehen, wie denn dieser lebe, und als er hinkam, da fand er ihn im Walde mit seinem Weibe dürftig in einer Hütte lebend. Er bat sie, ihn über Nacht zu beherbergen, und sie nahmen ihn von ganzem Herzen gern auf, und baten nur sie zu entschuldigen, wenn sie ihn nicht so bewirthen, als sie es wünschten, „denn“ sprachen sie „wir sind arme Leute.“ Der Engel aber entgegnete ihnen: „Ich mache mir nichts daraus, und bin zufrieden mit dem was da ist.“ Was sollten die nun anfangen? Sie hatten kein Getreide um ordentliches Brod zu backen, sondern pflegten die Rinde irgend eines Baumes zu stoßen, und aus diesem Mehle sich ihr Brod zu kneten. Solch ein Brod bereitete das Weib nun auch für ihren Gast, that es unter einen irdenen Deckel, damit es sich ausbacke, und besprach sich indessen mit ihrem Gaste. Nach einer Weile sahen sie nach, ob das Brod schon ausgebacken sei, aber sieh, da war unter dem Deckel ein ordentliches Brod, und hoch aufgeschossen, wie man es sich nicht schöner denken kann, hatte es sogar den Deckel ganz in die Höhe gehoben. Als sie das sahen, streckten sie die Hände zum Himmel und beteten: „Dank dir o Gott, nun können wir unsern Gast bewirthen.“ Hierauf setzten sie das Brod dem Gaste vor, und auch in einem Kürbiß Wasser; sobald sie aber davon tranken, ward es zu Wein. Hierauf machte der Engel mit seinem Stabe das Zeichen des Kreuzes über die Hütte, und an deren Stelle erhob sich ein kaiserliches Schloß, in dessen Innerem Ueberfluß an Allem war. Dann segnete er sie und verließ sie daselbst, und sie lebten glücklich bis an ihr Ende.

15.

Die barmherzige Schnur und die unbarmherzige Schwiegermutter.

Es war einmal eine Schnur und eine Schwiegermutter. Die Schwiegermutter war schlau und unbarmherzig gegen die Waisen, die Schnur hingegen milde wie ein milder Tag im Jahre. Kam irgend ein Waislein vor das Haus, so jagte die Schwiegermutter es mit der Eimerstange weg, die Schnur hingegen theilte den letzten Bissen mit ihm, und wenn sie Schafmilch nach Hause trug und irgendwo am Wege ein Löchlein sah, da sprach sie gleich: „Da muß auch ein Thierchen darin sein,“ und goß ein wenig Milch hinein. Weil sie aber so barmherzigen Sinnes war, wurde sie von der Schwiegermutter gehaßt und mußte oft Hunger leiden, indem diese ihr das Brod versperrte, so daß die Arme oft zwei bis drei Tage nichts zu essen bekam.

Mit einem Male erkrankte die Schwiegermutter gefährlich, und wie sie so darniederlag, bat sie Gott, er möge ihr, wenn sie sterben sollte, erlauben, auf diese Welt zurück zu kommen, damit sie die Schnur verhindern könne den Faullenzern (wie sie die Bettler nannte) Almosen zu reichen.

Nachdem sie gestorben und begraben worden war, aßen und tranken die Leute beim Todtenmahle, und als sie sich entfernt hatten, wusch die Schnur das Geschirr ab, trug

nachher das Spülicht hinaus und goß es in den Schweintrog, worauf sie die Schweine heraus ließ. Die Schweine rannten zum Trog, grunzten, aber gingen um ihn herum und wollten das Spülicht nicht trinken. Darob verwundert und nicht wissend was ihnen fehle, ging sie näher, und sah nun daß vom Tranke auch kein Tropfen mehr da, doch um den Trog herum die Erde trocken war, das Spülicht also nicht ausgeronnen sein konnte. Den nächsten Tag am Abend geschah es eben so, und so sieben Abende nach einander. Am achten Abend aber bat sie ihren Mann er möge den Schweinen den Trank vorschütten. Und wie ihn der Mann in den Trog goß, und die Schweine heraus ließ, und sah wie sie mager geworden waren, da fing er die Frau auszuschelten an, warum sie die Thiere nicht besser füttere, sondern sie so abzehren lasse. Nun erzählte sie ihm wie dies zugehe, da eilte er schnell zum Trog, zu sehen, ob noch etwas darinnen sei, wie er aber hinkam, fand er ihn leer. Da bekreuzte er sich und war ganz verwundert, wie denn das sein könne. In dem Augenblicke fing seine Mutter vom Troge hervor zu sprechen an: „Mein Sohn! Ich bin in der andern Welt in großer Pein. Jeder Seufzer, den eine Waise ausstieß, die ich von meiner Schwelle jagte, hat sich dort in einen Dorn verwandelt, und auf diesen Dornen muß ich liegen, und jede Thräne die eine Waise meinetwegen geweint hat, quoll in einen Kessel in welchem ich nun sieden muß. Und weil ich Gott gebeten habe, mich von jener Welt zu schicken, daß ich mein Haus und die Schnur überwache, damit diese den Armen

kein Almosen theile, so ist über mich verhängt worden, daß ich auf diese Welt zurück wandern und mit den Schweinen essen müsse. Deiner Frau jedoch sind drei goldne Tische bereitet und auf diesen lauter Rosen und Basilikum. Frage sie doch, ob sie mir einen dieser Tische geben wollte, damit ich zur Ruhe gehen kann.“ Da ging der Mann zu seiner Frau ins Haus, und erzählte ihr Alles umständlich, und wie die Frau dies hörte, lief sie hinaus und zum Troge hin, die Schwiegermutter zu sehen, als sie aber sah wie diese abgehärmt war, brach sie in Weinen aus. Da fing die Schwiegermutter sie zu beschwören an, ihr einen jener Tische zu geben, denn es sei über sie verhängt daß erst, wenn die Schnur ihr einen der Tische abtreten wolle, ihr die Hälfte ihrer Sünden vergeben würden, und sie nicht mehr auf diese Welt kommen dürfe mit den Schweinen zu essen. Da sprach die Schnur: „Ich will dir alle drei Tische schenken, und was ich bis jetzt gethan habe, das sei für dich gethan, von jetzt an aber gebe Gott, daß ich etwas für mich selbst erwerbe. Da verschwand die Schwiegermutter und ist nie mehr wieder gekommen.

16.

Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit.

Ein König hatte zwei Söhne, der Eine war hinterlistig und ungerecht, der Andere hingegen gut und gerecht. Nachdem ihnen der Vater gestorben war, sprach der Ungerechte zum Gerechten: »Geh fort von mir, wir können nicht mehr zusammen leben, hier hast du dreihundert Goldstücke und ein Pferd, das ist dein Theil vom väterlichen Erbe, mehr hast du nicht zu hoffen.« Dieser nahm die dreihundert Goldstücke und das Pferd, und machte sich auf den Weg indem er sprach: »Nun Gott sei Dank, so viel fällt mir vom ganzen Königreiche zu.« Nach einiger Zeit begegnen sich die Brüder auf einem Wege beide zu Pferde. Der Gerechte ruft dem Ungerechten gleich entgegen: »Gott helfe dir, mein Bruder!« Dieser aber antwortete: »Gebe Gott nur Weh dir! Warum erwähnst du immer Gottes? Die Ungerechtigkeit gilt nun mehr, als die Gerechtigkeit.« Da entgegnete ihm der Gute: »Komm, laß uns wetten, daß die Ungerechtigkeit nicht besser sei als die Gerechtigkeit.« Und sie wetteten um hundert Goldstücke, und kamen überein, daß der Erste, dem sie begegnen würden, darüber entscheiden sollte. Und wie sie weiter gingen, begegnete ihnen der Teufel, der saß zu Pferde und hatte sich in einen Mönch verwandelt, den fragten sie was wohl besser sei: die Gerechtigkeit oder die Ungerechtigkeit. Der

Teufel sprach: »Die Ungerechtigkeit,« und der Gute verlor hundert Goldstücke. Hierauf wetteten sie um das zweite Hundert, und auch um das dritte, und nach Entscheidung des Teufels, der ihnen unter verschiedenen Gestalten begegnet war, verlor der Gute alle dreihundert Goldstücke, und nach diesen auch sein Pferd. Da sprach er: »Gott sei gepriesen! habe ich auch keine Goldstücke mehr, so habe ich doch noch meine Augen, und um diese will ich noch einmal wetten.« Und so wettete er um seine Augen, daß die Gerechtigkeit mehr tauge denn die Ungerechtigkeit. Da zog der Bruder, weiter keinen Richter suchend, ein Messer hervor, stach ihm damit beide Augen aus und sprach: »Nun du ohne Augen bist, möge dir die Gerechtigkeit helfen.« Der Erbarmungswürdige pries aber dennoch Gott und sprach: »Für die Gerechtigkeit Gottes habe ich meine Augen hingegeben, nun bitte ich dich nur mein Bruder, mir in einem Gefäße ein wenig Wasser zu geben, damit ich meine Lippen netzen und meine Wunden waschen kann, und mich hinaus zu führen und unter der Tanne ob der Quelle zu lassen.« Der Bruder erhörte ihn, gab ihm in einem Gefäße Wasser, führte ihn hinaus und ließ ihn unter der Tanne ob der Quelle. Und wie der Unglückliche dort stand, hörte er mit einem Male in der Nacht zu einer gewissen Stunde, wie die Wilen*) an die Quelle kamen und

*) Die Wile ist in der Vorstellung des serbischen Volkes ungefähr das, was bei den Deutschen die Waldfrau. Sie bewohnt die höchsten Gebirge und Felsen, liebt Nähe von Gewässern und wird als ewig jung, schön von Antlitz in weißes luftiges Gewand gekleidet mit lan-

sich da badend unter einander sprachen: „Wißt ihr Gefährtinnen, daß des Königs Töchterlein am Aussatze darnieder liegt? Der König hat wohl alle Aerzte zusammen berufen, doch keiner vermag sie zu heilen. Wenn nun Jemand es wüßte und gleich nach uns dies Wasser nähme, und die Königstochter darin baden ließe, in vier und zwanzig Stunden würde sie gesunden, so wie Jeder der da stumm, blind oder lahm ist, durch dieses Wasser geheilt werden.“ Indem krähte der Hahn, und die Wilen entschwanden. Nun schleppte sich der Unglückliche, auf allen vieren kriechend, von der Tanne hin zum Wasser, wusch sich damit die Augen, und erhielt im Augenblicke sein Gesicht. Hierauf füllte er das Gefäß mit diesem Wasser, eilte zu dem Könige, dessen Tochter am Aussatze krank lag, und sprach zu ihm: „Ich bin gekommen deine Tochter zu heilen, wenn sie mich vorläßt, soll sie in vier und zwanzig Stunden gesund sein.“ Und sobald der König dies vernahm, ließ er ihn gleich in das Gemach des Mädchens, und da ordnete er an, daß sie in diesem Wasser ge-

gem um Brust und Schultern flatterndem Haar geschildert. Ohne Veranlassung thut sie Niemandem ein Leid, aber einmal gereizt oder beleidigt, rächt sie sich schwer und auf verschiedene Weise, indem sie ihren Feind entweder an Händen oder Füßen verwundet, und da solche Wunden kein Sterblicher zu heilen vermag, fürs ganze Leben siech macht, oder indem sie sein Herz durchbohrend, ihm unmittelbaren Tod bringt. — Ein Volkslied läßt sie selbst über ihre Entstehung folgendes erzählen: „Mich hat das Gebirge geboren und in grünes Laub gewickelt, der Morgenthau hat mich gesäugt, Waldeslüfte haben mich geschaukelt, waren meine Wärterinnen.

badet werde. Und als ein Tag und eine Nacht verstrichen waren, war das Mädchen gesund, und von allem Aussatze rein. Der König darüber hoch erfreut, gab ihm das halbe Königreich und die Tochter zur Frau, und so ward er des Königs Schwiegersohn, und nach dem Könige der Erste im Lande.

Dies ward gar bald im ganzen Königreiche bekannt und kam auch seinem Bruder zu Ohren, der da gesagt hatte daß die Ungerechtigkeit mehr gelte denn die Gerechtigkeit. Der dachte nun, mein Bruder muß sein Glück unter der Tanne gefunden haben, und ging hin es auch für sich zu suchen. Er nahm zuerst in einem Geschirre Wasser, dann ging er hin unter die Tanne, zog dort ein Messer hervor und stach sich die Augen aus. Als es Nacht und zur bestimmten Stunde war, kamen die Wilen wieder sich zu baden, und redeten davon, wie die Königstochter geheilt worden sei, „es muß uns,“ sprachen sie, „Jemand zugehört haben als wir sagten, daß sie durch dieses Wasser gesunden könne. Vielleicht daß uns auch jetzt Jemand behorcht, kommt laßt uns sehen.“ Und wie sie umher spähend unter die Tanne kamen, entdeckten sie ihn, der gekommen war sein Glück zu suchen, und früher immer gesagt hatte daß die Ungerechtigkeit besser sei als die Gerechtigkeit, da packten sie ihn und zerrissen ihn in vier Stücke. Und so hat dem Verfluchten die Ungerechtigkeit geholfen.

17.

Des Vaters letzter Wille.

Es war einmal ein Greis, der hatte drei Söhne und eine Tochter. Als die Stunde seines Todes nahe war, rief er seine drei Söhne vor sich, und befahl ihnen die Schwester dem Ersten zu geben, der um sie freien würde, wer er auch immer sei. Einige Zeit nach des Vaters Tode kam ein Alter auf einem zweirädrigen Wagen und warb um das Mädchen. Die beiden älteren Brüder wollten es ihm nicht gleich zusagen, weil er alt und arm war, der jüngste aber bestand darauf, daß es ihm gegeben werde, indem er die Brüder an des Vaters letzten Willen auf seinem Todtenbette erinnerte. Da gaben sie denn dem Alten das Mädchen und dieser führte es fort in sein Haus. Nachdem eine Zeit verstrichen war, machte sich der älteste Bruder auf, die Schwester zu besuchen, und wie er hinkam, fand er sie in einem großen Hause, das nicht prächtiger sein könnte. Sie war sehr erfreut ihren Bruder wiederzusehen, und als er sie fragte wie sie lebe, antwortete sie ihm: „Gut, es könnte mir nicht besser gehen.“

Als der Bruder gekommen war, hatte er den Alten nicht zu Hause gefunden, aber kurze Zeit darauf kam auch dieser heim, es war ihm lieb den Schwager bei sich zu sehen, und er sprach zu ihm: „Nun du gekommen bist, will ich dich bewirthen und unterhalten, nur sollst du mir zuerst mit meinem

Pferde Gras holen, jedoch dieses nur an einer Stelle mähen, wo das Pferd mit den Füßen scharren, nicht aber dort wo es dir gefallen wird.« Und er antwortete ihm: »Gut, Schwager, das will ich thun,« bestieg hierauf das Pferd und ritt fort. Und wie er so ritt, kam er auf eine silberne Brücke, und wie er die Brücke erblickte, und daß sie ganz von Silber sei, da überfiel ihn so große Habsucht, daß er vom Pferde stieg und einen silbernen Balken losriß, bei sich sprechend: »Damit kann ich mir helfen.« Hierauf mähte er das Gras ab, wo es ihm genehm war, ohne zu warten bis das Pferd mit den Füßen scharrte, saß dann wieder auf und kehrte zurück. Nach Hause kommend führte er das Pferd in den Stall, legte ihm das Gras vor und ging dann hinein ins Haus. Wie er eintrat, fragte ihn gleich der Alte, ob er das Pferd versorgt habe, und ob es das Gras fresse? er antwortete: »daß er Alles gethan habe und das Pferd schon fresse.« Worauf der Alte sprach: »Gut, da muß ich selbst nachsehen.« Er ging hinaus in den Stall und sah dort das Gras unberührt vor dem Pferde liegen. Der Alte erkannte auch gleich, daß das Gras nicht gewählt worden sei, wie er gesagt hatte, deshalb geleitete er nun den Schwager unbewirthet hinaus, und bedeutete ihm, er möge nur wieder hingehen von wo er hergekommen sei. Wie dieser nach Hause kam, sagte er seinen Brüdern kein Wort wie es ihm bei dem Schwager ergangen war, sondern sprach zum zweitgebornen Bruder: »Der Schwager läßt dich grüßen und dir sagen, du mögest auch zu ihm auf Besuch kommen.« Nach einiger Zeit

ging der mittlere Bruder die Schwester zu besuchen, aber auch ihm ging es wie dem ersten, auch ihn schickte der Schwager auf gleiche Weise nach dem Gras aus, und als er auf die silberne Brücke kam, überfiel ihn eine Gier etwas davon zu nehmen wie den Ersten, und auch er riß einen silbernen Balken los, und wählte das Gras nicht wo ihm der Schwager gesagt hatte, sondern ganz nach seinem Gutdünken. Und als er umkehrte und in das Haus des Schwagers kam, ertappte der Schwager auch ihn auf der Lüge und schickte ihn heim unbewirthet wie den Ersten. Zu Hause angekommen, hütete er sich Jemanden zu sagen wie es ihm beim Schwager ergangen war, sondern sprach zum jüngsten Bruder: „Der Schwager läßt dich grüßen und dir sagen, du mögest zu ihm auf Besuch kommen. — Als einige Zeit vorüber war, ging denn auch der jüngste Bruder hin, und wie die Schwester ihn erblickte, freute sie sich sehr und sprach zu ihm: „Ach, Bruder, mache es nicht so, wie es unsere Brüder gemacht haben.“ Der wußte aber nicht was die Brüder gemacht hatten, und die Schwester wollte ihm auch darüber nichts Näheres sagen. Als nun der Schwager nach Hause kam, freute er sich seiner Ankunft, und sagte ihm: „Ich will dich bewirthen und wohlhalten, nur gehe mir zuerst mit meinem Pferde um Gras, aber mähe es nur da, wo das Pferd mit dem Fuße scharren wird, und nicht dort, wo es dir beliebt.“ Und er bestieg das Pferd und ging fort nach dem Gras. Als er auf jene Brücke kam, wunderte er sich über ihre Pracht, aber im Herzen thats ihm leid, sie durch die beiden fehlenden Balken

verunstaltet zu sehen, und wie er in die Mitte kam, und sie von der einen und von der andern Seite betrachtet, da sieht er unter der Brücke, wie in einem ungeheuren Kessel Wasser siedet, darin Menschenköpfe kochen, nach welchen von oben Adler hacken. Und als er über die Brücke hinüber gegangen war, kam er in ein Dorf und durch dasselbe gehend, hörte er von allen Seiten Gesang und Fröhlichkeit, da verwunderte er sich, daß das ganze Dorf singe und froh sei, und fragte Einen, dem er begegnete: „Wie kommt es, Bruder, daß es bei euch so lustig zugeht?“ Und der antwortete ihm: „Warum sollen wir nicht lustig sein, da bei uns jedes Jahr fruchtbar ist, und wir Ueberfluß an Allem haben.“ Und wie er zum Dorfe hinaus kam, traf er am Wege zwei Hündinnen die sich balgten, er bemühte sich sie von einander zu bringen, aber es gelang ihm nicht, und so stand er davon ab und ging weiter. Und wie er so fortwanderte, gelangte er in ein anderes Dorf und durch dasselbe gehend, sah er daselbst alle Leute traurig und in Thränen, da sprach er zu Einem, dem er begegnete: „Ich bin so eben durch ein Dorf gegangen, in welchem Alles in Freude und Heiterkeit war, warum ist bei euch hier Alles so traurig?“ Der Landmann antwortete ihm: „Wie sollte nicht Alles in Trauer sein, wenn uns jedes Jahr der Hagel trifft und wir nichts haben?“ Als er zu diesem Dorfe hinaus kam, traf er auf zwei Eber die miteinander rauften. Er versuchte es sie von einander zu bringen, aber umsonst, es wollte ihm nicht gelingen, da ließ er sie und ging weiter. Zuletzt trug

ihn das Pferd auf eine wunderbar schöne Wiese und als sie mitten auf derselben waren, fing es mit dem Fuße zu scharren an, da sprang er ab, mähte behende etwas von dem Grase und kehrte damit zurück. Als er zu Hause ankam, führte er das Pferd in den Stall und streute ihm das Gras vor, von dem das Pferd gleich zu fressen anfing. Wie der Schwager sah, daß er ihm sein Pferd gehörig versorgt hatte, war er ganz vergnügt und sprach: „Du bist mein rechter Schwager, nun wollen wir zechen und schmausen und guter Dinge sein.“

Hierauf setzten sie sich an den Tisch und fingen das Abendbrod zu verzehren an. Während dem Essen sagte der Alte: „Nun erzähle mir was du gesehen hast.“ „O, mein Schwager,“ antwortete ihm der Jüngling, „das was ich gesehen habe, läßt sich kaum beschreiben; zuerst sah ich eine überaus schöne silberne Brücke, aber sie ist entstellt durch den Abgang zweier Balken, und der die gestohlen hat, den möge der lebendige Gott strafen.“ Darauf sagte ihm der Alte: „Die haben deine Brüder gestohlen, und wie sie gehandelt haben, so ist es ihnen auch ergangen; aber sage mir, was hast du noch gesehen?“ Und der Schwager fuhr fort: „Mitten unter der Brücke habe ich einen ungeheuern Kessel mit siedendem Wasser gesehen, und in dem Kessel Todtenköpfe, nach welchen von oben Adler hackten.“ Und der Schwager erklärte ihm: „Das ist die ewige Pein in jener Welt. Was sahst du ferner?“ Und der Schwager fuhr fort: „Hierauf habe ich ein Dorf gesehen, in welchem Alles fröhlich und guter

Dinge war.« Und der Alte sagte ihm: »Jene sind Gott wohl gefällige Menschen, Jeder wird bei ihnen gut aufgenommen und bewirthet, und kein Armer unbeschenkt von ihrer Thür gewiesen. Was hast du noch gesehen?« Und er fuhr zu erzählen fort: »Am Wege sah ich zwei Hündinnen, die sich ohne Aufhören balgten.« Worauf der Alte sprach: »es sind deine zwei Schwägerinnen. Was sahst du noch?« »ferner sah ich,« setzte der Schwager fort, »ein anderes Dorf, und in diesem war Alles traurig.« Da sagte der Alte: »sie haben weder Gerechtigkeit noch Eintracht, noch wissen sie von Gott. Was hast du außerdem gesehen?« Der Schwager antwortete: »auch zwei Eber habe ich gesehen, die beständig miteinander rauften.« »Es sind,« sagte darauf der Alte, »deine zwei Brüder, die sich miteinander nicht vertragen. Sag, was hast du noch gesehen?« Und der fuhr zu erzählen fort: »Ich habe zuletzt eine wunderbar schöne Wiese gesehen, dort hätte ich dir drei Tage stehen können, um mich an dieser Pracht satt zu schauen.« Da sagte der Alte: »So ist das Paradies in der andern Welt, aber bis dahin zu gelangen, ist schwer.«

Hierauf schmausten sie und vergnügten sich noch viele Tage. Und als zuletzt der Schwager aufbrach um heim zu gehen, da stattete ihn der Alte mit prächtigen Geschenken aus, und sagte ihm, er habe in ihm gleich einen redlichen Menschen erkannt, indem er darauf gedrungen habe, des Vaters letzten Willen zu erfüllen, und er werde fortan glücklich sein, seine Brüder hingegen elend.

18.

Warum ist des Menschen Fußsohle nicht eben?

Als die Teufel von Gott abgefallen waren und sich auf die Erde flüchteten, hatten sie auch die Sonne mit sich genommen, und der Kaiser der Teufel hatte sie auf eine Lanze gesteckt und trug sie auf der Achsel. Als nun aber die Erde sich bei Gott beklagte, daß sie von der Sonne noch ganz verbrannt werden würde, da schickte Gott den heiligen Erzengel Michael, der da trachten sollte, dem Teufel auf irgend eine Art die Sonne wegzunehmen. Und wie der heilige Erzengel zur Erde niederstieg, befreundete er sich mit dem Kaiser der Teufel, der aber merkte gleich wo das hinziele und war auf seiner Hut.

Einst als Beide miteinander auf der Erde spazieren gingen, kamen sie an das Meer, da machten sie Anstalt sich in demselben zu baden, und der Teufel stieß die Lanze mit der Sonne in die Erde. Nachdem sie sich ein wenig gebadet hatten, sprach der heilige Erzengel: »Nun laß uns tauchen und sehen wer tiefer hinunter komme.« Und der Teufel antwortete: »Nun wohlan!« Da tauchte der heilige Erzengel unter und brachte in den Zähnen Meersand herauf. Nun sollte der Teufel tauchen, der fürchtete aber, der heilige Erzengel möchte ihm indessen die Sonne entwenden. Da kam ihm ein Gedanke: er spuckte auf die Erde, und aus seinem

Speichel entstand eine Elster, die ihm die Sonne hüten sollte, bis er getaucht und aus der Tiefe mit den Zähnen Meersand heráuf geholt hätte. Sobald aber der Teufel untertauchte, machte der heilige Erzengel mit der Hand das Zeichen des Kreuzes, und alsbald bedeckte das Meer neun Ellen dickes Eis, hierauf erfaßte er schnell die Sonne und flüchtete damit zu Gott, da krächzte die Elster aus allen Kräften. Wie der Teufel die Stimme der Elster vernahm, ahnte er auch schon was es gab, und kehrte so schnell als möglich um. Als er aber in die Höhe kam, fand er das Meer zugefroren, und sah daß er nicht heraus konnte. Da kehrte er eilends nochmals zurück auf den Meeresgrund, holte sich einen Stein, brach damit das Eis durch und setzte dem heiligen Erzengel nach. Jener floh, und dieser hinter ihm drein. Schon hatte der heilige Erzengel mit einem Fuße den Himmel betreten, da erreichte ihn der Teufel bei dem anderen Fuße und riß ihm mit seinen Klauen aus der Sohle desselben ein großes Stück Fleisch. Und wie der heilige Erzengel so verwundet mit der Sonne vor Gott den Herrn trat, weinte er und klagte: „Was soll ich nun, o Gott, so verunstaltet?“ Da sprach Gott zu ihm: „Sei ruhig und fürchte dich nicht, ich werde es anordnen, daß von nun an alle Menschen gleich dir eine kleine Vertiefung in der Sohle haben. Und so wie Gott es anordnete, entstand auch bei allen Menschen auf den Sohlen beider Füße eine kleine Vertiefung, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

19.

Das höllische Blendwerk und die göttliche Macht.

Eines Morgens ging ein kaiserlicher Prinz zur Jagd, und wie er über den Schnee ging, fing er aus der Nase zu bluten an, und sah, wie das rothe Blut auf dem weißen Schnee so schön sich ausnahm, da dachte er bei sich selbst: „Ach wenn mir doch ein Mädchen zur Frau beschieden wäre, so weiß wie Schnee und so roth wie Blut.“ In diesen Gedanken weiter gehend, begegnete er einem alten Weib, das fragte er, ob es wohl ein solches Mädchen gebe, und die Alte sagte ihm, weiter voran in jenem Walde steht ein Haus ohne Thüren und nur mit einem Fenster, durch welches man ein- und ausgehen müsse, und in jenem Hause sei solch ein Mädchen, „aber,“ spricht sie, „von Allen, die bis jetzt noch hingegangen sind es zu freien, ist noch keiner zurück gekommen.“ „Sollte ich auch nicht mehr wiederkehren,“ entgegnete der Prinz, „ich gehe dennoch dahin, bin ich auf dem rechten Wege?“ Wie die Alte dies hörte, that es ihr leid um ihn, und sie griff in ihren Busen, zog ein Stücklein Brod hervor, und gab es dem Prinzen, indem sie sprach: „Nimm dieses Brod, hüte es aber wie deinen Augapfel.“ Er nahm das Brod und ging weiter. Bald darauf begegnete er wieder einer andern Alten. Sie fragte ihn wohin er gehe, und er sagte ihr, er gehe da und da hin, um ein Mädchen zu

freien; die Alte wollte ihn nun davon abbringen, indem sie ihm dasselbe sagte wie die Erste der er begegnet war, er aber sprach: „Bei Gott, Alte, ich werde hingehen und sollte ich auch nimmer wiederkehren.“ Da gab ihm die Alte eine Haselnuß, indem sie sprach: „Hebe diese Haselnuß wohl auf, sie wird dir von Nutzen sein.“ Er nahm auch die Haselnuß und ging weiter. Da traf er kurz darauf ein drittes altes Weib, welches am Wege saß und ihn ebenfalls fragte, wohin er gehe. Und er sagte auch ihr, er gehe da und da hin um ein Mädchen zu freien. Wie die Alte das vernahm, fing sie unter Thränen ihn zu beschwören an, sich das Mädchen aus dem Sinn zu schlagen, und wiederholte alles, was schon die beiden Andern gesagt hatten. Doch er wollte sie nicht einmal anhören. Da schenkte ihm die Alte eine Nuß, indem sie sprach: „Nimm diese Nuß, und habe ihrer Acht bis du sie brauchen wirst.“ Er wunderte sich ob dieses Geschenkes und fragte die dritte Alte, was es auf sich habe, daß ihm die Erste ein Bißlein Brod, die Zweite eine Haselnuß und sie endlich eine Nuß geschenkt habe. Und die Alte sagte ihm: „Das Brod, wenn du zu jenem Hause kommst, wirf den Thieren des Waldes vor, damit sie dich nicht auffressen, und wenn du in der größten Noth bist, befrage erst die Haselnuß, dann die Nuß um Rath.

Hierauf ging der Prinz weiter und immer fort und fort, bis ihn der Zufall in einen dichten Wald führte, und in diesem Walde erblickte er das bezeichnete Haus. Und wie er näher kam, sprangen eine Menge verschiedener Thiere an

ihn heran, er aber warf ihnen, wie es ihm die Alte gelehrt hatte, jenes Brod zu, und jedes von den Thieren, das an dem Brode roch, fiel regungslos auf den Bauch, indem es den Schweif einzog. Nun aber, da dies Haus keine Thüre hatte, und das Fenster hoch war, wußte er sich keinen Rath um hinein zu kommen, da sah er mit einem Male, wie ein Weib ihr goldnes Haar zum Fenster herab ließ; da eilte er hin, erfaßte das Haar, und das Weib zog ihn in die Höhe, und als er oben war, was erblickte er da? jenes wunderliebliche Mädchen.

Da erfreuten sie sich Eines über das Andere und das Mädchen sprach: „Danke Gott, daß du meine Mutter nicht zu Hause getroffen hast, die eben ausgegangen ist im Walde Kräuter zu pflücken, mit welchen sie die Jünglinge zu betäuben und in wilde Thiere zu verwandeln pflegt, und dies allen gethan hat, welche bis jetzt um mich gefreit haben, und die Thiere, wäre Gott dir nicht beigestanden, hätten dich sicherlich zerrissen, darum laß uns fliehen.“ Und da ergriffen sie die Flucht und verließen den Wald so schnell sie konnten, als sie sich aber, immer weiter eilend, einmal umsahen, erblickten sie die Mutter wie sie ihnen nacheilte, da erschraken sie sehr, und schon hatte die Alte sie beinahe eingeholt, da erinnerte sich der Prinz der Haselnuß, und sie herausziehend fragte er: „Ach, um Gottes Willen, was sollen wir thun?“ Und die Haselnuß antwortete: „Oeffne mich.“ Und wie er sie öffnete, entströmten ihr reißende Wasser und versperrten der Mutter den Weg. Diese aber berührte das

Wasser mit ihrem Stabe und augenblicklich theilte es sich und sie setzte den Flüchtigen nach. Wie diese sahen, daß die Alte sie abermals beinahe erreicht hatte, holte der Prinz die Nuß hervor und fragte sie: „Sage uns was wir thun sollen?“ „Brich mich auf,“ antwortete die Nuß, und wie er sie aufbrach, schlug eine Flamme aus ihr hervor, daß sich beinahe der ganze Wald entzündet hätte. Die Mutter aber spuckte in die Flamme, daß diese im Augenblicke erlosch, und fuhr fort sie zu verfolgen. Da merkte der Prinz, daß das Alles nur höllisches Blendwerk sei, bekreuzte sich gegen Sonnenaufgang gewendet und Gott den Allmächtigen um seinen Beistand anflehend, da zuckte ein Blitz aus den Wolken nieder und verbrannte die Mutter des Mädchens, worauf sich die Erde öffnete und ihre Gebeine verschlang. Und so kam der Prinz glücklich und unversehrt heim, ließ das Mädchen taufen und sich zum Weibe antrauen. — Und Gott möge dich (Zuhörer) erfreuen!

20.

Die Verbrüderungsgeschenke.

Es erzählen sich die Leute, einst in alten Zeiten habe ein gewaltiger Mensch gelebt, der nie zu Gott betete, nie in

die Kirche ging, auch nicht, wie die Religion gebietet, beichtete und das heilige Abendmahl empfing, sondern sich schwarzem Unglauben hingab, so daß er der ganzen Stadt ein Aergerniß war. In seinem Uebermuthe wollte er sich auch nicht mit einem Weibe verheirathen, wie Gott der Herr es befiehlt, sondern beschloß sich mit einem Drachen zu vermählen, um nur des Bösen mehr thun zu können, und machte sich deshalb auf in eine Wüste zu gehen, in der sich ungeheuere Seen befanden, verfehlte aber den Weg, und als die Nacht ihn erreichte, war er gezwungen in einer Höhle Obdach zu suchen. Kaum daß er aber eingeschlafen war, vernahm er in der Höhle ein Klirren und Rasseln von Ketten, und ein Gedröhne wie Donner, das ihn aus dem Schlafe aufschreckte. Und es war mit einem Male in der Höhle tageshell geworden, und eine zahllose Menge von Menschen aller Art, als schwarze, rothe und gelbe, in die buntesten Gewänder gekleidet, waren da zu sehen, und an ihrer Spitze schritt ein Greis auf Krücken gestützt, dessen Haar und Bart lämmerweiß erglänzte, und der ihn fragte: »Wer bist du?« der Mann antwortete ihm voll Entsetzen: »Ein Wanderer aus fernen Landen und euer Gefährte.« Worauf ihm der Greis erwiederte: »Wenn du zu uns gehören und glücklich sein willst, mußt du dich mit mir verbrüdern.« Der Mann willigte in den Vorschlag und verbrüderte sich mit dem Greise. Und nachdem sie sich verbrüdert hatten, sprach der Greis zu ihm: »Nun, Bundesbruder, wollen wir uns gegenseitig beschenken, ich schenke dir Kraft und Reichthum, und du sollst mir für diese beiden

Gaben nur deine Seele geben.« Der Mann, wiewohl er ein böser Mensch war, bedachte sich doch ob er seine Seele wegschenken solle, allein die Furcht überwältigte ihn, und so beschenkten sie sich gegenseitig. Der Greis hauchte ihn an, in dem Augenblicke wuchsen ihm Flügel, ein Schweif und am Kopfe kleine Hörner, dann gab er ihm einen zweizackigen Stab, der roth wie Feuer war indem er zu ihm sprach: »Nimm diesen Stab, und so oft du in Geldes Nöthen bist, brauchst du mit demselben nur an irgend einen Gegenstand zu klopfen, und alsbald wird das Geld zu Hunderten von der Gattung, die du verlangen wirst, hervorquellen.« Der Mann war hierüber ganz vergnügt, und als der Morgen anbrach, trennte er sich von seinem Bundesbruder und zog so, wie er nun war, weiter.

Nach langem Wandern gelangte er zu einem großen Felsen, und fing an mit dem Stabe sein Glück zu versuchen, indem er damit an den Stein schlug und dazu sprach: »Lauter gelbe Dukaten möchte ich haben.« Da quollen aus dem Stein so viele Dukaten hervor, daß er ganz von ihnen bedeckt ward, und bald erdrückt worden wäre, und laut aufschrie: »Bundesbruder! Bundesbruder! Ich gehe zu Grunde.« Da kam der Bundesbruder herbeigeflogen und frug: »Hier bin ich, was fehlt dir?« »Sieh doch,« antwortete der Mann, »wie die Dukaten mich überströmen und erdrücken wollen.« Und der Bundesbruder antwortete ihm: »Sage nur, schon genug! so werden sie aufhören herauszuströmen.« Da sprach der Mann gleich: »schon genug!« und alsbald versiegte der

Dukatenquell. »Nun,« sprach der Alte, »nimm so viel du tragen kannst und geh von Ort zu Ort und kaufe mit diesem Golde Seelen.« Nachdem der Bundesbruder von ihm Abschied genommen, setzte er seinen Weg fort und gelangte in eine Stadt, wo an einem Kreuzweg angelangt, er plötzlich fühlte, daß das Gold von seinen Schultern, auf welchen er es trug, verschwunden war; er sah sich um und gewahrte einen Mönch, der an der Straßenecke saß und einen Rosenkranz in den Händen hielt. »Ha!« sprach er zu sich selbst, »den Mönch dort will ich anführen und aus ihm Dukaten fließen lassen.« Und er ging hin zum Mönche, klopfte an ihn mit seinem Stabe und sprach: »Blanke Thaler und Dukaten!« Doch, statt daß Geld geflossen wäre, zerfloß der Stab in seinen Händen, der Mönch aber machte über den Rosenkranz das Zeichen des Kreuzes, und legte ihm denselben aufs Haupt mit den Worten: »Möge Gott dich bekehren.« In dem Augenblicke durchdrang den Mann ein Schauer, und er verwandelte sich wieder in einen Menschen, wie er ehedem war.

Da sprach der Mönch zu ihm: »O Christ! bereue deine Sünden und bete zu Gott und danke ihm, der das Flehen deiner Eltern im Himmel in demselben Augenblicke vernahm, als du deine Seele verkauft hattest, entsage von nun an den höllischen Schätzen und arbeite.« Der Mann verneigte sich, dankte dem Mönche, ihm die Hände küssend, ging heim, bekehrte sich und lebte als echter Christ bis in das höchste Alter, und Gott sei mit uns!

21.

Der Mönch und die vier Sünder.

Es war einmal ein gottesfürchtiger Mönch mit weißem Bart und Haar, der zu Gott betete in einem fort. Einst als er bei Nacht reiste, führte ihn sein Weg dicht an einer Kirche vorüber, neben welcher christliche Ruhestätten lagen. An die Thüre des Kirchhofes gelangt, sah er darauf drei Pferde, das eine roth wie Blut, das andere schwarz wie Kohle und das dritte gelb wie Safran, welche über die Gräber und um die Kirche herum sprangen. Kaum erblickten sie den Mönch, so verschwanden sie spurlos, als wenn die Erde sie verschlungen hätte, und der Mönch dies gewahrend, verbarg sich ein wenig hinter einem Baum, da wurden dieselben drei Pferde wieder sichtbar, blieben auf einem Grabe stehen, fingen mit den Hufen zu scharren an, und wiherten dabei laut und furchtbar, bis mit einem Male sich ein Mann aus dem Grabe erhob, mittleren Alters, von hoher Gestalt, Hände und Füße so gekreuzt, wie man ihn, als er gestorben war, ins Grab gelegt hatte. Die Pferde sprangen wihernd um ihn herum, doch berührten sie ihn nicht, und auch er sprach kein Wort, sondern weinte nur. Der Mönch befürchtend, daß die Pferde dem Mann ein Leid thun könnten, eilte nun plötzlich hinzu, beschwor sie bei Himmel und Erde, daß ein jedes auf seinem Platze stehen bliebe, und die Pferde ge=

horchten. Hierauf berührte der Mönch mit seinem Stabe zuerst den Mann, dann die Pferde der Reihe nach. Durch diese Berührung belebte sich der Todte, die Pferde aber verwandelten sich in Menschen, und nun fragte er sie: „Saget an, wer seid ihr? Beichtet mir einer nach dem andern insgeheim oder vor allen Leuten, wenn ihr glaubt, daß ich euch helfen kann.“ Da sprach zuerst der Mann: „Geistlicher Vater! Jene waren meine unglücklichen Söhne, die ich alle drei in einer Nacht, als sie schliefen, mit eigener Hand erschlagen habe, ich verheimlichte diese That und sagte nie Jemanden etwas davon, auch dem Priester nicht in der Beichte, indem ich mir vornahm, erst vor meinem Tode zu bekennen, doch der Tod riß mich unerwartet von der Erde ehe der Priester kam.“ „Und was fehlt euch?“ fragte nun der Mönch die drei Söhne. „Wir wollten unseren Eltern nicht gehorchen, thaten Alles gegen ihren Willen, und haben unsern Fehler weder bereut noch Buße gethan.“ Da holte der Mönch aus seiner Tasche Stola und Ritual hervor, und sprach erst zu den drei Söhnen: „Bittet euern Vater um Vergebung,“ dann zum Vater: „Und du bereue deine Sünden;“ und nachdem sie gethan was er ihnen gesagt hatte, legte er allen Vieren die Stola auf, und las ein Ablaßgebet über sie. Hierauf küßten sie zuerst dem Mönche die Hand, und nachdem sie sich gegenseitig umarmt und unter Thränen geküßt hatten, ging Jeder in sein Grab zur Ruhe, der Mönch aber auf seiner Weiterreise ermahnte das Volk Buße zu thun, und nicht ohne Beichte und Belehrung aus dieser Welt gehen.

22.

Das Schatzgraben.

Einem Manne träumte einst von Schätzen; ein Kind erschien ihm nämlich, das geflügelt war, und so weiß wie Schnee, welches zu ihm sprach: Besteig den höchsten Berg den du weißt, dort wirst du eine hohe Föhre sehen, und unter dieser einen dreizackigen Felsen, aus welchem ein Wässerlein gleich Thränen träufelt, unter diesem Steine grabe so tief, als er hoch ist, da wirst du ein rundes Gefäß mit goldenem Deckel verschlossen voll blanken Geldes finden, den Deckel nimm herab und laß ihn dort, das Geld aber kannst du forttragen, doch sage davon niemanden ein Wort, sonst wird es dir schlecht ergehen. Als der Mann erwachte, freute er sich, stand auf, kleidete sich an und begab sich eiligen Schrittes an den ihm bezeichneten Ort, und als er die Föhre erblickte, und unter ihr den dreieckigen Felsen mit dem träufelnden Wässerlein, da fing er ungesäumt zu graben an; kaum hatte er aber mit der Haue das dritte Mal in die Erde geschlagen, so hörte er von unten herauf eine Stimme wie die eines Kindes: „Wer du auch bist, steh ab für heute von dieser Arbeit!“ Dies vernehmend, stürzte er aus Schreck zu Boden und verfiel in einen tiefen Schlaf. Alsbald erschien ihm im Traume wieder jenes Kind und sprach zu ihm: „Wohl bist du aufgestanden, hast dich gewaschen und ange-

kleidet, hast dich auf den Weg hieher gemacht, und da die Arbeit angefangen, aber bekreuzt hast du dich nicht, und wäre ich nicht gewesen, würdest du übel weggekommen sein, deshalb bete zu Gott, und wenn du aufstehst, so bekreuze dich, wie er, der Herr, es befohlen hat, denn jederzeit wird dirs frommen vor dem Beginn aller Arbeit erst das Zeichen des Kreuzes zu machen. Als der Mann erwachte und bei klarer Besinnung war, sah er sich nicht an jenem Orte, wo er aus Schrecken zusammen gesunken war, sondern in einem sonnigen Garten voll der schönsten Blumen, da bekreuzte er sich, nahm seine Haue und Schaufel, und begab sich abermals an den ihm bezeichneten Ort, doch ehe er zu arbeiten anfing, bekreuzte er sich im Angesicht der Sonne, die in dem Augenblicke hervor trat drei Mal, indem er dabei sprach: „eben geht die Sonne auf, gewaltiger Gott, verleihe mir deinen Beistand!“ Hierauf fing er die Erde aufzugraben an, aber nicht ohne Bangen, wieder jene Stimme von unten herauf zu vernehmen. Und wie er so grub und die Erde ausschaufelte, da blinkte ihm plötzlich etwas entgegen, als blendeten ihm alle Strahlen der Sonne die Augen, und was sah er? einen Drachen der auf dem Schatze schlief. Und als der Mann merkte, daß er seinetwegen den Schatz nicht heben könne, bat er ihn drei Mal von dannen zu gehen. Darüber erwachte der Drache und sprach: „Ich werde mich nicht von dieser Stelle rühren, da dieser Schatz weder mein noch dein ist, wenn du aber alle Quellen zählst, die diesem Berge entströmen, und dann kommst und es mir sagst, will ich diesen Ort verlassen und

der Schatz soll dir allein gehören, doch sonst auf keine Weise. Wie dies der Mann vernahm, ging er von Quelle zu Quelle und fing an sie der Reihe nach zu überzählen, aber immer ward er irre, so daß er mit dem Zählen nicht zu Ende kommen konnte. Ermattet ließ er sich unter einem hohen Baume nieder, wie es in der Welt wohl keinen zweiten mehr gab, da vernahm er über sich ein Geflüster, und als er aufblickte, gewahrte er eine Wile und einen Wilenik *), die kamen herbei geflogen, und der Wilenik wollte mit Gewalt von der Wile etwas wissen. Die erschreckte Wile aber beschwor ihn, nicht weiter in sie zu dringen, indem sie sprach: „So wahr sieben und siebenzig Quellen diesem Berge entströmen, ich weiß es nicht," worauf sie fortflog. Jetzt bemerkte der Wilenik den Mann und sagte: „nun kannst du hingehen und den Schatz heben." Er ging hin, und wie er zur Stelle kam, war der Drache weg, da nahm er den Deckel herunter, der auf dem Gefäße war, leerte alles Gold aus, das sich darin befand und nahm es mit sich, den Deckel aber ließ er dort.

*) Mit diesem Namen bezeichnet die serbische Sage einen Menschen, der von einer Wile erst mit einem Pfeile verwundet, dann aber von ihr wieder geheilt worden ist und sich mit ihr verschwistert hat, wobei sie ihm als Zeichen ihrer Freundschaft ein Kraut schenkt, dessen Besitz ihn vor jeglichem Betruge schützen und bewirken soll, daß ihm sein Weib tüchtige Helden und liebliche Töchter gebäre.

23.

Schöne Kleider vermögen sehr viel.

Es war einmal ein Kaiser, der hatte eine einzige Tochter, die über alle Maßen schön war, und er ließ die Kunde durch die Welt gehen, daß er demjenigen Jüngling, welcher errathen könne, was für ein Maal das Mädchen an sich habe und an welcher Stelle, sie zur Frau geben wolle, und dazu die Hälfte seines Reiches, der es aber nicht errathen könne, den werde er in ein schwarzes Lamm verwandeln, oder ihm den Kopf abschlagen. Diese Kunde verbreitete sich bald durch die ganze Welt, so daß tausende von Freiern herbei strömten, aber alle vergeblich, und eine Unzahl von Jünglingen in schwarze Lämmer verwandelt wurden, viele Andere aber um den Kopf kamen.

Der Ruf von der schönen Kaiserstochter erreichte auch einen Jüngling, arm zwar, doch bedachtsam und klugen Sinnes, der bekam ein solches Verlangen nach dem schönen Mädchen und dem halben Reiche, daß er sich aufmachte und hinging, doch nicht um das Mädchen zu freien, sondern nur um es zu sehen und um etwas zu fragen. Und als er an den Hof des Kaisers kam, was sah er da? Alles wimmelte um ihn herum von Gott weiß wie vielen Lämmern jeglicher Gattung, die um ihn her springend, zu blöken anfingen, als wollten sie ihn von seinem Vorhaben abbringen, damit nicht auch er

in ein schwarzes Lamm verwandelt würde, und die abgehauenen Köpfe, die da der Reihe nach an Pfählen aufgesteckt zu sehen waren, fingen alle Thränen zu vergießen an. Als er dies sah, überfiel ihn ein Grauen, daß er seine Schritte rückwärts lenken wollte, aber ein Mann in bluttriefendes Gewand gekleidet, mit Flügeln und einem Auge mitten auf der Stirn vertrat ihm den Weg und rief ihm zu: „Wo willst du hin? Zurück! denn sonst bist du verloren.“ Da kehrte er um und begab sich zur Kaiserstochter, die ihn bereits erwartete und zu ihm sprach: „Bist du auch gekommen, mich als dein Weib zu freien?“ „Nein, glückliche Kaiserin, sondern da ich gehört habe, du wollest dich bald in günstiger Stunde vermählen, so bin ich gekommen, dich zu fragen, ob du nicht etwa schöner Brautkleider bedürfest?“ Und was für Kleider hättest du für mich?“ fragte sie ihn, er erwiederte: „Ich habe Höschen von Marmorstein, von Thau ein Hemdelein, dazu ein Tuch mit Sonnenstrahlen durchwirkt, Mond und Sterne darein gewebt, und Schuhe von gediegenem Golde, die weder gewebt noch geschmiedet sind; wünschest du nun Alles dies zu kaufen, so befiehl nur, und ich will gehen und es herbei holen, doch eines mußt du wissen: wenn du Stück für Stück diese Herrlichkeiten probiren wirst, soll außer mir Niemand bei dir sein; passen dir die Kleider, so wollen wir leicht einig werden, passen sie dir nicht, dann will ich sie Niemand Anderem zeigen, sondern aufbewahren für meine eigene Braut.“ Die Prinzessin ließ sich verlocken und sagte ihm, er möge die Sachen bringen. Er ging und brachte

Alles, und nur Gott mag wissen, woher er das Alles hatte und wie er dazu gekommen war. Nun schlossen sich Beide in einem Gemach ein, und sie fing an zuerst die Höschen anzuziehen; er aber gab genau Acht ob er nicht vielleicht irgend wo an ihren Füßen des Maales ansichtig werden könnte, und wirklich erblickte er zu seinem Glück an ihrem rechten Knie einen goldenen Stern, ließ sich aber nichts merken, und dachte nur bei sich: „Heil mir, von heute an mein Leben lang." Hierauf probierte die Prinzessin das Hemd und alles übrige, aber er gab nicht weiter Acht, ob sie noch ein Maal an sich habe, und Alles paßte ihr als wäre es für sie geschaffen. Da wurden sie bald Handel eins, und sie zahlte ihm, was er verlangte, er aber nahm sein Geld und schaffte sich die prächtigsten Kleider an, die er nur finden konnte, und ging einige Tage hierauf zum Kaiser um das Mädchen zu werben.

Als er vor den Kaiser trat, hub er zu sprechen an: „Glücklicher Kaiser! ich bin gekommen um deine Tochter zu freien, versage sie mir nicht." „Gut," entgegnete ihm der Kaiser, „aber weißt du auch auf welche Weise man meine Tochter freit? Gieb wohl Acht: erräthst du nicht das Maal, das sie an sich hat, bist du verloren, kannst du es aber errathen, dann sei meine Tochter dein, und mit ihr die Hälfte meines Reiches." Da verneigte er sich vor dem Kaiser und sprach: „Sei gepriesen Kaiser und Schwiegervater mein! wenn dem so ist, dann gehört sie mir, der ich weiß daß sie einen goldnen Stern auf ihrem rechten Knie hat." Der Kaiser war voll Verwunderung, daß er dieses wisse, und da er

sonst keinen Ausweg wußte, so gab er ihm seine Tochter, und beide vermählten sich. Als es darauf ankam, daß der Kaiser auch das Reich mit ihm theilen sollte, da sprach der Schwiegersohn: »Gerne will ich auf deines Reiches Hälfte verzichten, wenn du diesen unglücklichen Seelen, die da in Lämmer verwandelt und geköpft sind, ihre wahre Gestalt wieder geben willst.« Da erwiederte ihm der Kaiser: »das kann ich nicht bewirken, aber meine Tochter kann es.« Da wendete er sich bittend an sein Weib, und sie sprach zu ihm: »Wohlan! lasse mir unter diesem Sterne, der an meinem Knie ist, zur Ader, und von dem Blute, das hervor quellen wird, mag ein jedes Lamm mit der Zunge ein wenig lecken, und eines jeden aufgepfählten Kopfes Unterlippe sollst du damit bestreichen, und alsbald werden die Lämmer sich in ihre natürliche Gestalt umwandeln, und die Köpfe sich beleben, und Menschen sein wie sie früher waren.« Er that dies, und als Jeder wieder so umgewandelt war, wie er ehedem gewesen, berief er sie alle zum Hochzeitsfeste, und zog mit dem Mädchen singend und unter klingendem Spiel heim. Nachdem er die Gäste dort noch mit Speise und Trank bewirthet hatte, ging Jeder in seine Heimath, seine Neuvermählte aber blieb bei ihm, und Gott weiß, was sich noch weiter mit ihnen zugetragen hat, dessen man heut zu Tage nicht mehr gedenkt.

24.

Von dem Mädchen das behender als das Pferd ist.

Es war einmal ein Mädchen, das war nicht von Vater und Mutter gezeugt, sondern die Wilen hatten es aus Schnee gebildet, den sie am Eliastage im hohen Sommer aus einer bodenlosen Grube herauf holten, der Wind hatte es belebt und der Thau genährt, vom Walde ward es mit seinen Blättern gekleidet, die Wiese hatte es mit ihren schönsten Blumen geschmückt. Es war weißer als der Schnee, rosiger als die Röslein, glänzender als die Sonne, so schön, wie noch nie ein Mädchen zur Welt gekommen ist, noch eines auf ihr geboren werden wird.

Diese Jungfrau nun ließ weithin durch die Welt verkünden, daß an dem und dem Tage, an dem und dem Orte ein Wettrennen statt finden werde, und welcher Jüngling sie zu Pferde im Wettlaufe überholen könne, dem wolle sie angehören. Diese Kunde verbreitete sich in wenig Tagen über die ganze Welt, und tausende von Freiern versammelten sich alsbald, Alle prächtige Pferde reitend, daß du nicht zu sagen gewußt hättest, welches besser als das andere sei. Selbst des Kaisers Sohn kam auf die Rennbahn. Die Freier stellten sich nun zu Pferde der Reihe nach neben einander auf, die Jungfrau aber nahm ohne Pferd auf ihren eigenen Füßen in ihrer Mitte ihren Platz ein, worauf sie zu ihnen sprach:

„Dort am Ziele habe ich einen goldenen Apfel aufgesteckt, wer von euch zuerst hinkommt und ihn nimmt, dem will ich angehören, erreiche ich aber vor euch das Ziel und nehme den Apfel, so wisset, daß ihr dann alle todt zur Erde hinsinken werdet, bedenkt daher wohl, was ihr thut.“

Die Reiter aber waren alle wie verblendet, jeder hoffte bei sich das Mädchen zu gewinnen, und sie sprachen unter einander: „Wir sind zum Voraus überzeugt, daß das Mädchen zu Fuß keinem von uns entrinnen kann, sondern einer aus unserer Mitte und zwar derjenige es heimführen wird, dem Gott und das Glück heute wohlwill.“ Hierauf sprengten sie Alle, nachdem das Mädchen in die Hände geklatscht hatte, die Bahn entlang. Als sie den halben Weg zurückgelegt hatten, war ihnen das Mädchen schon weit vor geeilt, denn unter seinen Achseln hatte es kleine Flügel entfaltet. Da schalt ein Reiter den andern, und sie spornten und geißelten die Pferde, und erreichten das Mädchen. Dies gewahrend, zog es sich schnell ein Haar aus seinem Scheitel und warf es von sich, in dem Augenblick erhob sich ein gewaltiger Wald, daß die Freier nicht wissen konnten, wohin und wo aus, bis sie hin und her irrend endlich ihr wieder auf der Spur waren. Das Mädchen gewann zwar bald wieder weiten Vorsprung, aber die Reiter spornten und peitschten die Pferde, daß sie es auch dieses Mal einholten. Und wie das Mädchen sich in noch größerer Bedrängniß sah, weinte es eine Thräne, die bald zu brausenden Strömen ward, in welchen Alle beinahe ertrunken wären, und nur des Kaisers Sohn

mit seinem Pferde schwimmend, setzte dem Mädchen nach. Als er aber sah, daß das Mädchen ihm weit voraus enteilt war, beschwor er es drei Mal im Namen Gottes stille zu stehen, da blieb es an dem Orte, wo es eben war, stehen. Da faßte er es, hob es hinter sich aufs Pferd, schwamm zurück aufs Trockne und kehrte durch ein Gebirge heim, als er aber dessen höchsten Gipfel erreicht hatte und sich umwendete, war das Mädchen verschwunden.

25.

Von dem Mädchen das an Weisheit den Kaiser übertraf.

Es lebte einst ein armer Mann in einer Hütte, der hatte Niemanden als eine Tochter, die aber sehr weise war, und überall um Almosen hinging, auch den Vater lehrte weise zu sprechen und sich etwas zu erbitten. Einmal traf es sich, daß der Arme zum Kaiser kam, und ihn um eine Gabe ansprach. Der Kaiser fragte ihn, woher er sei, und wer ihn so weise sprechen gelehrt hatte, und er sagte ihm, woher er sei und daß ihn die Tochter so belehrt habe. „Und deine Tochter, wer hat die unterrichtet?“ fragte der Kaiser, worauf der Arme erwiederte: „Die hat Gott gelehrt und unsere beklagenswerthe Armuth.“ Da gab ihm der Kaiser dreißig Eier und sprach:

„Bring die Eier deiner Tochter und sage ihr, sie möge mir aus ihnen Küchlein ausbrüten, und ich will sie reichlich dafür beschenken, kann sie sie aber nicht ausbrüten, so soll es ihr übel gehen.“ Weinend ging der Arme heim in seine Hütte und erzählte Alles seiner Tochter. Die Tochter erkannte gleich, daß die Eier gekocht seien, sagte aber dem Vater, er möge sich nur zur Ruhe begeben, sie wolle schon für Alles sorgen. Der Vater befolgte ihr Geheiß und legte sich schlafen, sie aber nahm einen Topf, setzte ihn mit Bohnen und Wasser gefüllt ans Feuer, und als am Morgen die Bohnen gar gekocht waren, rief sie den Vater und sagte ihm, er möge einen Pflug und Ochsen nehmen, damit hinaus gehen und den Weg entlang, an welchen der Kaiser vorüber kommen werde, ackern, „und,“ sprach sie weiter: „wenn du des Kaisers ansichtig wirst, so nimm von den Bohnen, säe sie, und rufe dabei: „Heisa meine Rinder! Möge Gott mir beistehen, daß mir die gekochten Bohnen aufgehen!“ Und wenn der Kaiser dich sodann befragt, wie es möglich sei, daß gekochte Bohnen wachsen, so erwiedere ihm: „Eben so gut, als aus gekochten Eiern Küchlein ausgehen können.

Der Arme folgte der Tochter, ging hin und ackerte, und als er den Kaiser kommen sah, fing er zu schreien an: „Hei, meine Rinder, möge Gott mir helfen, daß mir die gekochten Bohnen aufgehen!“ Wie der Kaiser diese Worte vernahm, blieb er am Wege stehen und fragte den Armen: „Armer, wie können gekochte Bohnen wachsen?“ Der Arme erwiederte: „Glücklicher Kaiser! eben so wie aus gekochten Eiern

Küchlein ausgehen können. Der Kaiser, welcher gleich errieth, daß ihn die Tochter so zu thun angestiftet hatte, befahl seinen Dienern ihn zu ergreifen und vor sich zu bringen, dann reichte er ihm ein Bündel Leinen und sprach: „Nimm dies, und daraus sollst du mir Segel und Taue und alles was man an einem Schiffe braucht, verfertigen, wo nicht, so verlierst du den Kopf.“ Der Arme nahm in größter Angst das Bündel, und ging weinend heim zu seiner Tochter, der er Alles erzählte. Die Tochter aber schickte ihn wieder schlafen, indem sie versprach Alles schon machen zu wollen. Den andern Tag nahm sie ein Stückchen Holz, weckte den Vater und sagte zu ihm: „Nimm dieses Holz und bring es dem Kaiser, er möge mir daraus einen Rocken, eine Spindel und den Webestuhl schnitzen, dann will ich ihm verfertigen, was er begehrt hat.“ Und der Arme befolgte wieder das Geheiß der Tochter, ging hin zum Kaiser und sagte ihm Alles, was die Tochter ihn gelehrt hatte. Der Kaiser dies vernehmend, erstaunte und sann was er nun thun solle, dann ergriff er ein Gläschen, gab es dem Armen und sprach: „Nimm dieses Gläschen und trage es deiner Tochter heim, damit soll sie mir das Meer ausschöpfen, daß es zum trocknen Felde werde.“ Der arme Mann gehorchte mit Thränen und trug das Gläschen der Tochter heim, ihr getreulich berichtend, was der Kaiser gesagt. Aber das Mädchen sagte ihm, er möge dies nur bis Morgen anstehen lassen, dann wolle sie schon Alles machen. Den nächsten Morgen rief sie den Vater, gab ihm ein Pfund Werg und sprach: „Trage dies dem Kaiser

hin und sage ihm: damit solle er alle Quellen und Mündungen aller Flüsse der Erde verstopfen, alsdann wolle ich ihm das Meer austrocknen.« Und der Arme ging hin und sagte es so dem Kaiser. Da sah der Kaiser, daß das Mädchen viel weiser als er selbst war, und befahl, es ihm vorzuführen, und als der Arme das Mädchen brachte, und sich Beide vor dem Kaiser verneigten, da fragte dieser: »Errathe Mädchen, was man am weitesten hört?« Und das Mädchen antwortete: »Glücklicher Kaiser! Was man am weitesten vernehmen kann, ist wohl der Donner und die Lüge.«

Hierauf faßte sich der Kaiser an seinen Bart, und sich gegen seine Räthe wendend, fragte er diese: »Errathet wie viel mein Bart werth sei?« Und als ihn hierauf die Einen so hoch, die Andern noch höher schätzten, behauptete das Mädchen Allen ins Gesicht, daß sie es nicht errathen hätten und sprach: »Des Kaisers Bart ist so viel werth, als drei Regen zur Sommerszeit.« Der Kaiser war überrascht und sprach: »Das Mädchen hat es am besten errathen,« und fragte, ob es sein Weib werden wolle? er werde nicht abstehen, bis sie darein willige. Das Mädchen verneigte sich und sprach: »Glücklicher Kaiser! Wie du willst, so soll es geschehen, nur bitte ich dich mit eigner Hand auf ein Blatt Papier zu schreiben, daß, solltest du einst auf mich böse werden und mich von dir aus deinem Schlosse wegschicken, es mir dann frei stehe, daraus mitzunehmen, was mir darin das Liebste ist.« Und der Kaiser bewilligte und verbriefte es ihr.

Nachdem einige Zeit verstrichen war, geschah es wirklich,

daß der Kaiser über seine Gemahlin so böse ward, daß er sprach: „Ich will dich nicht mehr zum Weibe haben, verlasse mein Schloß und gehe wohin du willst.“ Und die Kaiserin erwiederte: „Erlauchter Kaiser! ich werde dir gehorchen, doch erlaube mir nur hier noch zu übernachten, morgen will ich dann fortgehen.“ Der Kaiser gewährte ihr diese Bitte, und da mischte die Kaiserin vor dem Abendessen Branntwein in den Wein, auch noch duftende Kräuter, und beredete den Kaiser, davon zu trinken, indem sie sprach: „Trink Kaiser, und sei heiter, morgen schon werden wir uns ja trennen, und glaube mir, dann will ich fröhlicher sein, als wie ich mich mit dir vereinte.“ Der Kaiser betrank sich, und nachdem er eingeschlafen war, ließ ihn die Kaiserin in einen schon bereit gehaltenen Wagen legen, und fuhr mit ihm in eine Felsenhöhle. Und als der Kaiser in der Höhle erwachte und sah, wo er sich befand, rief er aus: „Wer hat mich hierher gebracht?“ Worauf die Kaiserin antwortete: „Ich habe dich hierher gebracht.“ Und der Kaiser fragte sie: „Warum hast du dies gethan? habe ich dir nicht gesagt, daß du nicht mehr mein Weib seiest.“ Da sprach sie, das Blatt Papier hervorziehend: „Es ist wohl wahr, daß du mir das sagtest, aber sieh nun auch was du mir auf diesem Blatte bestätigt hast, wenn ich einst von dir ginge, daß ich mir das mitnehmen dürfe, was mir in deinem Schlosse das Liebste ist.“ Als der Kaiser dies vernahm, küßte er sie, und kehrte mit ihr nach seinem Schlosse zurück.

26.

Der wunderbare Vogel.

Es war einmal ein armer Mann, der eines Morgens das Haus verließ, um für sein Weib und seine Kinder irgendwo Brod zu suchen. Wie er so ging, erblickte er ein buntes Vögelein, das mit den Flügeln flatterte und nach ihm sah, da fing er es und kehrte damit nach Hause zurück. Dort setzte er es unter ein Sieb, damit es nicht entwischen könne, worauf er wieder fortging Brod zu suchen, da er aber nirgend welches erhalten konnte, so kehrte er kleinmüthig und betrübt wieder heim. Kaum aber hatte er die Schwelle betreten, so kamen die hungrigen Kleinen auf ihn zugesprungen, und erzählten, daß der Vogel zwei Eierchen gelegt habe, und eines von den Kindern sagte ihm, er möge sie auf den Markt tragen, und für den Erlös derselben Brod mitbringen. Der Vater lächelte zwar über diesen Vorschlag, sprach aber seufzend zu ihnen: „Arme Kinder! was werde ich für zwei so kleine Eier bekommen können?“ sie aber antworteten, „man wird dir viel, sehr viel dafür geben.“

Da ging er denn wirklich mit den Eierchen auf den Markt, und wie er vor das Thor der Stadt kam, begegnete er einem fremden Manne, der, als er die Eier erblickte, auf ihn zueilte und gleich fragte, was er dafür verlange? der Mann antwortete: „So viel du geben willst, daß ich

für mich und die Meinen Brod kaufen kann.“ Der fremde Mann reichte ihm eine goldne Zechine mit den Worten: „Da hast du eine Zechine, und hier noch eine zweite, wenn du mir sagen willst, woher du diese Eier hast.“ Da erzählte er ihm Alles, und als hierauf der Fremde fragte, ob er ihm nicht auch den Vogel verkaufen wollte, sagte er ihm: „Ja, wenn du mir ihn gut bezahlst,“ und so gingen sie Beide miteinander zurück. Als sie ins Haus kamen, und der fremde Mann den Vogel erblickte, sprach er: „Hier hast du hundert goldene Zechinen.“ Da gab ihm der Arme den Vogel. Der Fremde nahm ihn, riß ihm zuerst das Köpfchen ab, dann nahm er das Herz heraus und sprach: „Bratet mir dieses Köpfchen und dies Herz, daß ich es essen kann.“ Und die armen Leute steckten beides an einen Spieß und gaben ihn einem der Kinder zu drehen.

Während sich nun der Fremde im Gespräch mit den übrigen Hausleuten unterhielt, versammelten sich die Kinder alle um jenen Braten, und wollten sehen, ob er bald gar würde, zuletzt aber aßen zwei von ihnen, hungrig wie sie waren, das eine den Kopf, das andere das Herz auf und liefen weg. Bald darauf trat auch der Kaufmann an das Feuer, nachzusehen, ob das Gericht schon gar wäre, wie er aber vernahm, was geschehen, da schlug er sich mit der Hand vor die Stirn und brach in lauten Jammer aus, nicht um die hundert Goldstücke, die er für den Vogel bezahlt hatte, sondern daß er so betrogen worden sei, und nun das Glück in dieser und jener Welt verloren habe, und jämmerlich wehklagend ging er

fort. Des andern Tages als jene zwei Kinder erwachten, lagen unter dem Kopfe desjenigen, der das Herz gegessen hatte, hundert blanke Zechinen, und der Knabe, welcher den Kopf verzehrt hatte, fing dem Vater und der Mutter zu erzählen an, was auf der ganzen Erde vorgehe, und was die Könige dächten. Und so ging es von nun an jeden Morgen: der Eine fand stets hundert Zechinen unter seinem Kopfe, der Andere wußte immer was in der Welt gethan und gedacht wurde. Und in dieser Weise bereicherten sie sich, und sammelten zuletzt viel Volk, von welchem sie verlangten, daß es einen von ihnen zum Könige ernennen sollte, und da traf die Wahl den der das Herz gegessen hatte. Nun fing aber der, welcher den Kopf des Vogels verzehrt hatte, voll Neides, und gleichsam als der verständigste der Menschen, den König, seinen Bruder, zu hassen an und sann darüber nach, wie er ihn aus dieser Welt schaffen könnte, um an seiner Stelle zu herrschen, und als der Bruder eines Abends eingeschlafen war, erschlug er ihn, schlitzte ihm den Leib auf, fand darin das Vogelherz, verschluckte es, und nähte hierauf den Leib wieder zu. Den nächsten Tag ging die Kunde durch das Volk: „Der König ist gestorben! Wen werden wir nun zu seinem Nachfolger machen?“ Und da wählten sie hin und her, von Einem zum Andern, vom Hohen zum Niedern, und kamen zuletzt auf des Königs Bruder, bei dem blieben sie und der ward König. Und nachdem er König geworden war, fand er auch jeden Morgen unter dem Kopfe hundert Goldstücke, warb um des Kaisers Tochter, und der

Kaiser gab sie ihm, und sie wurden getraut wie es der Glaube vorschreibt. Als die junge Kaiserin den ersten und zweiten Morgen gewahrte, daß unter dem Kopfe ihres Mannes hundert Goldstücke lagen, verwunderte sie sich, und am dritten Morgen entwendete sie ihm fünfzig, die andern fünfzig ließ sie liegen; als aber der Mann erwachte und das Hundert nicht voll fand, fiel er über sie her als wollte er sie ermorden; da warf sie voll Angst die Goldstücke von sich, er aber fiel aus Aerger in Ohnmacht, fing an sich zu erbrechen, und brach auch das Herz heraus. In dem Augenblicke erschien eine Hand, so weiß wie der Schnee auf dem Gebirge, die erfaßte das Herz, und eine Stimme ließ sich vernehmen, die rief: „Das war mein, doch es soll dir vergeben sein!“ Diese Stimme war die Seele seines Bruders und jene Hand sein Schatten. Bald darauf kam auch der König wieder zu sich, und als er sah und vernahm, was sich zugetragen, fing er seine Sünden zu bereuen an, theilte den Armen Almosen, und that Buße bis an seinen Tod.

27.

Das schwarze Lamm.

Einst lebte ein Kaiserssohn, der hatte geschworen sich nicht eher zu verheirathen, als bis ihm im Traume ein Mädchen erscheinen und zu ihm sprechen würde: »Ich bin dir bestimmt, ich werde dein Glück sein und dir einen Sohn gebären mit einem glänzenden Stern an der Stirn.« Er sagte aber hievon Niemanden etwas, bis ihm eines Nachts ein überaus schönes Weib erschien, das zu ihm sprach: »Was ists mit dir, o Held! daß du dich nicht verheirathest? Ich weiß dir drei arme Mädchen, die wohnen ohne Vater und Mutter in einem kleinen ebenerdigen Hause, das dreimal abgetheilt und vor jeder Abtheilung mit einer umzäunten Vorhalle umgeben ist, in welcher ein jedes der drei Mädchen mit einer andern Arbeit beschäftigt sitzt. Die Eine schlingt, die Zweite strickt und die Dritte näht singend an ihrer Aussteuer. Wenn du erwachst, so brich auf zur Jagd und begib dich in das nächste Dorf, am Wege wirst du einem fleckenlosen schwarzen Lamm begegnen mit goldnen Hörnchen, das wird dich vor das Haus der Mädchen geleiten.«

Als des Kaisers Sohn vom Schlaf erwachte, freute er sich und that Alles wie ihm das Weib gesagt hatte. Am frühen Morgen machte er sich bereit und ging mit seinen Dienern zur Jagd, und als er am Wege dem schwarzen Lamm be-

gegnete, sprach er zu den Dienern: „Ihr könnt indessen fort gehen oder mich hier erwarten, doch erst wenn ihr mich seht könnt ihr überzeugt sein, daß ich wieder komme.“ Hierauf ging er dem Lämmchen nach bis er das Häuschen mit den drei Vorhallen erblickte, und in jeder derselben ein Mädchen arbeitend antraf, wie ihm von jenem Weibe gesagt worden war, die Mädchen aber waren von so wunderbarer Schönheit, daß man gar nicht unterscheiden konnte, welche die schönste war. Und er rief ihnen zu: „Gott helfe euch!“ Da antwortete ihm die Aelteste: „Gott segne dich!“ Die Zweite: „Gutes Glück dir Krieger!“ und die Dritte: „Zum Glück bist du gekommen glücklicher und überglücklicher Held!“ Der Prinz verwunderte sich ob solcher Antworten, zumeist aber ob jener des zuletzt sprechenden Mädchens, und dachte bei sich, er würde glücklich und überglücklich sein, wenn er dieses zur Frau nähme, zog daher einen Ring von der rechten Hand, und steckte ihn dem Mädchen mit den Worten an den Finger: „Du bist meine Verlobte!“ worauf er umkehrte und wieder heimging.

Zu Hause angekommen erzählte er seinem Vater alles was ihm begegnet war, und der Vater freute sich sehr, und ordnete alsbald große Festlichkeiten an. Als aber die beiden andern Mädchen sahen, daß sich ihre jüngste Schwester vor ihnen verlobte, grollten sie ihr, und sannen darauf sie aus dem Wege zu schaffen; in dieser Absicht riefen sie ein altes Weib aus ihrem Dorfe, das eine Zauberin war und hexen konnte, zu sich, und versprachen ihr alles was sie besäßen,

wenn sie machen könnte, daß ihre Schwester sich nicht verheirathe, da gab ihnen die Alte ein Kraut und sprach: „Dies Kraut sollt ihr eurer Schwester in unberührtem Wasser gekocht, des Morgens wenn sie noch nüchtern ist, zu trinken geben, und so wie sie es trinkt wird ein Wurm ihr das Gehirn durchwühlen, daß sie fort und in den Wald rennen wird, und einmal im Walde angelangt, wird sie daraus nicht wiederkehren, sondern dort entweder sich selbst das Leben nehmen, oder von den wilden Thieren zerrissen werden; wenn ihr Freier kommt, der ein Prinz ist, so saget ihm nur sie sei freiwillig fortgegangen. Und wie die Alte sie lehrte, genau so machten es auch die Gewissenlosen; sie reichten der Schwester den von jenem Kraute im Wasser gebrauten Trank, und kaum hatte sie ihn zu sich genommen, so fing sie an hin und her zu rennen, und entfloh in die Einöde als wäre sie ihrer Sinne beraubt. Den nächsten Tag als der Prinz wieder kam seine Verlobte zu sehen, sagten ihm die Schwägerinnen, sie sei am frühen Morgen allein weggegangen, doch wüßten sie nicht was aus ihr geworden sei, und fingen auch zum Scheine wehzuklagen und zu weinen an. Der Prinz aber eilte so schnell er konnte und als wäre er rasend von dannen und in den Wald sie zu suchen, und als er hinkam, hörte er schmerzliches Gestöhn und Weinen, er eilte der Stimme nach und fand seine Verlobte neben einem Stein zusammen gesunken, aus übergroßem Schrecken und von dem vielen Weinen beinahe schon sterbend; da stürzte er auf sie zu, und rief, sie mit seinen Armen umschlingend, aus: „Ach! wohl mir, daß ich

dich nur wieder habe.« Und sie erkannte ihn, und wie sie seine Stimme hörte, sank sie ihm weinend an die Brust, und hauchte von Schmerz und Freude überwältigt in seinen Armen ihren Geist aus. Wie dies der Prinz sah, da zog er ein Messer aus seinem Gürtel, nahm sich selbst das Leben, und so fielen Beide todt zur Erde hin.

In demselben Augenblicke, es war wohl Gottes Wille, erschien dem Kaiser, der eben schlief, im Traum das nämliche Weib, welches früher seinem Sohn erschienen war, und sprach: »Erhebe dich, denn dein Sohn und deine Schnur liegen todt, nimm daher das Kraut, welches unter deinem Kopfkissen liegt, und eile hinaus damit in den und den Wald, dort wirst du sie Beide todt neben einander finden. Bestreich zuerst deines Sohnes Wunden und zerdrücke das Kraut damit dessen Saft darein träuft, dann bestreich deiner Schnur die Stelle wo das Herz liegt, und sprich dabei drei Mal: »Erwachet ihr Unglücklichen und doch Beglückten, so es Gottes Wille ist!« Da erwachte der Kaiser. Erschrocken wandte er sein Kopfkissen um, und als er unter demselben ein Kraut fand, gelb wie Gensterblume, warf er sich aufs Pferd und ritt nach dem Walde der ihm bezeichnet war. Wie er hinkam, fand er seinen Sohn und seine Schnur todt neben einander hingestreckt. Da träufelte er den Saft des Krautes dem Sohne in die Wunde, und bestrich damit der Schnur die Stelle wo das Herz liegt, und noch hatte er das dritte Mal die Worte nicht ausgesprochen: »Erhebt euch, ihr Unglücklichen und doch Beglückten, so es Gottes Wille ist!« so

standen auch Beide schon auf den Füßen, als hätte ihnen nie etwas gefehlt, und verwunderten sich wie sie von Todten wieder erstanden waren. Der Vater aber führte sie frohen Herzens heim in sein Schloß, vermählte sie mit einander, und im ersten Jahre gebar die Kaiserin ein Söhnlein mit einem goldenen Stern auf der Stirn.

28.

Wie sich die Tochter eines Kaisers in ein Lamm verwandelte.

Es lebte einmal ein Kaiser, der hatte eine Frau die er über Alles liebte. Ihrer Ehe war eine einzige Tochter entsprossen, als diese zum' Verheirathen herangewachsen war, da erkrankte die Kaiserin, und fühlend, daß sie nicht mehr aufkommen werde, ließ sie den Kaiser, ihren Gemahl, zu sich rufen, und sprach unter Thränen: „Schon naht die letzte Stunde meines Daseins, und ehe der Hahn zum dritten Male kräht, werd ich zu leben aufgehört haben. Ich weiß, daß du nach meinem Tode dich wieder zu vermählen wünschen wirst, und, wenn es nur dein Glück ist, dann sei es dir von Gott und mir Sünderin vergeben! Doch bei dieser und jener Welt höre und befolge was ich dir nun sagen

will. Nimm hier diesen Ring, und wenn du ein Mädchen findest, um das du werben möchtest, so vermähle es dir nicht, wenn ihm der Ring nicht an den Zeigefinger der rechten Hand genau paßt, und drei Mal beschwöre ich dich bei Himmel und Erde nur jenes Mädchen an meiner Stelle zur Frau zu nehmen, dem der Ring ganz genau paßt, befolgst du dies nicht, dann soll Alles was du arbeitest und unternimmst, dir mißlingen, und um was du Gott bittest soll dir nicht gewährt werden, spurlos und ohne Nachkommen sollst du von der Erde gehen.« Der Kaiser versprach und schwur ihr, sich mit keinem Mädchen zu vermählen, dem der Ring nicht recht wäre, und wenn er kein solches fände, unverheirathet zu bleiben. Da antwortete ihm die Kaiserin: »Du wirst schon Eines finden, nur brich den Schwur nicht, sonst wird es dir schlimm ergehen, nur brich den Schwur nicht,« und mit diesen Worten verschied sie.

Nach dem Tode seiner Frau schickte der Kaiser Boten durch die ganze Stadt allen Mädchen den Ring probieren zu lassen, ob er nicht Einer genau paßte, und als er in der ganzen Stadt keinem Mädchen recht war, da sandte er die Boten durch die weite weiße Welt, zu suchen, ob sie nicht irgendwo Eines fänden, doch vergebens! Denn nach langer Zeit kehrten die Diener heim und sagten dem Kaiser, sie hätten in der ganzen Welt kein Mädchen finden können, welchem nicht der Ring entweder zu groß oder zu klein gewesen wäre. Der Kaiser befand sich in großer Verlegenheit, was er nun thun sollte: er hätte gerne wieder geheirathet, und

fand kein Mädchen, den Schwur hätte er gerne gebrochen, aber er wagte es nicht, aus Furcht, daß der Fluch ihn dann treffen werde, und von solchen Gedanken gequält, warf er eines Tages unmuthig den Ring von sich, und was geschah? Der Ring prallte vom Boden auf und fiel seiner eigenen Tochter in den Schooß. Diese, den schönen goldenen Ring sehend, nahm ihn und steckte sich ihn auf den Zeigefinger der rechten Hand, und die Hand ihrem Vater hinreichend, sprach sie: „Sieh Väterchen, wie er mir schön steht.“ Als aber der Kaiser das sah, da schwanden ihm aus Ueberraschung die Sinne, daß er einen halben Tag lang nicht zu sich kommen kann, bis seine Tochter auf ihn zu sprang, ihn mit ihren Armen umschlang, und in ihrem Leide um ihn heftig zu weinen anfing, da erst erwachte er aus der Ohnmacht, und sprach zur Tochter: „Du sollst meine Gemahlin und an der Stelle deiner verstorbenen Mutter Kaiserin werden, denn so hat es Gott bestimmt.“

Die Tochter wunderte sich ob solcher Rede, und glaubte Anfangs, daß der Vater wahnwitzig und seines Verstandes beraubt sei, nachdem sie aber sich lange gegen dies Ansinnen gesträubt hatte, und zuletzt keinen Ausweg mehr übrig sah, was begann sie da, um der Vermählung mit ihrem Vater zu entgehen, damit nicht ein Geschlecht dem andern davon sprichwörtlich erzähle? Sie beschließt sich zu tödten, und thut es auch, indem sie des Vaters Handschar (Messer) ergriff und ihn sich durchs Herz stößt. Wie der Vater dies sah, ließ er eine Zauberin kommen, und diese sagte ihm: „Da hast du eine

Flöte, stelle dich damit zum Haupte deiner Tochter und blas darauf vom ersten Sonnenstrahl bis zur späten Dämmerung, so wird sie wieder lebendig werden.« Dieß that der Kaiser, und kaum hatte er neben der todten Tochter zu blasen angefangen, als sie sich auch schon aufrichtete. Da umarmte er sie, und befahl, Alles was zum Hochzeitsfest nöthig war, für den nächsten Tag zu bereiten. Als aber dies die Tochter vernahm, da ergriff sie des Vaters Schwert, schlug sich damit die linke Hand ab, die rechte aber ließ sie im Feuer verbrennen. Den nächsten Morgen, als die Diener Alles zur Hochzeit bereiteten, da ging einer von ihnen hin zum Kaiser und sagte ihm, er habe seine Tochter ohne Hände gesehen. Der Kaiser eilte hin und nachdem er sich davon überzeugt hatte, schickte er eilends wieder nach der Zauberin, die gab ihm ein Kraut, und kaum hatte er damit der Tochter die Armstümpfe bestrichen, da wuchsen ihr wieder ganz solche Hände nach, wie sie ehedem hatte. Hierauf ließ sie der Vater strenge bewachen, damit sie nicht nochmals versuchen könne, sich das Leben zu nehmen. Und als sie sich nichts mehr zu Leid thun konnte, und hin und her die Gemächer durchschritt, erblickte sie in einem Winkel des Hauses einen Stab, der aus purem Golde war, auf welchem mit blutigen Lettern geschrieben stand: »Berühre mich nicht.« Erstaunt darüber und nicht wissend, was dies wohl bedeuten könne, nahm sie den Stab in die Hand, doch in dem Augenblick, als sie ihn durch die Hand gleiten ließ, verwandelte sie sich in ein Lamm, das blökend durch das Schloß lief. Die erschrockenen und

erstaunten Diener eilten zum Kaiser ihm das zu melden, und als er es mit eigenen Augen gesehen hatte, ließ er so schnell als möglich wieder die Zauberin kommen, die aber gestand, daß sie nun kein Mittel wisse, dem Mädchen zu helfen, er möge andere Zauberinnen befragen. Der Kaiser ging hierauf noch zu vielen des Zaubers kundigen Frauen, doch jede sagte ihm, daß sie nicht im Stande seien dem Mädchen seine frühere Gestalt wieder zu geben, und so blieb denn der Kaiser unverheirathet.

Das Lämmchen aber war immer bei ihm und sprang und blökte an seiner Seite, und er fütterte und pflegte es wie sein Kind, und an dem Tage als der Kaiser verschied, starb auch das Lämmchen.

29.

Die drei Aalfische.

Es war ein Fischer, der konnte einst drei Tage nach einander nichts anderes in sein Netz bekommen, als immerzu einen Aal. Wie er am dritten Morgen den dritten Aal fing, ward er zornig und sprach: „Möge der Teufel solch ein fischen holen, wenn man nichts mehr fängt als den Tag über

einen einzigen Aal.« Da hub einer von den drei Aalen zu reden an und sprach: »Fluche nicht so, elender, armseliger Mensch! Du ahnst ja gar nicht, was du an uns besitzest und zu deinem großen Glücke gefangen hast. Tödte einen von uns dreien, und schneid ihn in vier Stücke, davon gieb eines deinem Weibe zu essen, das zweite der Hündin, das dritte der Stute, das vierte aber grab in deinem Hause ein. Da wird dein Weib dir Zwillinge gebären, die Hündin zwei Hunde, die Stute zwei Füllen werfen, und über deinem Hause werden zwei goldne Schwerter aufsprießen.« Der Mann befolgte das Geheiß des Fisches, und that Alles genau wie er ihm gesagt hatte, in der That traf schon im ersten Jahre Alles ein. Die Frau gebar ihm Zwillinge, die Hündin warf zwei Junge, die Stute zwei Füllen und über dem Hause entsprossen zwei goldne Schwerter der Erde. Als die Zwillinge herangewachsen waren, da sprach der eine zum Vater: »Väterchen, ich sehe, daß du arm bist, und uns nur mit Mühe ernähren kannst, ich will daher ein Pferd, einen Hund und ein Schwert nehmen und in die Welt gehen, ich bin jung, bin blühend und wo mein Haupt ist, wird sich auch Nahrung finden.« Und nachdem er so zum Vater gesprochen hatte, wandte er sich zu seinem Bruder und sprach: »Bruder, Gott behüte dich! ich zieh nun in die Welt, hüte du das Haus, wirthschafte gut, ehre den Vater, und was du arbeitest, möge dir gedeihen. Hier gebe ich dir ein Fläschchen voll Wasser, das du beständig bei dir tragen sollst, und wenn du siehst, daß sich das Wasser trübt, dann wisse, daß ich umgekommen

bin.« Und mit diesen Worten machte er sich auf den Weg. Und wie er so durch die Welt zog, da kam er in eine große Stadt, und in derselben sich ergehend, ward er von der Tochter des Kaisers erblickt, die sich alsbald sterblich in ihn verliebte und den Kaiser ihren Vater bat, ihn aufs Schloß zu rufen, was dieser auch that. Als der Jüngling das kaiserliche Schloß betrat, und das Mädchen, ihn näher betrachtend, das prächtige Schwert gewahrte, und dann seinen Hund und das Pferd, alles so schön, wie man es in der Welt zum zweiten Male nicht wieder findet, gefiel er ihr noch desto mehr, so daß sie zuletzt zum Kaiser sprach: »Väterchen, mit diesem Jünglinge möchte ich mich vermählen.« Der Kaiser willigte ein, der Jüngling sträubte sich auch nicht dagegen, die Sache war abgemacht, und sie wurden nach Recht und Sitte vermählt.

Eines Abends nun, als er mit seiner Frau am Fenster stand, bemerkte er in weiter Ferne einen hohen Berg, der ganz in Flammen zu stehen schien, da fragte er seine Gemahlin, was dies wohl sei, worauf sie ihm aber antwortete: »Ach frage mich nicht, mein Gebieter! es ist dies ein verwunschner Berg, der den Tag über leuchtet und in der Nacht brennt, und wer immer noch hingegangen ist zu sehen, was es sei, der ward zur Stelle dort versteinert und blieb stumm.« Kaum hatte er dies vernommen, so bestieg er schon sein Roß, umgürtete sich mit seinem goldnen Schwerte, nahm auch seinen Hund mit sich und begab sich zu dem Berge. Als er in das Gebirge kam, bemerkte er eine Alte, die auf einem bemoosten Steine saß, und in der einen Hand einen Stab,

in der andern, aber ein Büschel Kräuter hielt; Ihr näher kommend fragte er sie, weshalb wohl der Berg so wunderbar sei, worauf ihm die Alte erwiederte, er möge nur weiter gehen, da werde er es schon erfahren. Er setzte seinen Weg fort, und die Alte führte ihn in einen Hof, der mit Knochen von Helden umzäunt und mit lauter stummen zu Stein gewordenen Menschen angefüllt war. Kaum hatte er diesen Hof betreten, so ward auch er mit seinem Pferde und Hunde stumm und an der Stelle, wo er eben stand, zu Stein. In demselben Augenblicke aber trübte sich auch das Wasser in dem Fläschchen, das er seinem Bruder gelassen hatte, welcher nun sofort dem Vater und der Mutter mittheilte, daß ihr Sohn, sein Bruder, umgekommen sei, und er ihn suchen wolle. Und er machte sich auf und ging von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, bis auch ihn das Glück in jene Stadt und vor den Pallast des Kaisers führte. Als ihn der Kaiser erblickte, rief er seine Tochter und sprach zu ihr: „Da kommt dein Gemahl!“ sie eilte hinaus, und wie sie den Schwager sah, der seinem Bruder so ähnlich war, wie die Hälfte eines entzweigeschnittenen Apfels der andern, und auch dasselbe Pferd, denselben Hund, dasselbe Schwert an ihm gewahrte, da eilte sie und der Kaiser, ihr Vater, auf ihn zu, küßten ihn und führten ihn ins Haus, der Kaiser in dem Wahne es sei der Schwiegersohn, die Tochter es sei ihr Mann. Der Jüngling wunderte sich wohl ihrer Liebkosungen, doch fiel ihm gleich bei, daß sie ihn für seinen Bruder hielten, demnach stellte er sich auch an, als sei er des Kaisers Schwiegersohn

und der Gemahl seiner Tochter. Nachdem sie zu Abend gegessen hatten und sich zur Ruhe begeben wollten, wies ihm die Frau, als ihrem Gemahl, neben sich ein Lager an, da zog er sein Schwert aus der Scheide, legte es zwischen sich und sie. Sie wunderte sich seines Beginnens, er aber sagte ihr ausweichend, daß ihm aller Schlaf vergangen sei, stand wieder auf und trat ans Fenster, und wie auch er den wunderbaren Berg erblickte, fragte er: „Sage mir, meine Frau, warum jener Berg brennt?“ Und sie antwortete ihm: „aber um Gottes Willen habe ich dir nicht an jenem Abende schon gesagt, was das für ein Berg ist.“ „Ach wiederhole mir, was es damit für ein Bewandtniß habe?“ fragte er sie wieder, und da sagte sie ihm: „Jeder der dort hingeht, wird zur Stelle stumm und zu Stein, und jüngst schon war ich in großer Besorgniß, daß du etwa hin gegangen seiest.“ Wie nun der Schwager dies vernahm, ward ihm wohl das Unheil klar, das seinen Bruder getroffen hatte, und konnte kaum erwarten, daß es Tag würde. Mit dem Frühroth aber bestieg er sein Roß, schnallte sich das Schwert um, nahm auch den Hund mit und begab sich zu dem Berge, und als er die Alte erblickte, da zog er das Schwert, hetzte den Hund und stürmte mit dem Pferde auf sie ein, ohne ein Wort zu sprechen. Die Alte erschrak und flehte, er möge sie nicht zusammen hauen. „Gieb mir gleich meinen Bruder wieder,“ rief er ihr zu, da brachte sie den Bruder in der That herbei, und gab ihm Leben und Sprache zurück. Und nachdem sich die Brüder wiedergesehen und sich gegenseitig befragt

hatten, wie es ihnen sonst noch ergangen sei, kehrten sie beide heim. Unterwegs sprach aber der von den Brüdern, welcher versteinert gewesen war: „Ach bei Gott mein Bruder! Laß uns nochmals umkehren und all die Leute erlösen, welche noch verwunschen sind, wie ich es war.“ Gesagt, gethan, sie kehrten zurück, fingen die Alte, nahmen ihr das Kraut, das sie in der Hand hielt, weg, und huben hierauf an, damit alle versteinerten Menschen zu bestreichen, bis sie sich bewegten und zu sprechen begannen. Und nachdem auf diese Art Alle, die verzaubert waren, wieder belebt wurden, tödteten sie die Alte, und Jeder ging nach seinem Hause, die zwei Brüder aber kehrten zurück in das Schloß des Kaisers.

Wie ich das Märchen gehört habe, so erzähle ich es wieder, und dir verleihe Gott Freude!

30.

Das wunderthätige Messer.

Ein Jüngling that einst das Gelübde, sich nur mit einem Mädchen kaiserlichen Geblütes vermählen zu wollen, und eines Tages faßte er sich ein Herz, ging hin zum Kaiser und warb um dessen Tochter. Der Kaiser, der es nicht wagte ihn

geradezu abzuweisen, sprach: »Gut Söhnlein, ich werde dir das Mädchen geben, wenn du bis längstens in acht Tagen drei Pferde und zwar erstens ein fleckenlos weißes, noch nie gezäumtes, zweitens ein fuchsrothes, nie gerittenes mit schwarzem Kopfe, drittens ein noch nie beschlagenes schwarzes Pferd mit weißem Kopfe und weißen Füßen zu schaffen weißt, und mich dann damit beschenkest, außerdem aber sollst du noch für die Kaiserin, meine Gemahlin, so viel Gold herbeibringen, als diese drei Pferde zu tragen im Stande sind, kannst du diese Bedingungen nicht erfüllen, so wird das Mädchen nicht dein.« Nachdem der Jüngling dieses vernommen hatte, überlegte er es sich lange hin und her, dankte aber zuletzt dem Kaiser für die versprochene Braut, und kehrte in Gottes Namen zurück von wo er gekommen war. Zum Glück für ihn hatte des Kaisers Tochter Alles mit angehört, was er mit ihrem Vater sprach, und als sie ihn auch gesehen hatte, schien er ihr schöner als irgend ein Mann auf Erden. Unverzüglich schrieb sie daher einen Brief, welchen sie ihm durch einen ihrer vertrautesten Diener nachschickte, und worin sie ihm andeutete, nächsten Tag mit dem Frühesten heimlich zu ihr zu kommen, und weiter nichts zu unternehmen, wenn ihm daran liege, sie zur Frau zu erhalten. Als sie den Brief abgefertigt hatte, entwendete sie noch in derselben Nacht in aller Heimlichkeit ihrem Vater ein wunderthätiges Messer, und ging damit dem Jünglinge entgegen, der sich einfand wie sie ihm geschrieben hatte. Und als sie zusammen trafen, reichten sie sich die Hände, und waren bald mit einander befreundet, gestan-

den sich ihre gegenseitige Neigung und gelobten einander, daß nur die schwarze Erde sie zu trennen im Stande sein solle. Hierauf sprach das Mädchen zu ihrem Freier: „Nun nimm mein Pferd, besteig es und reit damit eilends in den Wald der Wilen, immerzu gegen Sonnenaufgang, und wenn du auf einen dreispitzigen Hügel gelangst, dann wende dich von rechts nach links bis du eine Wiese erblickst die von Perlen erglänzt, und auf welcher die verschiedensten Pferde weiden. Aus diesen wähle dann drei solche Pferde, wie sie dir der Vater bezeichnet hat. Sollten sie sich aber vor dir scheuen, so ziehe dieses Messer hervor, und laß die Sonne darin sich spiegeln, daß die Wiese davon erglänzt, alsbald werden alle Pferde von selbst herbei kommen und Lämmern gleich sich vor dir nieder lassen, dann kannst du sie nach Gefallen wählen und alle drei mit dir fortführen. Nachdem du die Pferde schon gefangen haben wirst, blicke aber um dich, und wenn du mitten in jener Wiese eine Cypresse gewahren wirst, deren Wurzel von Messing, deren Aeste von Silber, deren Blätter ganz von Gold sind, so gehe darauf zu, poche mit der Schneide des Messers an die Wurzel, und alsbald wird eine Unzahl Geldes verschiedenen Gepräges hervor quellen, davon nimm, belaste die drei Pferde, und eile mit ihnen hieher, so wirst du meinen Vater, den Kaiser, zufrieden stellen, und er wird mich dir geben.“ Als der Jüngling alles vernommen hatte, freute er sich gewaltig, und bestieg des Mädchens Pferd, das wunderthätige Messer aber barg er im Gürtel, und so ausgerüstet, lenkte er gerade nach jenem Walde ein.

Als er den bezeichneten Hügel erreicht hatte, erblickte er auch vor sich die Wiese und auf der Wiese Pferde jeglicher Gattung. Kaum aber betrat er die Wiese, so fingen die Pferde scheu zu werden an, da holte er das Messer hervor und hielt es gegen die Sonne, das warf einen Schimmer, daß die ganze Wiese davon erglänzte, wie die Berggipfel bei aufgehender Sonne. Siehe, da kamen von allen Seiten die verschiedensten Pferde herbei, und jedes das herbei kam, ließ sich vor ihm auf die Knie nieder, und er fing zu wählen an, und wählte drei solche, wie sie ihm der Kaiser bezeichnet hatte. Nachdem die Pferde ausgewählt waren, schaute er nach allen Seiten, bis er mitten in der Wiese jene Cypresse gewahrte, auf die er zuging, und mit der Schneide des wunderthätigen Messers an des Baums Wurzel pochte, bis, — du hättest es sehen sollen! — diese sich öffnete und eine Unzahl Geldes ihr entströmte. Da füllte er eilends mehrere Säcke, belastete damit die drei Pferde und ritt zurück zum Kaiser. Als er vor den Kaiser kam und dieser die Pferde und das Geld sah, war er voll Verwunderung, und weil ihm nichts anderes zu thun übrig blieb, verlobte er ihm die Tochter, und fragte ihn, was und wie viel er zur Mitgift verlange, worauf der Jüngling ihm erwiederte: „Glücklicher Kaiser! als Kapital verlange ich nur das Mädchen zur Frau, und statt der Zinsen dein wunderthätiges Messer.“ Und als der Kaiser ihm beides gewährt hatte, kehrte er mit seiner jungen Frau und dem Messer singend nach Hause zurück.

31.

Das wunderbare Haar.

Es lebte einst ein Mann, der war arm und hatte viele Kinder, die er nicht zu ernähren vermochte, so daß er schon mehrmals nahe daran war, eines Morgens alle mit einander umzubringen, um nicht sehen zu müssen, wie sie Hungers stürben, und nur sein Weib hielt ihn immer davon ab. In einer Nacht nun erschien ihm, während er schlief, ein lieblich Kind, das zu ihm sprach: „Mann, ich sehe dich im Begriff dein Seelenheil zu opfern, indem du deine armen Kinder tödten willst, auch weiß ich, daß du im Elende bist, und bin daher gekommen dir zu helfen. Morgen früh wirst du unter deinem Kopfkissen einen Spiegel, ein rothes Sacktuch und ein gesticktes Halstuch finden, diese drei Sachen sollst du zu dir nehmen, und ohne Jemanden davon ein Wort zu sagen, in den und den Wald gehen, wo du einen Strom entdecken wirst, an dem Strom gehe aufwärts, bis du an seinen Ursprung kommst, und bei diesem wirst du ein Mädchen treffen, glänzend wie die Sonne, mit langen über die Schulter wallenden Haaren, aber ohne alle Kleidung, wie von der Mutter geboren. Hüte dich aber, wenn du nicht willst daß es dir schlimm ergehe, mit ihr ein Wort zu sprechen, denn bei dem ersten Laut, den du von dir gäbest, würde sie dich behexen, und in einen Fisch oder in sonst

etwas verwandeln und aufessen. Sagt sie dir jedoch, du mögest sie am Kopfe krauen, so weigere dich nicht, und wenn du dann ihr Haar durchwühlst, und eines finden wirst, das roth ist wie Blut, so reiß es aus und eile damit zurück; und wenn das Mädchen es merken und dir nachzulaufen anfangen wird, sollst du zuerst das gestickte Halstuch, hierauf das rothe Sacktuch und zuletzt den Spiegel fallen lassen, da wird sie sich jedesmal verweilen, du aber suche das Haar irgend einem Reichen zu verkaufen, und laß dich damit nicht betrügen, denn das Haar ist von unermeßlichem Werthe, und mit dessen Erlöse kannst du reich werden und deine Kinder ernähren.«

Als der Arme am Morgen erwachte, fand er in der That unter seinem Kopfkissen alles, was das Kind ihm im Traume gesagt hatte, da machte er sich ungesäumt auf und ging in den Wald, und als er auch den Strom entdeckt hatte, ging er denselben entlang fort und fort bis er an dessen Quelle kam. Daselbst umherschauend erblickte er auch das Mädchen, wie sie am Rande der Quelle saß, die Sonnenstrahlen auffing, und durch eine Nadel zog, um damit auf einem Stoffe zu sticken, der aus Heldenhaaren gewebt war. So wie er ihrer ansichtig wurde, gesellte er sich zu ihr, das Mädchen aber erhob sich und fragte ihn: »Woher bist du, unbekannter Held?« doch er schwieg, da fragte sie ihn wieder: »Wer bist du und weshalb bist du hierher gekommen?« und noch vieles mehr, allein er schwieg wie ein Stein, blos mit den Händen deutete er, als wäre er stumm und suchte Hilfe. Da sagte sie ihm, er möge sich ihr zu Füßen setzen, was er,

der es kaum erwarten konnte, auch gleich that, worauf sie das Haupt zu ihm herunter neigte, damit er sie kraue. Er fing an das Haar zu durchwühlen, als ob er kraute, suchte eifrig nach dem rothen Haare und kaum hatte er es gefunden, so sonderte er es behutsam von den andern Haaren ab, riß es aus, sprang auf und entfloh damit so schnell er konnte.

Das Mädchen aber dies bemerkend, nicht weniger flink als er, eilte was sie konnte und war ihm bald auf der Ferse, und als er sich umblickend sah, daß sie ihn beinahe schon erreicht hatte, da warf er das gestickte Tuch hin, wie ihm anbefohlen war. Wie sie das Tuch gewahrte, hielt sie im Laufen inne, fing an es von allen Seiten zu betrachten, und sich über die Stickerei zu verwundern, mittlerweile gewann der Mann einen bedeutenden Vorsprung. Da barg das Mädchen das Tuch im Busen und eilte ihm nach. Und wie er sich abermals schon beinahe erreicht glaubte, warf er das rothe Sacktuch hin, bei welchem sie sich wieder in Betrachtung und Verwunderung verweilte, so daß es dem armen Manne nochmals gelang, ihr um ein Bedeutendes vorzukommen. Darüber ergrimmte das Mädchen, und Hals- und Sacktuch von sich werfend, fuhr sie fort ihn zu verfolgen. Nun in der größten Bedrängniß, als sie ihn eben schon eingeholt hatte, warf er den Spiegel von sich. Und das Mädchen, wie sie den Spiegel fand, den sie ihr Leben lang noch nicht gesehen hatte, hob sie ihn auf und sich selbst in demselben schauend, glaubte sie ein zweites ihr ähnliches Wesen blicke ihr aus demselben entgegen, und während sie sich in dessen Anblick

vertiefte, war der Mann weit, weit vorangeeilt, daß es ihr nimmer möglich gewesen wäre ihn einzuholen, weshalb sie von seiner Verfolgung abstand und umkehrte. Der Mann aber erreichte fröhlich und gesund sein Haus, zeigte das Haar seinem Weib und seinen Kindern, und erzählte auch was ihm Alles begegnet war. Das Weib verlachte und bespöttelte ihn zwar wegen des rothen Haares, doch er achtete nicht darauf, sondern begab sich in die nächste Stadt das Haar dort zu verkaufen.

Bald sammelte sich um ihn eine Menge Schaulustiger und Kaufleute; der eine bot für das Haar ein Goldstück, ein anderer zwei, und so wurde fort und fort immer mehr geboten, bis zuletzt das Anbot auf hundert Goldstücke stieg, mittlerweile auch der Kaiser von dem rothen Haare vernahm, den Mann zu sich rufen ließ, und ihm tausend Goldstücke dafür zu zahlen versprach, um welchen Preis dieser es auch verkaufte. Was hatte es nun aber mit dem Haare für eine Bewandtniß? Der Kaiser spaltete es behutsam entzwei und fand darin eine Menge wissenswerther Thatsachen aufgezeichnet, die sich in alten Zeiten seit Entstehung der Welt, zugetragen hatten.

So war der Mann reich geworden und lebte fortan glücklich und sorglos mit Weib und Kind. Das Kind aber, das ihm ehmals im Traume erschien, war ein Engel, gesandt von Gott dem Herrn, der da wollte, daß dem armen Mann geholfen würde, und daß die geheimnißreichen Thatsachen an den Tag kämen, die bis dahin nicht geoffenbart waren.

32.

Aschenzuttel.

Einst spannen Mädchen, die der Rinder hüteten, um eine Grube herum sitzend, da kam ein Alter daher gegangen, dem der weiße Bart bis zum Gürtel niederquoll, der sprach zu ihnen: „Mädchen, hütet euch vor dieser Grube, denn wie einer von euch die Spindel hinein fiele, so würde ihre Mutter augenblicklich in eine Kuh verwandelt.“

Nachdem der Alte dies gesagt hatte, entfernte er sich wieder, die Mädchen aber, über seine Rede verwundert, rückten der Grube um so näher, und guckten neugierig hinunter. Da geschah es denn, daß plötzlich einem der Mädchen, welches eben das schönste unter ihnen allen war, die Spindel aus der Hand glitt und in die Grube fiel. Und als es am Abend heim kam, da war seine Mutter wirklich in eine Kuh verwandelt, stand vor dem Hause und blökte. Nun pflegte und fütterte das Mädchen die Kuh und trieb sie mit den übrigen Rindern auf die Weide. Einige Zeit hierauf nahm der Vater dieses Mädchens eine Wittwe zur zweiten Frau, die ebenfalls eine Tochter hatte, und gleich einen Haß auf ihr Stieftöchterlein warf, weil dieses viel schöner war als ihr eigenes Kind. Sie verbot ihr sich zu waschen und zu kämmen, sich umzukleiden, und suchte immer nach einer Ursache wie sie sonst auf alle Weise sie quälen und ihr ein Leid anthun

könnte. So gab sie ihr einst am frühen Morgen einen ganzen Ranzen voll Flachsraufen*) und sprach: „Wenn du dies Alles nicht heute fertig spinnst und in schöne Knäuel windest, darfst du mir den Abend nicht heim kommen, sonst bring ich dich um.“

Das arme Mädchen spann, mit ihrer Heerde hinausgehend, so emsig als es nur vermochte, als aber am Mittag die Rinder sich im Schatten lagerten, und es sah, daß am Flachse noch gar nicht zu bemerken war, was es davon gesponnen hatte, da fing es bitterlich zu weinen an. Wie dies nun die Kuh sah, die einst seine Mutter gewesen war, hub sie auf einmal zu sprechen an und fragte was ihm fehle, worauf das Mädchen ihr der Reihe nach Alles erzählte, wie es sich verhielt. Da tröstete es die Kuh und sprach: „Gräme dich weiter nicht, ich will den Flachs, den du spinnen sollst, ins Maul nehmen und kauen, da wird alsbald aus meinem Ohre ein Faden hervor dringen, den erfasse und wind ihn in einen Knäuel. Und so geschah es auch. Die Kuh nahm den Flachs ins Maul und fing zu kauen an, das Mädchen brauchte den Faden nur aus dem Ohre hervorzuziehen und abzuwinden, es dauerte gar nicht lange, so war sie damit fertig. Als das Mädchen Abends der Stiefmutter den großen Knäuel gab, war diese im höchsten Grade verwundert, und gab ihm den nächsten Morgen noch viel mehr Flachs zu spinnen, als es aber auch diesen spann, und am Abend in einen großen Knäuel

*) Eine Raufe ist so viel, als man einmal auf den Rocken binden kann.

gewunden heim brachte, da dachte die Frau, seine Freundinnen müßten ihm geholfen haben, und gab ihm den dritten Morgen noch mehr Flachs als die beiden ersten Male, schickte ihm aber heimlich ihre eigene Tochter nach, damit diese lauschen sollte, wer ihm denn spinnen und aufwinden helfe. Nachdem sich diese Kundschafterin versteckt und nun alles mit angesehen hatte, wie die Kuh den Flachs ins Maul nahm und kaute und die Hirtin das fertige Gespinnst nur aus dem Ohre zu ziehen und aufzuwinden brauchte, da kehrte sie eilends heim und berichtete Alles getreulich ihrer Mutter. Sobald es diese vernommen hatte, drang sie in ihren Mann die Kuh zu schlachten. Anfänglich versuchte der Mann es ihr auszureden, als sie aber auf keinen andern Gedanken mehr zu bringen war, willigte er zuletzt ein und bestimmte einen Tag, an welchem er sie schlachten wollte. Als die arme Hirtin dies erfahren hatte und unaufhörlich weinte, die Kuh aber sie um die Ursache ihrer Betrübniß fragte, theilte sie ihr Alles mit, was zu Hause beschlossen worden war, da sprach die Kuh zu ihrem Kinde: „Beruhige dich und weine nicht, du sollst nur, wenn sie mich geschlachtet haben, nichts von meinem Fleische essen, sondern meine Gebeine sammeln und sie hinter dem Hause unter dem und dem Stein in die Erde graben, und wenn du in Noth und Bedrängniß bist, so komm dorthin auf mein Grab und du sollst Hilfe finden.“

Nachdem sie die Kuh geschlachtet hatten und deren Fleisch zu verzehren anfingen, wollte das Mädchen davon auch nicht

einmal kosten, und half sich mit der Ausrede, daß es gar nicht hungrig sei und nichts essen könne; die Knochen jedoch las es sorgfältig zusammen und begrub sie an dem, von der Kuh bezeichneten Ort. Der eigentliche Name dieses Mädchens war Mara, da es aber zu den meisten Arbeiten und Verrichtungen im Hause, als zum Wassertragen und Kochen, zum Abspülen der Kochgeschirre, zum Ausfegen des Hauses und zu anderen häuslichen Arbeiten angehalten wurde, und viel am Feuer und beim Heerde zu thun hatte, so nannten die Stiefmutter und deren Tochter es nur Aschenzuttel.

Einst, an einem Sonntage, nahm die Stiefmutter, ehe sie mit ihrer Tochter nach der Kirche ging, eine große Schüssel voll Hirse, streute sie im Hause herum, und sprach zur Stieftochter: »Höre, Aschenzuttel, wenn du nicht all diese Hirse aufgelesen und das Mittagessen fertig gekocht hast, bis wir aus der Kirche zurück kommen, so bringe ich dich um.« Nachdem sie mit ihrer Tochter fortgegangen war, brach die arme Stieftochter in Thränen aus, bei sich selber sprechend: »Um das Mittagessen wäre mir nicht bange, leicht wollt ich damit fertig werden, aber wer ist im Stande diese Hirse aufzulesen!« Da fiel ihr mit einem Male ein, daß die Kuh ihr gesagt hatte, wenn sie in Noth sein würde, sollte sie hinausgehen auf ihr Grab, dort werde sie Hilfe finden, und ungesäumt eilte sie hinaus. Wie sie aber hinkam, was sah sie da? auf dem Grabe stand eine große offene Truhe voll der köstlichsten und mannigfaltigsten Gewänder, auf dem Deckel aber saßen zwei weiße Täubchen, die sprachen zu ihr: »Mara,

wähle dir aus dieser Truhe ein Kleid, zieh es an und geh damit zur Kirche, indeß werden wir die Hirse auflesen, und alles Uebrige besorgen.« Vergnügt langte Mara nach dem ersten Kleide das oben auf lag und ganz aus reiner Seide war, zog es an und begab sich in die Kirche. Dort angekommen, bewunderten Alle, Männer wie Frauen ihre ausnehmende Schönheit, ihre prächtigen Kleider um so mehr, weil sie Allen fremd war, und Keiner wußte wer, noch woher sie gekommen sei. Aber mehr als allen Anwesenden gefiel sie dem Sohne des Kaisers, der auch anwesend war, und ein besonderes Auge auf sie warf.

Als die Messe schon bald zu Ende ging, schlich sich Aschenzuttel aus der Kirche und eilte heim. Dort zog es schnell die schönen Kleider aus, legte sie in den Koffer, der sich alsbald von selbst schloß und verschwand, und wie es zum Feuer gehen will, da findet es das Mittagessen gekocht, die Hirse aufgelesen, alle sonstige Arbeit verrichtet. Bald nach ihr kommt auch die Stiefmutter mit ihrer Tochter zurück, und Beide wundern sich die Hirse aufgelesen und alles Uebrige so in Ordnung zu sehen.

Den nächsten Sonntag darauf, als sich die Stiefmutter anschickte mit ihrer Tochter zur Kirche zu gehen, streute sie beim Weggehen noch mehr Hirse als das erste Mal im Hause herum, und sprach zur Stieftochter: »Wenn du diese Hirse nicht alle aufgelesen, dann das Essen fertig gekocht, und alle übrige Arbeit verrichtet hast, bis wir von der Kirche zurückkommen, so bringe ich dich um.« Kaum waren aber

die Beiden fort, als die Hirtin auch schon hinaus eilte auf ihrer Mutter Grab. Daselbst fand sie wieder den Koffer offen wie das erste Mal, und auch die zwei weißen Täubchen saßen wieder auf dem Deckel und sprachen zu ihr: »Kleide dich an, Mara, und geh zur Kirche, wir wollen indeß die Hirse auflesen und für dich arbeiten.« Da nahm sie aus dem Koffer ein Kleid, das von hellem Silber strahlte, zog es an und ging fort in die Kirche. Dort wurde sie diesmal noch mehr angestaunt und des Kaisers Sohn verwandte kein Auge von ihr. Sobald aber die Messe zu Ende ging, wußte sie sich aus der Menge wegzuschleichen, und nach Hause zu eilen, woselbst sie die Kleider schnell im Koffer barg, und sich ans Feuer stellte. Als nun darauf auch die Stiefmutter mit ihrer Tochter nach Hause kam, da verwunderten sich Beide noch mehr als das erste Mal, die Hirse aufgelesen, das Essen fertig, alle sonstige Arbeit gethan zu finden, und wußten sichs gar nicht zu erklären. Den dritten Sonntag aber, als die Stiefmutter sich wieder anschickte mit ihrer Tochter zur Kirche zu gehen, streute sie beim Fortgehen noch viel mehr Hirse, als die beiden andern Male im Hause herum, indem sie zur Stieftochter wie früher sprach: »Wenn du nicht, bis wir von der Kirche zurück kommen, diese Hirse ganz aufgelesen, dann das Essen gekocht, und alle übrige Arbeit verrichtet hast, so bring ich dich um.« Doch die Stieftochter wußte schon wo für sie Hilfe zu finden war, und nachdem die Beiden das Haus verlassen hatten, eilte sie hinaus auf der Mutter Grab, wo

sie auch wieder die Truhe offen fand, und auf deren Deckel die zwei weißen Täubchen, welche sie hießen geschwind sich ankleiden und in die Kirche gehen, um das, was im Hause geschehen solle, möge sie sich weiter nicht kümmern. Da nahm sie diesmal aus dem Koffer ein Kleid, das war eitel Gold, zog es an und ging damit in die Kirche. Dort war der Verwunderung von allen Seiten kein Ende, der Kaisersohn aber hatte sich vorgenommen, heute sie nicht so entschlüpfen zu lassen, wie die andern Male, sondern genau Acht zu haben, wo sie hingehe. Als daher die Messe sich ihrem Ende nahte und sie fortgehen wollte, folgte ihr der Prinz auf der Ferse nach, und wie sie so hastig durch die Menge sich drängte, da geschah es, daß ihr der rechte Pantoffel vom Fuße fiel. In der großen Eile aber blieb ihr keine Zeit ihn aufzunehmen, sie mußte ihn zurück lassen, und mit bloßem Fuße den Weg fortsetzen. Zu Hause angekommen, zog sie so schnell wie möglich die prächtigen Kleider aus, und stellte sich ans Feuer, ihren gewöhnlichen Platz.

Dem Prinzen aber war nicht entgangen was sie verloren hatte, er hatte das Pantöffelchen aufgehoben und zu sich gesteckt, und fing nun damit im ganzen Lande zu suchen an, indem er allen Mädchen auf die Füße sah, jede das Pantöffelchen probieren ließ, doch nicht einer Einzigen wollte es passen, der Einen war es zu lang, der Andern zu kurz, dieser zu eng, jener zu weit. Wie er so suchend von Haus zu Haus ging, da kam er zuletzt auch in das Haus des Vaters der Hirtin. Die Stiefmutter aber, als sie sah, daß des Kaisers

Sohn das schöne Mädchen zu suchen in ihr Haus kommen werde, verbarg eilends Aschenzuttel unter einen Trog, und als der Prinz mit dem Pantöffelchen eintrat und fragte, ob sie ein Mädchen im Hause habe, erwiederte sie ihm, ja ein Einziges, und führte ihm ihre Tochter vor. Als ihr aber der Prinz das Pantöffelchen anprobieren ließ, und das Mädchen nicht einmal die Zehen hineinzwängen konnte, fragte der Prinz, ob sie denn nicht noch ein Mädchen im Hause habe? worauf sie ihm zur Antwort gab: »Nein.« In dem Augenblicke flog aber der Haushahn auf den Trog und rief: »Kickeriki! Das Mädchen steckt unter dem Troge hie!« »Pst!« rief die Stiefmutter, »daß dich der Geier hole!« Der Prinz aber, wie er vernahm was der Hahn krähte, eilte schnell hinzu und hob den Trog auf. Sieh, da fand er Aschenzuttel unter dem Trog angethan mit denselben Kleidern, welche es trug, als es das dritte Mal zur Kirche ging, nur am rechten Fuß fehlte ihm ein Pantöffelchen. Und wie es der Prinz da in seiner Schönheit erblickte, wußte er sich in seiner Freude gar nicht zu lassen. Schnell hieß er es das Pantöffelchen an dem rechten Fuß anziehen, und als er sah, daß es ihm nicht nur ganz recht war, sondern auch zu dem am linken Fuß getragnen genau paßte, da führte er es mit sich auf sein Schloß und machte es zu seiner Gemahlin.

33.

Die böse Stiefmutter.

Es war einmal ein sehr reicher Mann, der lebte mit einem bösen und boshaften Weibe in zweiter Ehe, seine erste Frau aber hatte ihm eine Tochter hinterlassen, die war milde wie ein Engel, gut wie das Brod, daß es in dem ganzen Dorfe keine Zweite gab, dabei war sie schön wie die Wile des Gebirges, hoch wie eine Tanne, schlank und geschmeidig wie eine Gerte, rothwangig wie ein Aepfelein, weiß von Antlitz wie auf dem Felde die Lilie.

Doch der Teufel, der immer und überall sein böses Spiel trieb, schien auch in dies Weib gefahren zu sein, daß es seine Stieftochter so wenig ansehen konnte als Blut in den Augen, und sie längst schon erschlagen oder sonst auf eine Art aus dem Wege geschafft haben würde, wenn es sich nicht vor dem Manne gefürchtet hätte.

Nun kam aber mit einem Mal ein kaiserlicher Befehl, daß jeder waffenfähige Mann ins Feld ziehen solle, da machte sich auch der Vater des schönen Mädchens auf, ehe er aber schied, rief er noch ein Mal seine Frau zu sich, und beschwor sie mit allen Schwüren der Erde, auf sein Töchterchen Acht zu geben, daß ihr nichts Leides widerfahre, bis er aus dem Felde wiederkehre, und sein Weib, die treulose Hündin, sie gelobte ihm, das Mädchen zu lieben und zu hüten wie

ihre beiden Augen im Kopfe. Bald nachdem der Mann fort war, rief sie zwei Diener herbei und befahl ihnen, den andern Morgen mit dem Frühroth das arme Mädchen scheinbar zu einem Spaziergange in den nahe gelegenen Wald zu führen, dort Abwege einzuschlagen, es dann fern von der Straße umzubringen, und ihr zum Wahrzeichen beide Hände und das Herz des Mädchens mitzubringen, wo nicht, drohte sie, so hätten sie selbst das ihrer Stieftochter zugedachte Loos zu erwarten. Den kommenden Tag mit dem Frühesten standen die Diener auf und bereiteten sich für den Weg den sie zu machen hatten, hierauf weckten sie das Mädchen, dem sie sagten, daß die Gebieterin, ihre Stiefmutter, ihnen befohlen habe, sie auf einen Spaziergang mitzunehmen, was die Aermste, ohne zu ahnen was sie erwartete, zufrieden war und sich mit ihnen auf den Weg machte.

Im Walde angekommen lenkten sie vom Wege ab in das Dickicht, wie die herzlose Herrin ihnen befohlen hatte, banden dort die Aermste an einen Baum und schickten sich an sie zu tödten. Als das Mädchen sich so furchtbar hintergangen sah, jammerte sie laut auf, und bat und beschwor sie unter Thränen, doch ihres Lebens schonen zu wollen. Nachdem ihr aber die Diener erzählt hatten, wie sie alles nur auf Befehl ihrer Herrin thäten, und daß, wenn sie ihrem Willen entgegen handelten, sie es mit ihren eigenen Köpfen bezahlen müßten, erwiederte sie ihnen: „Ach! gerne will ich euch meine Hände geben, schneidet sie mir ab, nur tödtet mich nicht, auch mein Herz würde ich euch nicht verweigern, wüßte

ich, daß man ohne Herz leben könnte.« Da dauerte sie die Diener, so daß sie ihr nur die Hände abschnitten, und sich des Herzens wegen verabredeten, ihrer Herrin zu sagen, daß sie es unter Wegs verloren hätten. Und so kehrten sie um, und ließen das unglückliche Mädchen ohne Hände allein und ohne menschliche Hilfe in der Einöde zurück. Zu Hause angekommen, berichteten die Diener ihrer Gebieterin, wie sie sich verabredet hatten, und wurden von ihr reichlich belohnt.

Doch Gott der Allweise, — dem Lob und Dank sei! — machte daß in dem Augenblicke, als dem Mädchen die Hände abgeschnitten wurden, seinem Vater im Traum ein Mann erschien, der so zu ihm sprach: »Mache dich auf und kehre unverzüglich heim, denn deine Tochter ist auf Befehl deines gottlosen Weibes ums Leben gekommen, doch eh du gehst, suche erst hier im Heere ein fleckenlos schwarzes arabisches Pferd, eine Stute gleichen Geblütes, und von Farbe makellos weiß, ferner einen schwarzen arabischen Hengst noch bis zur Stunde ungeritten, endlich eine Stute die eben trächtig ist; von jedem dieser Pferde nimm drei Haare, verbrenne sie an hellem Feuer, und bestreue damit die Wunden deiner Tochter, so wird sie wieder so werden, wie sie ehedem war.

Als der unglückliche Vater ganz verwirrt erwachte, suchte und fand er Alles, was ihm im Traume zur Rettung seines Kindes als nöthig angedeutet worden war, und eilte damit ohne Zögern heim. Dort war sein Erstes die Frau um die Tochter zu fragen, welche ihm antwortete, daß sie entlaufen

sei, sie wisse aber nicht wohin, da stürzte er mit dem blanken Säbel auf sie zu, und drohte ihr und den Dienern, wenn sie ihm nicht gleich sagten, wo seine Tochter sei, sie Alle in Stücke zu hauen. Die Frau läugnete und läugnete, doch die erschrockenen Diener gestanden Einer nach dem Andern, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war. Da band er zwei von den Dienern zusammen, und trieb sie mit bloßem Schwerte vor sich her, die mußten ihm den Weg zeigen, und führten ihn auch wirklich in jenen Wald. Wie sie hinkamen, fanden sie das arme Mädchen schon mehr todt als lebendig. Der Schmerz ihrer abgehauenen Hände, der Hunger, die Einsamkeit, das Entsetzen hatte sie beinahe getödtet. Als ihr Vater sie erblickte, brach er in Thränen aus und warf sich über sie, und da er gewahrte, daß ihr die Hände fehlten, bestreute er die Stümpfe mit der Asche von jenen Roßhaaren, da regten sie sich plötzlich, und andere Hände wuchsen ihr im Augenblick, doch nicht von Fleisch, sondern von lauterem Golde. Hierauf führte er seine goldhändige Tochter heim, die Frau aber ließ er wilden Rossen an den Schweif binden, und befahl seinen Dienern sie hinaus zu schleifen an die Stelle, wo man der Tochter die Hände abgeschnitten hatte, und dort ward sie von den Pferden zerrissen und hauchte ihre hündische Seele aus.

34.

Die Stiefmutter und ihr Stiefkind.

Es war einmal ein Mädchen, das hatte eine Stiefmutter, von welcher es gehaßt und nie mit gutem Auge angeblickt wurde, weil es viel schöner war als deren Tochter, die sie dem Vater mit ins Haus gebracht hatte. Der Stiefmutter wegen ward ihm auch sein Vater gram, und schalt und schlug es oft nur dem Weibe zu Gefallen. Einst sprach das Weib zu ihm: „Komm Mann, laß uns deine Tochter fort in die weite Welt schicken, sie mag sich selbst ihr Glück suchen.“ Doch er entgegnete: „Aber, Weib, wohin sie schicken? Was soll ein Mädchen, das sich selbst überlassen ist, beginnen?“ Worauf sie ihm antwortete: „Wenn du willst, daß ich fernerhin mit dir lebe, so mußt du das thun. Nimm sie daher gleich Morgen mit dir hinaus in den Wald, führe sie tief hinein, von wo sie sich nicht mehr nach Hause finden kann, benutze dann einen passenden Augenblick dich von ihr wegzuschleichen und eile heim.“ Der arme Mann willigte in diesen Vorschlag, indem er sprach: „Bereite ihr wenigstens etwas mit auf den Weg, damit sie nicht gleich den ersten Tag vor Hunger umkommen muß.“ Da buk die Stiefmutter einen Brodkuchen, und mit dem ersten Morgengrauen führte der Mann seine arme Tochter tief hinein in den Wald, wußte sich dann wegzuschleichen und kehrte nach Hause zurück. Und als die Arme gewahrte, daß

der Vater sie verlassen hatte, irrte sie den ganzen Tag allein umher, angstvoll aber vergeblich nach einem Auswege suchend. Endlich als schon die Finsterniß herein gebrochen war, bestieg sie einen hohen Baum, um darauf die Nacht zuzubringen, und so doch wenigstens vor wilden Thieren geschützt zu sein. Während der ganzen Nacht heulten die Wölfe unter ihr daß die Aermste in Angst und Entsetzen beinahe verging. Als das Morgenroth erglänzte, stieg sie vom Baume herab, und fing an weiter und weiter zu gehen, in der Hoffnung, sich endlich aus dem Walde heraus zu finden, aber der wurde immer dichter und dichter, und sein Ende schien gar nicht abzusehn. Als der zweite Tag sich seinem Ende zuneigte, und sie sich eben anschickte abermals einen Baum zu suchen, auf dem sie übernachten könnte, sah sie plötzlich durch das Laub in der Ferne etwas flimmern. „Ach vielleicht ist es zu meinem Glück ein Haus,“ dachte sie bei sich selbst, und ging darauf zu. Und wie sie hinkam, da fand sie in der That ein schönes, großes Haus, die Thüren standen offen, sie ging hinein, die Zimmer konnten nicht prächtiger sein, und in einem derselben brannte auf einem Tische ein Licht. Es kam ihr der Gedanke, daß dies Haus wohl Räubern gehören könne, doch erschreckte sie dies keineswegs, denn dachte sie bei sich: „Nur reiche Leute fürchten die Räuber, ich aber, die ich arm bin, brauche sie nicht zu fürchten, ich will ihnen meine Dienste anbieten und sagen, daß ich ihnen für die Brodrinde, die sie mir geben werden, Alles im Hause arbeiten und besorgen will.“ Hierauf zog sie ihren Brodkuchen aus der Tasche, be-

kreuzte sich erst, und fing dann zu essen an. Kaum aber hatte sie den ersten Bissen zum Mund geführt, da kam ein Hahn herbei und fing vor ihr zu hüpfen an, als wollte er etwas haben, da bröckelte sie von ihrem Brod ab und streute es ihm vor. Es dauerte nicht lange, so kam auch ein kleines Hündchen und begann sich anzuschmeicheln, da brach sie ein Stück von ihrem Brodkuchen ab, nahm das Hündchen auf den Schooß, fing es zu streicheln und zu liebkosen an, und ließ es aus ihrer Hand essen. Hierauf kam eine alte Katze herbei, der sie auch einen Theil von ihrem Brode gab. Plötzlich ward Getrappel und ein tiefes Brummen vernehmbar, ein Schauder überlief sie, als ein Löwe sichtbar ward, der durch die Thür ins Zimmer trat. Doch als sie sah, daß er freundlich mit dem Schwanze wedelte, und schmeichelnd um sie herum ging, da faßte sie Muth und reichte auch ihm ein Stück von ihrem Brode, und als der Löwe es nahm und ihr die Hand leckte, verging ihr vollends alle Angst, daß sie ihn liebkoste wie die andern Thiere, und ihn aus der Hand essen ließ. Plötzlich hörte sie von außen Geklirr wie von Waffen, und glaubte vor Schreck umsinken zu müssen, als eine vom Kopf bis zu den Füßen in ein Bärenfell gehüllte Gestalt ins Zimmer trat. Der Hahn, das Hündchen, die Katze und der Löwe eilten ihr entgegen, liebkosten sie, sprangen an ihr hinauf, und gaben durch Winseln ihre Freude zu erkennen. Die Aermste aber hatte keine Ahnung, daß unter diesem furchtbaren Felle ein Mensch stecken könne, sondern glaubte daß es Gott weiß was für ein wildes

Thier sei, sie war schon gefaßt, daß es nun über sie herfallen und sie in Stücke zerreißen werde. Da zieht die Gestalt die Bärenhaut vom Gesicht, wirft das Fell von sich, und sieh, das Gemach erglänzte von seinen goldenen Kleidern, und ein wunderschöner Jüngling stand vor dem Mädchen, als es ihn anblickte, schwanden ihm aus Ueberraschung beinahe die Sinne. Der Jüngling aber trat zu dem Mädchen heran und sprach: »Fürchte dich nicht theuere Seele! Ich bin kein böser Mensch, sondern ein Prinz; wenn ich jagen will, komm ich hierher, und damit mich Niemand erkenne, hülle ich mich in diese Bärenhaut, bisher hat mich auch noch Niemand für einen Menschen gehalten, sondern wer mich immer noch gesehen hat, glaubt daß ich ein Gespenst sei und flieht mich; auch dieses Haus wagt Niemand zu betreten, noch nahe daran vorbei zu gehen, denn man weiß, daß ich hier wohne, nur du, die Einzige, scheutest dich nicht hierher zu kommen, wußtest du vielleicht daß ich kein Gespenst bin?« Da fing das Mädchen ihm zu erzählen an, wie es weder von ihm noch von seinem Hause früher etwas gehört hätte, sondern von der Stiefmutter von Hause weggejagt worden und herum geirrt sei, und so erzählte es der Reihe nach Alles, was ihm begegnet war. Nachdem der Prinz diese Erzählung vernommen hatte, ward sein Herz so von Mitleid bewegt, daß er sprach: »Die Stiefmutter hat dich zwar gehaßt, aber Gott liebt dich, ich will dich zu meinem Weibe nehmen, willst du mir folgen?«

Und das Mädchen sprach: »Ja.« Da nahm er es den

andern Morgen mit sich auf sein Schloß, und dort hielten sie Hochzeit.

Nach einiger Zeit erbat sich die junge Frau zu ihrem Vater auf Besuch gehen zu dürfen, und als der Gemahl es ihr erlaubte, kleidete sie sich ganz in Gold und machte sich auf den Weg. Als sie heimkam, war aber der Vater eben nicht zu Hause, sondern nur die Stiefmutter, welche, als sie ihrer ansichtig wurde, gewaltig erschrak, denn sie glaubte, daß die Stieftochter gekommen sei sich zu rächen, schnell lief sie ihr entgegen und rief aus: »Siehst du, zu dem Glück habe ich dir geholfen.« Die Stieftochter aber grüßte sie herzlich, küßte sich mit ihr und ihrer Tochter, und bedauerte nur den Vater nicht zu Hause gefunden zu haben, als sie schied, ließ sie der Stiefmutter eine Menge Gold zurück. Diese aber ballte die Faust hinter ihrem Rücken, indem sie sprach: »Warte Elende! du sollst mir nicht allein so einhergehen, gleich Morgen will ich auch meine Tochter ausschicken.«

Als am Abend der Mann heim kam, sprach sie: »Weißt du was Mann? ich denke, wir schicken nun auch meine Tochter in die Welt ihr Glück zu suchen, siehe deine Tochter haben wir fortgeschickt, und sie ist nimmer heim gekommen, vielleicht lebt sie nun in Hülle und Fülle, und kleidet sich in Gold und Seide.« Der Mann seufzte und willigte auch darein.

Den andern Morgen bereitete das Weib ihrer Tochter Kuchen und Braten, und rüstete sie aus mit dem Vater in den Wald zu gehen. Und der Mann führte sie im Walde

auf Abwege, wie seine eigene Tochter, worauf er sie verließ und nach Hause ging. Und als sie gewahrte, daß der Vater weggegangen war, fing sie den Heimweg zu suchen an, und gelangte, nachdem sie eine Weile fortgegangen war, zu jenem Hause, trat ein, und als sie sah, daß im ganzen Hause keine Seele sei, sperrte sie die Thüre zu, indem sie dabei sprach: »Und wenn Gott selber käme, würde ich ihm nicht öffnen.« Hierauf holte sie Braten und Kuchen aus ihrer Tasche her, legte es vor sich auf den Tisch, und fing an ihr Abendbrod zu verzehren; da kam der Hahn, das Hündchen und die Katze herbei, und gingen schmeichelnd um sie herum damit sie ihnen auch etwas mittheile, sie aber schrie wie wüthend: »Zum Teufel mit euch! ich habe kaum für mich genug, geschweige daß ich euch etwas gebe,« und dabei schlug sie nach den armen Thieren. Da fing der Hund zu heulen an, und so wie der Löwe das Geheul vernahm, eilte er herbei, erfaßte das Mädchen und zerriß es.

Den folgenden Tag kam der Prinz mit seiner Frau zur Jagd, da erkannte sie ihre Schwester an den Kleidern. Da sammelte sie die Stücke alle und trug sie der Stiefmutter hin. Diesmal fand sie nun ihren Vater zu Hause, der sehr erfreut war sie wieder zu sehen und zu vernehmen, daß sie mit einem Prinzen verheirathet sei. Und als er hörte, wie es der Tochter seines Weibes ergangen war, da that es ihm leid um sie, »aber,« sprach er, »das hat sie nur ihrer Mutter zu verdanken, deren Haß dir nicht hat schaden können. Sieh, dort steht sie am Brunnen,« sprach er dann weiter,

„ich will hingehen und ihr verkünden, was geschehen ist.“ Als das Weib vernahm, wie es ihrer Tochter ergangen war, da sprach es zu dem Mann: „Ich kann nun einmal deine Tochter nicht mit meinen Augen ansehen, laß sie uns Beide zusammen umbringen, und willst du das nicht, so spring ich gleich hinab in den Brunnen.“ „Nun so spring,“ erwiederte der Mann, „denn nimmer könnte ich mein Kind ermorden.“ „Gut, und ich könnte es nimmer ansehen!“ und mit diesen Worten sprang das Weib hinab in den Brunnen.

35.

Die Stiefkinder.

Es war einmal ein Wittwer, der hatte zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, und als er sich wieder verheirathete, brachte die zweite Frau auch eine Tochter mit ins Haus, welche sie sehr liebte und bevorzugte, während die armen Stiefkinder von ihr gehaßt und auf alle Weise gequält wurden. Zuletzt sprach sie zu ihrem Mann: „Höre mich, mein Mann, deine Kinder sind mir so unerträglich, daß ich sie nicht mehr ansehen kann. Du sollst sie daher von Hause wegführen, oder wir Beide werden fortan kein Brod mehr zusammen essen.“ Der Mann suchte sie zu besänftigen,

indem er ihr entgegnete: „Laß ab von solchem Begehren, so du Gott fürchtest, wohin sollte ich sie führen?“ „Wo immer hin,“ antwortete das Weib, „führe sie hinaus in das Gebirge und überlaß sie dort ihrem Schicksal.“ Nach langem Sträuben willigte der Mann zuletzt doch ein, und versprach die Kinder den folgenden Tag hinaus zu führen und im Gebirge draußen zu verlassen.

Alles dies hatte aber seine Tochter mitangehört und weinend sprach sie zu ihrem Bruder, der jünger war als sie: „Ach mein lieber Bruder! morgen will uns der Vater ins Gebirge hinaus führen und dort verlassen. Doch weißt du, was wir thun sollen? Wir wollen unsere Taschen mit Asche füllen, unter Wegs werde ich immer ein wenig davon ausstreuen, und wenn sie mir ausgeht, dann sollst du es fortsetzen, und so werden wir später der Asche nachgehend, uns aus dem Gebirge zurück nach Hause finden.“ Als der Morgen anbrach, schlichen die Armen hinaus und füllten sich ihre Taschen mit Asche, als sie nun der Vater hieß mit ihm gehen, gingen sie willig mit, und wie sie so weit und immer weiter gingen, streuten die Kinder den ganzen Weg entlang immerzu ein wenig von der Asche. Wie sie schon recht tief im Walde waren, sprach der Mann: „Kinder setzt euch hier ein wenig nieder, ich will gleich wieder kommen.“ Die Kinder setzten sich, er aber schlich sich davon und kehrte nach Hause zurück. Die Kinder warteten lange auf den Vater, als es sie aber zu hungern anfing, und der Tag sich zu neigen begann, machten sie sich auf, und immer der Asche nach-

gehend, gelangten sie wieder nach Hause. Da sie es aber nicht wagten gleich hinein zu gehen, versteckten sie sich unter dem Vordache neben dem Fenster und horchten, was im Hause drinnen vorging und gesprochen wurde. Da saß der Mann eben mit seinem Weibe beim Abendbrod, und während sie aßen, sprach das Weib: „Wenn nun deine beiden Kinder da wären, möchte ich ihnen das Bischen Rinde geben, so hätten auch sie etwas zum Abendbrod.“ Da riefen die Kinder durchs Fenster: „Da sind wir, Mutter,“ und liefen hinein. Als man sie befragte, auf welche Art sie denn zurück gekommen seien, da gestand der Knabe treuherzig, daß sie mit Hülfe der von ihnen gestreuten Asche nach Hause gefunden hätten. Nachdem sie ihr Abendbrod verzehrt und sich schlafen gelegt hatten, drang das Weib abermals in ihren Mann, die Kinder den nächsten Tag gleich wieder fortzuführen, sie wolle die Asche schon verstecken, damit sie nimmer wiederkämen. Die armen Kinder, welche noch nicht schliefen, hörten alles mit an, und als sie am frühen Morgen aufstehend im ganzen Hause keine Asche finden konnten, füllten sie sich heimlich die Taschen mit Kleie, und als sie der Vater abermals hinausführte in das Gebirge, fingen sie wieder abwechselnd davon auszustreuen an. Nachdem er sie recht tief in den Wald hinein geführt hatte, zündete er ihnen ein Feuer an, und hieß sie sich daneben hinsetzen, er aber nahm eine Kürbisflasche, that, als wollte er Wasser holen, und schlich sich weg, ging nach Hause und ließ die armen Kleinen allein im Walde zurück.

Die aber saßen lange am Feuer und warteten auf den Vater, als es aber schon Nacht zu werden begann, und er noch immer nicht kam, wollten sie, die Spur der Kleie verfolgend, den Rückweg antreten, aber sieh! die Kleie war verschwunden, irgend ein Thier des Waldes mußte sie aufgezehrt haben. Wie das die Kinder sahen, fingen sie bitterlich zu weinen an und kehrten zum Feuer zurück. Bald darauf kamen ein Paar Juden gegangen, welche, als sie das Feuer gewahrten, darauf zu gingen und die Kinder fragten, was sie hier thäten, und ob nicht Jemand bei ihnen sei? nachdem ihnen die Kinder Alles erzählt hatten, auf welche Art sie hergekommen seien, sprachen die Juden: „Kommt mit, bei uns soll es euch gut gehen.“ Die Kinder willigten ein und folgten den Juden, welche sie mit sich fort nach Hause nahmen. Sie hatten aber daheim Niemanden als eine alte Mutter, der übergaben sie die Kinder als sie nach Hause kamen. Alsbald wurde der Knabe von ihr in ein Ställchen gesperrt, um gemästet zu werden, das Mädchen aber sollte der Alten dienen. Als der Knabe feist geworden war, befahlen die Juden eines Morgens, ehe sie ihrem Geschäft nachgingen, der Mutter, den Knaben zu braten, damit sie ihn, wenn sie Abends heim kämen, verzehren könnten. Aber das Mädchen, welches während der Zeit, die es unter den Juden verlebte, etwas von deren Sprache erlernt hatte, verstand nun was die Juden ihres Brüderchens wegen zur Mutter gesagt hatten. Da ging sie hinaus und sprach zu ihrem Bruder: „Brüderchen, heute sind die Juden fortgegangen,

und haben der Mutter befohlen dich zu braten. Doch das soll nicht geschehen, vielleicht gelingt es uns die Alte in den Ofen zu schieben.« Nachmittag heizte die Alte den Ofen, holte dann das Kind herbei, um es hinein zu schieben, und sagte ihm, es möge sich auf die Schaufel setzen. Da sprach sein Schwesterchen zur Alten: »Mutter, er ist noch jung und unerfahren und weiß nicht wie er sich anstellen soll, setze du dich daher zuerst, damit wir es sehen können.« Die Alte that es und setzte sich auf die Schaufel, da faßten sie die Kinder eilends, schoben sie in den Ofen, und nun mußte die Alte braten.

Hierauf verließen die Kinder das Haus und eilenden Laufes erreichten sie einen Fluß, über den eine Brücke führte; als sie diese überschritten hatten, nahm am jenseitigen Ufer sie ein dichter Wald auf.

Als Abends die Juden hungrig heim kamen, riefen sie sogleich der Mutter ihnen das Essen aufzutragen, aber im Hause ward Niemand sichtbar, nur ein Bratengeruch kam ihnen entgegen, und als sie zuletzt selbst den Braten aus dem Ofen holten, erkannten sie in demselben ihre Mutter, und brachen nun ungesäumt auf die Kinder zu verfolgen. Wie sie aber an jenen Fluß kamen, da war ein Platzregen niedergerauscht, der hatte die Brücke weggerissen, und als sie keine Möglichkeit sahen über das Wasser zu kommen, so kehrten sie wieder um. Mittlerweile waren die Kinder rathlos im Walde umher geirrt, zuletzt an eine Quelle gekommen, an welcher sie ein Weib fanden, und nachdem sie ihm ein Gott helfe dir zugerufen, stillten sie ihren Durst, und setzten

sich nieder um auszuruhen. Da sprach das Weib zu dem Mädchen: „Töchterchen! ich möchte gerne meinen Kopf in deinen Schooß legen, daß du mich ein wenig kranest.“ Und das Mädchen erwiederte: „Herzlich gerne, Mutter!“ Da legte das Weib seinen Kopf in des Mädchens Schooß, und fragte, woher sie denn Beide wären? Mit Thränen erzählte das Mädchen umständlich, wer sie seien und wie es ihnen ergangen war und sprach zuletzt: „Mutter, wie duftet doch dein Haupt!“ Da erhob sich das Weib aus des Kindes Schooße, betrachtete das betrübte weinende Mägdelein, und sprach zu ihm: „Wohin du gehen magst, soll dich das Glück begleiten; wenn du weinst, sollen statt der Thränen Perlen deinen Augen entströmen, und bei jedem Worte, das du sprichst, soll eine goldene Rose von deinen Lippen fallen.“ Hierauf zeigte sie den Kindern wie sie gehen müßten um auf den rechten Weg zu kommen. Da machten sich die Kinder auf und gingen weiter, das Weib blieb an der Quelle zurück. Und als sie auf die Straße hinaus kamen, gingen sie gerades Wegs nach Hause. So wie das Mädchen seinen Vater und die Stiefmutter erblickte, fing es zu weinen an, und die Stiefmutter gewahrte, daß ihm statt der Thränen Perlen aus den Augen quollen, da breitete sie ihr die Arme entgegen, küßte und umarmte sie und rief: „Wohl mir, daß du wieder da bist! Wo warst du nur so lange?“ Nun hub das Mädchen zu erzählen an, und bei jedem Worte das es sprach, entfiel eine goldne Rose ihrem Mund. Darüber steigerte sich die Verwunderung der Stiefmutter noch mehr, und sie

fragte: „Wo ist dir dieser Segen zu Theil geworden?“ Das Mädchen sagte ihr, wie sie im Gebirge da und da an einer Quelle ein Weib angetroffen hätten und wie es von diesem gesegnet worden sei. Worauf die Stiefmutter weiter fragte: „ist das Weib wohl noch dort? damit ich meine Tochter zu ihr schicken kann, daß auch ihr dieser Segen zu Theil werde.“ „Wir haben sie an der Quelle dort zurückgelassen, ich glaube wohl, daß sie noch da sein werde,“ war des Mädchens Antwort. Nun fing die Stiefmutter ihre Tochter zu bereden an, auch hin zu gehen; diese widersetzte sich Anfangs sehr, aber zuletzt gelang es den Bitten der Mutter dennoch, sie dahin zu bringen, daß sie sich aufmachte, das Weib an der Quelle zu suchen. Anstatt aber, als sie hinkam, dem Weibe ein freundliches Gott helfe dir zuzurufen, sagte sie nichts, und murmelte bloß in sich hinein: „Da wäre nun die Trulle, möge Gott sie tödten!“ worauf sie sich mit dem Trunke labte und an der Quelle niedersetzte, wie ihr bedeutet worden war. Alsbald näherte sich ihr das Weib mit den Worten: „Laß mich meinen Kopf in deinen Schooß legen, damit du mich ein wenig kraueſt.“ „Ich wills thun,“ entgegnete das Mädchen, „aber was für einen garstigen Schädel du da hast! ich wäre, fügte es weinend hinzu, gar nicht hergekommen, wenn nicht die Mutter mich dazu gezwungen hätte.“ Da sah das Weib die Dirne bedeutsam an, und sprach: „Fortan, wenn du weinst, sollen blutige Zähren deinen Augen entquellen, und wenn du sprichst, sollst du zischen und geifern,

daß dich Niemand anhören kann.« Hierauf kehrte das Mädchen zu seiner Mutter heim, welche es schon mit Ungeduld erwartete und freudig zu seinem Empfange die Arme öffnete, als es aber zu sprechen begann und zu geifern und zu sprudeln anfing, da wich die Mutter entsetzt zurück, denn sie wußte nicht, was ihm geschehen war. Da hub das Mädchen zu weinen an und sprach: »Daran bist du Schuld,« und blutige Thränen überströmten dabei ihre Wangen.

Die Kunde von seiner glücklichen Stiefschwester verbreitete sich aber bald und drang bis zum Kaiser, der um sie für seinen Sohn warb, sie nahm ihren Bruder mit sich, und Beide lebten glücklich bis an ihr Ende. Die häßliche Stieftochter blieb bei ihrer Mutter und ihrem Stiefvater unverheirathet ihr Leben lang.

36.

Wie sie es verdient haben so ist es ihnen auch ergangen.

Es war einmal ein armes Mädchen, das hatte eine Stiefmutter, und diese hatte wieder eine Tochter, und haßte darum ihre Stieftochter, schlug und mißhandelte sie, wo sie nur ging und stand, ließ sie hungern und gab ihr keine Klei-

der, nur um sie von der Welt zu schaffen, aber je schlechter sie gehalten wurde, desto schöner und blühender wuchs sie heran. Da die Stiefmutter sah, daß sie ihrer auf diese Weise nicht los werden könne, jagte sie sie eines Tages, als der Vater eben irgend wohin verreist war, von Hause weg. Die Arme ging fort, ohne selbst zu wissen, wohin; zuletzt kam sie in einen großen Wald, und wie sie denselben nach einem Ausweg suchend durchirrte, erblickte sie in der Ferne den Schein eines Feuers. Rasch ging sie in dieser Richtung fort, und kam zu einer kleinen Hütte, die war schmutzig und nicht aufgeräumt, und in der Mitte brannte ein Feuer, aber ganz zerstiebt und dem Erlöschen nahe. Flink nahm sie den Besen zur Hand, fegte die Hütte rein, legte die Feuerbrände zusammen, und trug noch mehr Holz herbei, damit es lustiger brenne, dann setzte sie sich nieder in Erwartung, wer da wohl kommen werde. Als es nun Abend ward, Gott, da heulte plötzlich ein Sturm und die Bäume krachten, daß man hätte meinen sollen, sie wollten sich entwurzeln. Bebend vor Entsetzen verbarg sich die Arme hinter der Hütte, als ein Drache daher gebraust kam, der als er die Hütte betrat, zu schnuppern anfing und sprach: „Ich wittere hier ein Menschenkind, doch möge es hervor kommen, ich will ihm nichts thun.“ Da trat das Mädchen hervor, und der Drache fragte es: „Hast du meine Hütte ausgefegt und mein Feuer unterhalten?“ „Ja,“ erwiederte das Mädchen. Worauf der Drache sprach: „Gut' nun kraue mich ein wenig.“ Das Mädchen setzte sich nieder und der Drache legte ihm seinen Kopf in den Schooß, als

es aber ihn zu krauen anfing, da bemerkte es, daß der ganze Kopf voll Würmer war, und abscheulich stank. „Mein Kopf riecht wohl übel, Mädchen?“ frug in einer Weile der Drache, worauf jedoch das Mädchen erwiederte: „Nicht doch, Vater, mir ist als dufte er nach Basilikum.“ Den andern Tag befahl der Drache ehe er wegging dem Mädchen, seine Hausthiere zu füttern, und das Abendessen zu kochen. Alsbald fing das Mädchen die Thiere zu locken an, aber o Gott, da kamen Eulen und Krähen heran geflogen, und Wölfe, Füchse, Dächse, Iltisse, kurz alle wilden Thiere die Gott geschaffen hat, alle kamen zur Fütterung herbei, und das Mädchen gab Allen zu essen, worauf sie sich wieder zerstreuten. Als am Abend der Drache heim kam, war seine erste Frage, ob es seine Hausthiere gefüttert habe, was das Mädchen bejahte. Nachdem es auf diese Weise einige Zeit bei dem Drachen zugebracht hatte, sprach dieser eines Tages zu ihm: „Wann du Lust hast, kannst du wieder heim gehen, dafür aber, daß du mir so gut gedient hast, darfst du dir einen dieser Koffer, die du hier in der Ecke siehst, wählen und mit nach Hause nehmen.“ Das Mädchen wählte sich den leichtesten Koffer und auf die Frage des Drachen, warum es sich keinen größeren nehme, erwiederte es: „weil ich weiß, daß sich in dem leichten am wenigsten befindet, und ich für die wenigen Tage nicht mehr verdient habe.“ Mit diesen Worten ging sie fort; als sie aber heim kam und den Koffer öffnete, da war dieser voll funkelnder Dukaten. Wie die Stiefmutter dies sah, da jagte sie gleich auch ihre Tochter fort, einen

solchen Koffer mit Dukaten zu holen. Diese ging auch und kam zu derselben Hütte, doch wollte sie weder das Feuer anschüren noch aufräumen. Als am Abend der Drache mit eben dem Gebrause heim kam, fragte er gleich: „Menschenkind! warum hast du mein Feuer nicht angeschürt, warum meine Hütte nicht ausgefegt?“ Und das Mädchen erwiederte: „Dergleichen habe ich zu Hause nie gethan.“ „Gut, gut,“ sagte darauf der Drache, „und nun kraue mich ein wenig.“ Doch so wie das Mädchen seinen Kopf näher betrachtete, fing es auszuspucken an, und sprach: „Pfui, welch unerträglicher Gestank! dich könnt ich unmöglich krauen.“ „Gut, gut,“ brummte wieder der Drache. Den andern Morgen ging der Drache wieder fort, indem er auch diesem Mädchen befahl seine Hausthiere zu füttern. Als aber das Mädchen sah, was das für Hausthiere seien, ergriff es einen Stock, schlug einem den Fuß, einem andern den Kopf, einem dritten einen Flügel ab, und jagte sie auf diese Weise Alle auseinander. Als am Abend der Drache heim kam, war sein erstes Wort, ob seine Hausthiere gefüttert worden seien. „O sicher! Was ist denn das für ein höllisches Hausgethier? Das habe ich nach Verdienst mit dem Stocke gefüttert.“ „Gut, gut!“ antwortete ihm der Drache. Als es aber Morgen ward, da sagte er zu dem Mädchen, es möge nun wieder heim gehen. „Du hast mir,“ sprach er, „genug gedient, nimm dir nun von jenen Koffern dort einen und trag ihn nach Hause.“ Da suchte sich das Mädchen den schwersten aus und trug ihn heim. Zu Hause angekommen öffnete es eilends mit seiner Mutter

den Koffer, begierig die Menge Gold zu sehen, das er nach seinem Gewicht enthalten mußte. So wie sie aber hinein schauten, fuhren zwei große Schlangen daraus empor, von welchen eine der Mutter, die andere der Tochter die Augen aus dem Kopfe sogen.

Und so ist es ihnen mit Recht ergangen, wie sie es verdient hatten.

37.

Ein böses Weib.

Einst reiste ein Mann mit seinem Weibe irgend wohin, und als sie unter Wegs an einer kürzlich abgemähten Wiese vorbei kamen, sprach der Mann: „Ei Weib, sieh wie schön diese Wiese abgemäht ist.“ Das Weib aber entgegnete: „Bist du denn mit Blindheit geschlagen, und siehst nicht, daß das nicht gemäht sondern geschoren ist?“ Worauf der Mann sprach: „Gott sei mit dir, Weib, wie wird man eine Wiese scheeren? das ist ja gemäht, da siehst du ja die Mahd.“ Und als in dieser Weise der Mann zu beweisen fortfuhr daß die Wiese gemäht, das Weib seinerseits, daß sie geschoren sei, geriethen sie in Streit und der Mann schlug auf das

Weib, und schrie in einem fort, sie möge schweigen. Das Weib aber, neben dem Wege an der Seite des Mannes hergehend, hörte, indem sie zwei ihrer Finger ihm unter die Augen hielt, und mit selben die Bewegung einer Scheere nachahmte, nicht auf zu schreien: „Geschoren, geschoren, geschoren!“ So neben dem Wege fortschreitend, und nicht vor sich, sondern auf die Augen ihres Mannes und ihre Scheeren blickend, kam sie an eine Grube die oben mit gemähtem Gras bedeckt war und stürzte hinein. Als der Mann sah, wie sie in die Grube hinein plumpte und versank, sprach er: „Ah, so ists recht für dich!“ und ging seines Weges, ohne weiter in die Grube zu schauen.

Nach einigen Tagen aber that es ihm doch leid um seine Frau und er sprach bei sich: „Ich will sie heraus ziehen, wenn sie noch am Leben ist! Sie ist nun einmal nicht anders und vielleicht wird sie sich künftig bessern,“ darauf ging er mit einem Strick an die Grube, ließ ihn hinab und rief, sie solle den Strick fassen, er wolle sie heraus ziehen. Sobald er merkte, daß er verstanden worden war, zog er nach Kräften herauf. Als er aber den Strick beinahe schon ganz zu sich empor gezogen hatte, was mußte er sehen? Statt seines Weibes hielt sich ein Teufel an dem Stricke fest, der war auf einer Seite weiß wie ein Schaf, und auf der andern schwarz wie er in Wirklichkeit ist. Der Mann erschrak und wollte schon den Strick fahren lassen, da schrie der Teufel: „Halt ein! und sei mir ein Bruder, Gott zu Liebe! zieh mich heraus und tödte mich, wenn du mir das

Leben nicht schenken willst, errette mich nur aus dieser Grube!« Der Mann erbarmte sich des Teufels Gott zu Liebe und zog ihn heraus. Nun fragte der Teufel sogleich den Mann, welch ein Glück ihn hieher bringe, um ihn zu retten, und was er in dieser Grube gesucht habe; als ihm der Mann hierauf sagte, daß ihm vor einigen Tagen sein Weib hinein gefallen und er jetzt gekommen sei, sie heraus zu ziehen, rief der Teufel: »Was Bundesbruder, so du Gott erkennst! das ist dein Weib, und du konntest mit ihr leben, und bist wieder gekommen, sie heraus zu ziehen? Sieh ich war vor einiger Zeit auch in diese Grube gefallen. Anfangs wars mir, in Wahrheit, schwer zu ertragen, aber später habe ich mich so leidlich daran gewöhnt; wie aber dieses verfluchte Weib zu mir kam, fehlte wenig daß ich nicht in diesen paar Tagen umgekommen wäre; sie hatte mich ganz in eine Ecke gedrängt und da sieh nur, wie ich an der Seite, die ihr zugewendet war, von ihrer Bosheit ergraut bin. Steh ab davon sie heraus zu ziehen, so du an Gott glaubst und laß sie da, wo sie ist, ich aber will dich dafür, daß du mich von ihr erlöst hast, glücklich machen,« und damit riß der Teufel ein Kräutlein aus der Erde, und sprach es dem Manne hinhaltend: »hier nimm das Kraut und bewahre es, ich will hingehen und in die Tochter dieses und dieses Kaisers fahren; aus dem ganzen Reiche werden Aerzte, Priester und Mönche kommen, um sie zu heilen und mich auszutreiben, aber ich will nicht eher aus ihr weichen als bis du kommst. Du aber stelle dich, als ob du ein Arzt wärest, und komme auch hin um sie zu heilen, du brauchst sie bloß

mit diesem Kraute zu beräuchern, und alsbald will ich von ihr lassen; hierauf wird dir der Kaiser seine Tochter geben und dich zum Mitregenten erheben.« Der Mann empfing das Kraut, legte es in sein Ränzel, nahm Abschied von seinem Bundesbruder, und also trennten sie sich. Einige Tage nachher verbreitete sich das Gerücht, die Tochter des Kaisers sei krank und vom Teufel besessen. Aus dem ganzen Reiche strömten Aerzte, Priester und Mönche zusammen, aber vergeblich war all ihr Bemühen, alles was sie anwendeten blieb ohne Erfolg, keiner vermochte ihr zu helfen. Da nahm der Mann sein Ränzel mit dem Kraute, hing es um den Hals, nahm einen Stock zur Hand, und eilte zu Fuß in die Residenz des Kaisers, gerade zu in den kaiserlichen Hof. Als er in die Nähe der Gemächer kam, wo die Tochter des Kaisers krank lag, sah er Aerzte und heilkundige Weiber hin und her eilen, Priester, Mönche und Bischöfe lasen Beschwörungsgebete, weihten Oel, hielten Vigilien und beschworen den Teufel, daß er ausfahre, der Teufel aber schrie in einem fort aus dem Mädchen heraus und spottete ihrer. Nun wollte sich der Mann mit seinem Ränzel auch nähern, allein man ließ ihn nicht hinein, da ging er gerade in die Gemächer der Kaiserin, sagte ihr, daß er ein Arzt sei und ein Kraut besitze, mit dem er schon mehrere Teufel zum Weichen gebracht habe. Die Kaiserin hatte, wie wohl jede Mutter an ihrer Stelle gethan haben würde, nichts Eiligeres zu thun, als ihn in das Zimmer und zu dem Mädchen zu führen. Wie der Teufel seiner ansichtig wurde, sprach er zu ihm: »Bist du da, Bundes-

bruder?“ „Ja, da bin ich.“ „Gut, so thue das Deinige und ich will abziehen, aber folge mir nicht nach, wenn ich anderswo von mir hören lasse, denn sonst würde es nicht gut gehen.“ Das sprachen sie aber so miteinander, daß außer ihnen Niemand weder etwas davon hörte noch verstand. Hierauf zog der Mann sein Kraut aus dem Ränzel, beräucherte damit das Mädchen, alsbald wich der Teufel von ihm, und es ward gesund wie von der Mutter geboren. Beschämt gingen alle übrigen Aerzte von dannen und zerstreuten sich von wo sie gekommen waren, den Mann aber umarmten Kaiser und Kaiserin als ihren Sohn und führten ihn in die Schatzkammer, kleideten ihn auf das köstlichste, und gaben ihm ihre einzige Tochter, und der Kaiser schenkte ihm die Hälfte seines Reiches.

Nach einiger Zeit ging derselbe Teufel hin und fuhr in die Tochter eines noch mächtigeren Kaisers, der des Ersteren Nachbar war. Im ganzen Reiche ward für sie Heilung gesucht, als aber keine zu finden war, erfuhr man daß die Tochter jenes Kaisers gleichfalls an einer solchen Krankheit gelitten hatte, und von einem Arzte, der jetzt Schwiegersohn des Kaisers sei, geheilt worden wäre. Da schrieb der Kaiser seinem Nachbar einen Brief, und bat ihn, ihm den Arzt, der seine Tochter geheilt hatte, zu senden, damit er auch seine Tochter von der Krankheit heile, er wolle ihm dafür gern, was er nur fordere, geben. Als dies der Kaiser seinem Schwiegersohne mittheilte, erinnerte sich dieser, was ihm sein Bundesbruder beim Abschiede gesagt hatte, und getraute sich nicht hin zu gehen, sondern hub an Ausflüchte

zu machen, indem er vorgab, daß er das Heilen aufgegeben hätte und daß er davon nichts mehr verstände.

Als dies dem andern Kaiser gemeldet wurde, schickte er einen zweiten Brief, in dem er drohte, wenn ihm der Kaiser seinen Arzt nicht sende, mit einem Heere sein Land zu überziehen. Auf diese erhaltene Nachricht sprach er zu seinem Schwiegersohn, nun müsse er hingehen, es gebe keinen andern Ausweg. Als des Kaisers Schwiegersohn sich so bedrängt sah, machte er sich auf und ging hin. Kaum war er bei der Tochter des Kaisers angekommen, so rief ihm der Teufel ganz verwundert entgegen: »Aber Bundesbruder, was willst du denn hier? habe ich dir nicht gesagt, daß du mir nicht folgen sollst?« »Ei, mein Bruder!« erwiederte des Kaisers Schwiegersohn, »ich komme gar nicht um dich aus des Kaisers Tochter auszutreiben, sondern um zu fragen, was wir nun anfangen sollen, indem mein Weib aus der Grube heraus gekommen ist. Daß sie mich suchte, ginge noch an, allein sie sucht dich! der du mir nicht gestattet hast, sie aus der Grube heraus zu ziehen.« »Was zum Henker, dein Weib ist heraus!« rief der Teufel, und aus der Tochter des Kaisers fahrend flüchtete er tief hinein ins blaue Meer und kehrte nimmer wieder unter die Menschen.

38.

Der Riese.

Ein Priester und sein Schüler gingen einst durch ein großes Waldgebirg, und es ereilte sie da die Nacht. Da sie einsahen, sie würden diesen Tag nicht mehr zu dem Ort gelangen, welchen sie zu erreichen gehofft hatten, sahen sie sich nach allen Seiten im Gebirg um, wo sie übernachten könnten, und gewahrten in der Ferne ein Feuer in einer Höhle. Sie gingen darauf zu und riefen aus: „Guten Abend, ist Jemand da?“ Doch was sehen sie? weder Menschen noch sonst etwas, sondern nur einen Riesen mit einem Auge an der Stirn. Den fragten sie: „Willst du uns hinein lassen?“ und er gab ihnen eine bejahende Antwort. Die Oeffnung der Höhle aber war mit einer großen Steinplatte verschlossen, welche hundert Menschen nicht hätten wegrücken können. Der Riese stand auf, hob die Steinplatte weg, ließ sie ein, und wälzte den Stein wieder vor den Eingang, hierauf schürte er ihnen ein großes Feuer an, und sie setzten sich um sich daran zu wärmen. Nachdem sie ein wenig durchwärmt waren, fing sie der Riese am Nacken zu befühlen an, um zu sehen, welcher von beiden feister sei, damit er ihn schlachten und braten könne, er fand den Geistlichen feister, fiel über ihn her und that ihn ab, steckte ihn an den Spieß und brachte ihn zum Feuer, daß er gar würde. Der Schüler sah dies Alles voll Kummer mit an,

aber aus der Höhle zu entfliehen, war ihm unmöglich. Nachdem der Geistliche gebraten war, lud der Riese den Schüler ein, mit ihm zu essen, der arme Schüler mochte aber nicht, und antwortete, daß er nicht hungrig sei. „So wirst du,“ sprach der Riese, „gezwungen es zu thun, wenn du es nicht freiwillig thust.“ Was sollte der Schüler machen? er setzte sich zu ihm, der verfluchte Riese aß, der Schüler steckte wohl auch etwas in den Mund, aber spie es wieder seitwärts aus. „Iß,“ schrie der Riese, „denn auch dich werde ich Morgen ebenso speisen.“

Nachdem der Riese sich gesättigt hatte, legte er sich neben dem Feuer nieder, während der Schüler anfing ein kleines Stück Holz zuzuspitzen. Der Riese fragte ihn: „Wozu spitzest du das Holz?“ Der Schüler antwortete ihm, während er müßig bei den Schafen sitze, habe er sich gewöhnt, immer so zu schnitzen, und daß ihn auch jetzt diese Lust ergriffen habe. Da schloß der Riese das Auge und schlief ein, den armen Schüler aber, der einsah, daß das Messer morgen auch seiner Kehle drohe, überkam ein schneller Gedanke, und das zugespitzte Holz dem Riesen ins Auge bohrend, blendete er diesen. Wüthend sprang der erblindete Riese auf und schrie dem Schüler zu: „Du hast mir das Eine Auge genommen, da ich nicht so klug war, dir Beide zu nehmen, aber immerhin! Dank sei Gott, du sollst mir doch nicht entgehen.“ Als der Morgen graute, betastete der Riese die Oeffnung der Höhle, und da er sie verschlossen fand, fing er an in der Höhle hin und her zu tappen, um den Schüler zu

fangen, aber er konnte ihn durchaus nicht finden, weil in der Höhle viele Schafe waren, und der Schüler darauf verfiel einem Widder die Haut ab und über seinen Leib zu ziehen, und unter die Schafe sich zu mischen. Dem Riesen ward es klar, daß er der Schafe wegen nichts thun könne, er ging deshalb an die Oeffnung der Höhle, rückte ein Ende der Platte weg, und fing die Schafe zu locken an, damit er eines nach dem andern hinaus ließe. Der Schüler in der Widderhaut näherte sich mit den Schafen, deren eins nach dem andern durch das Loch sprang, so gelangte er endlich auch bis zum Riesen, der ihn packte und unter die übrigen Schafe hinaus warf. Als der Schüler auf dem Felde war, und die ganze Heerde vor sich sah, rief er dem Riesen zu: »Suche mich nicht weiter, ich bin schon draußen.«

Als der Riese sah, daß er ihm entkommen war, überdachte er was er thun sollte, er öffnete also den Eingang der Höhle, und reichte ihm einen Stab mit den Worten: »Wenn du mir schon entkommen bist, so nimm den Stock, um die Heerde damit zu treiben, denn ohne ihn wirst du kein Schaf von der Stelle bringen.« Der unglückliche Schüler ging, ließ sich täuschen und erfaßte den Stock, so wie er ihn aber berührt hatte, blieb ein Finger daran fest haften. Da er so seinen Untergang vor Augen sah, fing er im Kreise um den Riesen hin und her zu springen an, damit ihn dieser nicht packen könne. Plötzlich fiel ihm sein Schnappmesser, das er bei sich trug, ein, das nahm er heraus, schnitt damit den an dem Stocke haftenden Finger ab, und entkam

so glücklich. Nun aber spottete er des Riesen und verlachte ihn, die Heerde vor sich hintreibend. Der Riese, obgleich blind, lief hinter ihm her und so kamen sie an ein großes Wasser; da merkte der Schüler alsbald, daß er den Riesen in dem Wasser ersäufen konnte und fing um ihn herum zu pfeifen und seiner zu spotten an. Der Riese rückte nach und nach immer näher heran und dachte ihn zu fangen, da kam er gerade bis an den Rand des Wassers, der Schüler aber rannte von rückwärts auf ihn los, stürzte ihn in die Flut und der Riese ertrank. Hierauf trieb der Schüler in Frieden die Heerde von dannen und kam wohlbehalten, jedoch ohne den Priester, nach Hause.

39.

Kaiser Trojan hat Ziegenohren.

Es lebte einmal ein Kaiser der Trojan hieß. Dieser Kaiser hatte Ziegenohren, und berief der Reihe nach alle Barbiere zu sich, daß sie ihn barbierten, aber welcher nur immer hinging, kehrte nicht wieder, denn während Einer den Kaiser barbierte, ward er von diesem gleich gefragt, was er an ihm bemerkt habe, und wenn hierauf der Barbier sagte, er habe Ziegenohren bemerkt, wurde er vom Kaiser Trojan niedergehauen. So traf denn auch die Reihe einen Barbier,

der sich krank stellte und seinen Lehrling schickte. Als der Lehrling vor den Kaiser trat, ward er gefragt, warum der Meister nicht gekommen sei? er antwortete: „weil er krank ist.“ Da setzte sich Kaiser Trojan hin und ließ sich von dem Burschen barbieren. Während des Barbierens bemerkte auch der Bursche die Ziegenohren an dem Kaiser, als ihn aber Trojan fragte, was er an ihm bemerkt habe, antwortete er: „Ich habe gar nichts bemerkt.“ Da schenkte ihm der Kaiser zwölf Dukaten, und sagte, fortan sollst du immer kommen, mich zu barbieren.

Als der Bursche heim kam, fragte ihn der Meister, wie es bei dem Kaiser gewesen sei, der Lehrling erwiederte: „gut, und der Kaiser hat mich geheißen ihm fortan den Bart zu putzen,“ er zeigte auch die zwölf Dukaten, die er bekommen hatte, daß er aber an dem Kaiser Ziegenohren bemerkt habe, das sagte er nicht.

Von dieser Zeit an ging nun der Bursche regelmäßig hin den Trojan zu barbieren, erhielt für jede Abnahme des Barts zwölf Dukaten, sagte aber Niemanden, daß der Kaiser Ziegenohren habe. Zuletzt fing es ihn doch zu wurmen und zu quälen an, das Geheimniß Niemanden sagen zu dürfen, daß er ganz siech ward und dahin zu welken begann. Sein Meister, dem dies nicht entging, fragte ihn, was ihm denn fehle, da antwortete er auf langes in ihn Dringen, daß er etwas auf dem Herzen habe, was er Niemanden anvertrauen dürfe, und, sprach er: „könnt ich es nur irgend Jemanden sagen, ich würde mich alsbald leichter fühlen.“ Da sprach der Meister

zu ihm: „Nun, so vertraue es mir, ich will es Niemanden weiter sagen, fürchtest du dich aber es mir zu sagen, so gehe zum Seelsorger und vertraue dich ihm an, willst du auch das nicht, so gehe vor die Stadt hinaus aufs Feld, grab dort eine Grube, stecke den Kopf hinein, sage der Erde drei Mal was du weißt, und wirf die Grube wieder zu. Der Bursche entschied sich für das Letzte, ging vor die Stadt hinaus aufs Feld, grub dort eine Grube, in die er den Kopf steckte, und dreimal sprach: „Der Kaiser Trojan hat Ziegenohren.“ Hierauf warf er die Grube zu und kehrte vollkommen beruhigt heim.

Als darüber nun einige Zeit verflossen war, entsproß jener Grube ein Hollunder, und drei Stämmchen wuchsen empor, schön und gerade wie Kerzen. Hirten aber fanden den Hollunder, schnitten einen der Stämme ab und machten Flöten daraus, so wie sie aber darauf zu blasen anfingen, drangen die Worte hervor: „Der Kaiser Trojan hat Ziegenohren.“ Alsbald verbreitete sich das in der ganzen Stadt, und zuletzt hörte Kaiser Trojan selbst wie die Kinder bliesen: „Kaiser Trojan hat Ziegenohren.“ Da rief er augenblicklich jenen Barbierlehrling zu sich und fragte ihn: „He! was hast du denn von mir unter dem Volke bekannt gemacht?“ Der Arme fing nun an sich zu rechtfertigen, daß er wohl an ihm dergleichen bemerkt, aber Niemanden davon gesagt habe; da riß der Kaiser den Säbel aus der Scheide, um ihn nieder zu hauen, worüber der Bursche so erschrak, daß er Alles der Reihe nach eingestand, wie er der Erde gebeichtet habe, wie

an jener Stelle ein Hollunder empor gewachsen sei, und wie eine jede aus dessen Holz geschnitzte Flöte diese Kunde von sich gebe. Da bestieg der Kaiser mit ihm einen Wagen, und fuhr nach jener Stelle, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, und als sie hinkamen, fanden sie nur noch mehr ein einziges Stämmchen. Nun befahl Kaiser Trojan aus diesem Stamme eine Flöte zu schneiden, damit er höre wie sie flöte. Als die Flöte fertig war, und man auf ihr zu spielen anfing, da drangen die Worte hervor: „Kaiser Trojan hat Ziegenohren.“ Da überzeugte sich Kaiser Trojan, daß auf Erden sich nichts verbergen lasse, schenkte dem Barbier das Leben, und gestattete fortan jedem Andern zu kommen und ihn zu barbieren.

40.

Kaiser Dukljan.

Es war einmal ein Kaiser, der hieß Dukljan. Als er eines Tages jagte, tiefe Klüfte und dichte Gebüsche durchstreifend, erblickte er einen See, zu dem er sich leise hinschlich, zu sehen, ob es nicht dabei etwas zu jagen gebe. Wie er sich so dem See näherte, gewahrte er plötzlich ein geflügeltes Roß, auf dem ein geflügelter Mann saß, dem

goldnes Haar bis zur Ferse niederwallte, aus dem See sich erheben. Und wie der Kaiser dies sah, verbarg er sich um zu lauschen, was der Mann wohl beginnen würde. Sobald der Mann auf trocknem Boden war, stieg er vom Pferde, ergriff eine lange Flöte, gewunden und buntscheckig wie eine der größten Schlangen anzusehen, und fing darauf zu blasen an, so schön wie man es beim lieben Gott selber nicht hören könnte, und bei dem Klange fingen die Felsen und Bäume sich zu bewegen an. Der Kaiser erschrak, spannte seinen Bogen nach dem Mann, und verwundete ihn tief durch beide Flügel. Da stürzte der Mann zusammen, und schrie vor Schmerz und Jammer, daß man es bis zum Himmel hören konnte, „Danke Gott o Mensch!“ rief er aus, „daß du mich eher erblicktest als ich dich.“ Kaum hatte der Kaiser gesehen, daß der Mann verwundet war, so eilte er mit blankem Säbel auf ihn zu, der Mann aber huschte, verwundet wie er war, in den See. Da fing der Kaiser des Mannes Pferd, bestieg es und eilte damit nach Hause. Doch kaum hatte er sich aufgesetzt, als auch ihm Flügel zu wachsen anfingen; da stieg er erschrocken wieder ab und führte das Pferd am Zügel weiter, nachdem er eine Weile gegangen war, verschwanden auch die Flügel wieder welche ihm gewachsen waren, und so kam er nach Hause. Hier nun erzählte er Alles was sich zugetragen hatte und das geflügelte Pferd ward auf seinen Befehl in den Stall zu den andern Pferden geführt. Des Kaisers Sohn, der die ganze Erzählung von dem See aufmerksam angehört hatte, entfernte sich eines Morgens heimlich vom Vater, und

gelangte in der That an den geschilderten See; doch nicht auf den Fußspitzen schlich er hinzu, sondern ging mit gespanntem Bogen darauf los, ehe er aber hinkam, gewahrte er am Ufer desselben eine Frau mittleren Alters, weinend und mit aufgelöstem Haar, und sobald sie ihn anblickte, fiel er zur Stelle in eine tiefe Ohnmacht. In dem Augenblicke als ihm dieser Unfall zustieß, in dem Augenblicke fing das geflügelte Pferd im dem kaiserlichen Stalle so heftig zu wihern und mit den Flügeln zu schlagen an, daß davon das kaiserliche Schloß erbebte. Der Kaiser eilte herbei um zu sehen was es wäre, da sprach das Pferd zum Kaiser: „Willst du deinen Sohn noch lebend sehen, so bringe mich eilends zurück an jenen Ort, von wo du mich weg geführt hast.“ Erschrocken bestieg der Kaiser das Pferd ungesattelt, und kaum befand es sich im freien Felde, als es einem Blitze gleich dem See zuflog. Dort angekommen erblickte der Kaiser seinen Sohn todt hingestreckt, und über ihn gebeugt ein Weib, welches weinte und ihm mit einem Haar beide Augen aus dem Kopfe stach. Da brach der Kaiser in Wehegeheul um seinen Sohn, das Pferd aber in durchdringendes Wihern um das Weib aus, und das weise Pferd rief aus: „Laß uns Sohn für Sohn austauschen, und was er am Vater verübt hat sei ihm vergeben.“ Da gab das Weib dem Prinzen die Augen wieder und blies ihn an, und als er ins Leben zurück gekommen war, übergab ihn das Weib dem Kaiser, und dieser dem Weibe dafür das Pferd.

41.

Das Mädchen, die Wittwe und die von ihrem Mann Geschiedene.

Es war einmal ein unverheiratheter Mann, dem trugen einige ein Mädchen, andere eine Wittwe und wieder andere eine von ihrem Mann Geschiedene zur Frau an. Da wußte er nicht welche er nehmen sollte, denn alle Drei waren an und für sich gut und schön, er ging daher zu einem Greise, um sich mit ihm zu berathen, ob es besser sei, ein Mädchen, eine Wittwe oder eine von ihrem Mann Geschiedene zu freien. Und der Greis erwiederte ihm: »Mein Sohn, ich kann dir darüber nichts sagen, aber gehe zu dem Allweisen (d. i. Salomon), er wird dir sagen können, was das Beste ist, dann komm und sage mir, was er dir gerathen hat.« Da ging der Mann hin an Salomons Hof, wo ihn die Diener fragten was er wolle, er antwortete: »zu dem Allweisen wolle er gehen.«

Da nahm ihn einer der Diener, führte ihn ein und sagte, mit der Hand auf ein Kind zeigend, das auf einem Stock im Hofe herum ritt: »Dort ist der Allweise!« Der Mann dachte verwundert: »Was soll das Kind mir sagen können! Weil ich aber einmal da bin, will ich hören, was es sagen wird.« Er ging dann auf Salomon näher zu, und als er ihn erreichte, blieb dieser ruhig mit seinem

Steckenpferde stehen und fragte ihn was er wolle, worauf der Mann ihm Alles der Reihe nach sagte. Da antwortete ihm der Allweise: „Wenn du ein Mädchen nimmst, weißt du, wenn du eine Wittwe nimmst, weiß sie, wenn du eine von ihrem Mann Geschiedene nimmst, hüte dich vor meinem Pferde,“ mit diesen Worten schwenkte er herum, schlug den Mann ein wenig mit dem Ende seines Stockes über die Füße, und fuhr fort wieder im Hof herum zu reiten. Da dachte der Mann bei sich: „Ich bin doch ein rechter Narr, als alter Mann zu einem Kinde zu kommen, daß es mir rathe, wie ich mich verheirathen soll!“ dann machte er sich auf den Rückweg und ging zu dem Greise, um ihn darüber zur Rede zu stellen, zu wem er ihn um Rath geschickt habe. So wie er zum Greise gekommen war, erzählte er ihm schreiend und ungehalten Alles, wie es ihm beim Allweisen ergangen war, worauf jedoch der Greis sprach: „Ei mein Sohn, der Allweise hat nichts umsonst gesagt, denn wenn du ein Mädchen nimmst, weißt du, das heißt, sie wird glauben, daß du Alles besser verstündest als sie, und wird dir folgen, wie du willst; wenn du eine Wittwe nimmst, weiß sie, das heißt, sie war schon einmal verheirathet, und glaubt nun, sie wisse Alles und wird dir daher nicht folgen, sondern befehlen wollen; wenn du eine von ihrem Manne Geschiedene nimmst, so hüte dich vor meinem Pferd, indem er dir mit dem Stocke über die Füße fuhr, das will sagen: „hüte dich, daß sie dich nicht so abbrühe, wie sie ihren ersten Mann abgebrüht hat.“

42.

Während das Eine in den Koth sinkt, erhebt sich das Andere.

Die Frau des allweisen Salomon verliebte sich in einen andern Kaiser und beschloß ihren Mann zu verlassen, da es ihr aber nicht leicht war zu entkommen, indem Salomon sie streng bewachte, so verabredete sie sich mit dem andern Kaiser, und dieser schickte ihr einen Trank, den trank sie, worauf sie wie todt da lag. Als sie solchergestalt gestorben war, schnitt ihr Salomon den kleinen Finger von der Hand ab, um sich zu überzeugen, daß sie in der That gestorben sei, und wie er sah daß die Frau nichts davon fühlte und wirklich todt war, ließ er sie begraben. Der andere Kaiser hieß aber seine Leute hingehen, die Frau ausgraben und sie ihm bringen, und er wußte ihr auf irgend eine Art das Leben wieder zu geben, worauf er sie zur Frau nahm und mit ihr lebte.

Als der weise Salomon erfuhr, was mit seiner Frau geschehen war, machte er sich auf sie zu suchen, viele bewaffnete Leute mit sich führend, wie er sich aber der Residenz des Kaisers näherte, der ihm die Frau genommen hatte, ließ er die Leute in einem Walde zurück, mit dem Befehl, sobald sie das Schmettern einer Trompete vernähmen, dem Schalle zu folgen und ihm zu Hilfe zu eilen, einen belaubten

Zweig aber vor sich her zu tragen, worauf er allein in das kaiserliche Schloß ging. Dort fand er die Frau mit den Dienern allein im Schlosse, denn der Kaiser war eben zur Jagd gegangen. Wie die Frau ihren ersten Mann erblickte, erschrak sie, es gelang ihr jedoch ihn wiederum zu täuschen, in ein Gemach zu locken und daselbst einzuschließen. Als der Kaiser von der Jagd heim kam, sagte ihm die Frau daß der weise Salomon gekommen, und in dem und dem Zimmer eingeschlossen sei, gehe daher, sprach sie, gleich zu ihm hin und hau ihn zusammen, aber wag es nicht irgend etwas mit ihm zu sprechen, denn so wie du ihn ein einziges Wort sprechen läßt, wird er dich überlisten. Den blanken Säbel in den Händen, öffnete der Kaiser die Thüre des Gemachs und trat zu dem weisen Salomon ein, ihm den Kopf abzuschlagen. Salomon aber saß ruhig und ohne Furcht auf einem Kissen, und als er Jenen mit blankem Säbel auf sich zukommen sah, fing er zu lachen an. Wie der Kaiser dies sah, konnte er sich nicht enthalten ihn zu fragen, weshalb er lache, worauf Salomon antwortete, er müsse lachen, daß der Kaiser den Kaiser auf eines Weibes Kopfkissen umbringen wolle. Da fragte ihn der Kaiser: »Wie denn sonst?« worauf Salomon erwiederte: »Da ich nun einmal in deinen Händen bin, so fessele mich und führe mich vor die Stadt hinaus aufs Feld und bringe mich öffentlich um. Laß drei Mal Trompetengeschmetter erschallen, damit es Jeder höre, und wer nur irgend will, es zu sehen kommen könne, da wird selbst der Wald herbei eilen zu sehen, wie ein Kaiser

den Kaiser hinrichten läßt.“ Der Kaiser war begierig zu erfahren, ob es wahr sei, daß der Wald kommen werde es anzusehen wie ein Kaiser den Kaiser tödtet. Und er fesselte Salomon, setzte ihn auf einen gemeinen Karren, und führte ihn mit seinen Knechten und Schloßleuten hinaus aufs Feld um ihn hinzurichten. Wie sie so hinaus zogen, betrachtete Salomon die vorderen Räder des Karrens und brach mit einem Male in Lachen aus. Der Kaiser, welcher neben ihm ritt, fragte ihn, weshalb er lache, er antwortete: „Ich muß lachen wenn ich betrachte, wie die eine Felge des Rades in den Koth sinkt, während die andere sich daraus erhebt.“ Da wandte der Kaiser sich von ihm ab und sprach: „Nun Gott sei Dank! die Leute nennen ihn den allweisen Salomon, und er ist ein Narr.“ Mittlerweile erreichten sie den Ort, an welchem Salomon gerichtet werden sollte, da befahl der Kaiser ein Mal in die Trompete zu stoßen. Wie die Krieger Salomons die Trompete vernahmen, brachen sie auf, bei dem zweiten Trompetenschall rückten sie heran, doch konnte man sie nicht sehen, sondern nur die grünen Zweige, die sie vor sich trugen gleich einem wandelnden Walde. Der Kaiser, der wirklich den Wald kommen sah, war verwundert, und überzeugt von der Wahrheit dessen, was Salomon gesagt, befahl er ein drittes Mal die Trompete zu blasen; in demselben Augenblick hatten Salomons Krieger den Ort erreicht, befreiten Salomon ihren Herrn, der Kaiser aber mit all seinen Knechten und Hofleuten wurde gefangen und niedergehauen.

43.

Salomon von seiner Mutter verwünscht.

Der allweise Salomon sagte einmal gesprächsweise vor seiner Mutter, daß ein jedes Weib sich verführen lasse. Die Mutter schalt ihn gewaltig aus und sagte, es ist nicht wahr. Darauf bewies einmal Salomon seiner Mutter auf irgend eine Art, daß auch sie sei wie alle übrigen Weiber. Darob ergrimmte die Mutter und verwünschte ihn, daß er nicht früher sterben solle, als bis er die Tiefe des Meeres und die Höhen des Himmels gesehen hätte.

Als Salomon schon hoch gealtert und des Lebens auf dieser Welt überdrüßig war, fing er an nachzudenken, wie er diesen Mutterfluch lösen und sterben könne. Zuerst schmiedete er einen eisernen Kasten, so groß, daß er Raum genug behielt, um darin zu sitzen, an dem Deckel des Kastens befestigte er das Ende einer eisernen Kette, die so lang war als seiner Meinung nach das Meer tief. Darauf stieg er in den Kasten, befahl seiner Frau, ihn zu schließen und ins Meer zu werfen, aber das Ende der Kette in der Hand zu behalten, um ihn, wenn der Kasten den Meeresgrund erreicht hätte, wieder ans Ufer zu ziehen. Die Frau machte den Deckel zu, verschloß den Kasten und warf ihn ins Meer. Während sie aber das Ende der Kette noch in der Hand hielt, kam Einer und täuschte sie, indem er ihr sagte daß die Fische den All-

weisen mit seinem Kasten schon längst verschlungen hätten, und sie werde ihn nie mehr ans Land ziehen können, sie möge nur die Kette loslassen und heim gehen. Da ließ sie die Kette fahren, und diese drückte mit ihrer ganzen Schwere den Allweisen im Kasten auf den Meeresgrund nieder. Einige Zeit nach diesem Ereigniß fanden die Teufel Stab, Käppchen und Meßgewand des heil. Johannes und geriethen über die Theilung dieser Sachen in Streit, bis sie zuletzt sagten: »Laßt uns zum Allweisen gehen, daß er unsern Streit schlichte.« Und als sie erfuhren, wo der Allweise sich jetzt befand, gingen sie zu ihm bis auf den Grund des Meeres, und ihn anrufend, sagten sie ihm, weshalb sie gekommen wären, er aber antwortete ihnen aus dem Kasten: »Wie soll ich aus dem Kasten heraus eure Sache entscheiden, wenn ich weder euch noch das, worüber ihr streitet, sehe? Tragt mich hinauf ans Ufer, und ich will euern Streit schlichten.« Die Teufel nahmen sogleich den Kasten mit dem Allweisen und trugen ihn ans Land. So wie der Allweise aus dem Kasten gestiegen war, und von den Teufeln das, weshalb sie sich stritten, in seine Hand genommen hatte, als wollte er sehen was es und wie viel es werth wäre, machte er mit dem Stab ein Kreuz, und die Teufel flohen nach allen Seiten, so daß ihm Alles blieb. Auf diese Art hatte der Allweise die Meerestiefe gesehen, jetzt hub er an nachzudenken, wie er auch die Himmelshöhe zu Gesicht bekommen könnte. Er fing zu diesem Zwecke zwei Strauße, gab ihnen einige Tage nichts zu essen, daß sie recht hungrig würden, band hierauf an ihre Füße einen großen

Korb, in den er sich setzte, während er in den Händen über sich den Straußen an einem langen Bratspieße ein gebratenes Lamm vorhielt. Die Strauße, gierig den Braten zu erhaschen, flogen in die Höhe und flogen so in einemfort, bis der Allweise mit dem Bratspieß an das Himmelsgewölbe anstieß, dann wendete er den Bratspieß nach abwärts, und so trugen ihn die Strauße wieder auf die Erde. Und nachdem er so auch die Höhe des Himmels gesehen hatte, starb er.

44.

Die Lüge und die Wette.

Ein Vater sandte seinen Sohn in die Mühle, sagte ihm aber er solle in keiner Mühle mahlen, wo er einen Bartlosen finde. Der Knabe kam in eine Mühle, aber da saß ein Bartloser. „Helf Gott, Bartloser!“ „Gott helfe dir, Söhnchen!“ „Könnte ich da nicht etwas mahlen?“ „Ei freilich, warum denn nicht, ich werde gleich mein Theil fertig gemahlen haben, und dann mahle wie viel du willst.“ Aber der Knabe dachte an das, was ihm der Vater gesagt hatte, ging hinaus und längs dem Flusse aufwärts in eine andere Mühle. Der Bartlose hingegen nahm schnell etwas Getreide, lief auf einem andern Weg dem Knaben voraus, und schüttete

auch in jener Mühle ein wenig auf. Als der Knabe in die zweite Mühle kam und sah, daß wieder ein Bartloser da sei, ging er in die dritte, der Bartlose nahm wieder etwas Korn, lief auf einem andern Wege dem Knaben voraus in die dritte Mühle und schüttete auch da auf, ebenso machte er es in der vierten. Das war dem Knaben zum großen Ueberdruß, er dachte bei sich: wahrscheinlich ist in jeder Mühle ein Bartloser; nahm hierauf seinen Sack vom Rücken und blieb da um zu mahlen. Als das Korn des Bartlosen gemahlen war, und der Knabe das Seinige aufschüttete, sagte der Bartlose zu ihm: „Laß uns, mein Söhnchen, von deinem Mehle einen Brodkuchen machen.“ Der Knabe hatte zwar fortwährend im Gedächtniß, was ihm der Vater gesagt hatte, daß er in keiner Mühle mahlen solle, wo er einen Bartlosen finde, aber er dachte sich jetzt: was einmal ist, in das muß man sich fügen und sprach daher zum Bartlosen: „Nun es mag sein.“ Der Bartlose stand auf, machte in dem Mehle des Knaben im Mehlkasten eine Vertiefung und sagte zum Knaben, er möge Wasser in seinen beiden Hohlhänden herbei tragen. Der Knabe fing an Wasser zu bringen, und der Bartlose ein wenig an zu rühren, und so nach und nach immer mehr und mehr, bis alles Korn gemahlen war, und er zuletzt das ganze Mehl angerührt hatte, hierauf machten sie einen großen Brodkuchen, warfen die Gluth auseinander, legten ihn an die heiße Stelle und bedeckten ihn mit glühender Asche, damit er sich ausbacke. Nachdem der Kuchen gebacken war, und sie ihn aus der Glut genommen und an die Wand ge-

lehnt hatten, sagte der Bartlose zum Knaben: »Söhnchen weißt du was? Wenn wir diesen Kuchen theilen, so habe ich nichts und du nichts, wir wollen lügen, und wer den andern überlügt, der soll den ganzen Kuchen haben.« Der Knabe dachte sich, da giebts keinen Ausweg, sagte also: »Wohlan, fang du an.« Da fing der Bartlose allerlei zu lügen an, hin und her, und als er sich satt gelogen hatte und müde war, sagte der Knabe: »Ei lieber Bartloser! wenn du nicht mehr weißt, so ist das nichts, warte, nun will ich dir eine wirklich wahre Geschichte erzählen. Als ich noch in meiner Jugend ein alter Mann war, da hatten wir viele Bienenstöcke, ich zählte sie jeden Morgen, und die Bienen zu überzählen war mir ein Leichtes, aber mit dem Zählen der Bienenstöcke konnte ich nie zu Stande kommen. Als ich eines Morgens die Bienen zähle, fehlt mir der beste Bienrich; da sattle ich schleunigst einen Hahn, reite auf und fange an den Bienrich zu suchen. Als ich seine Spur bis zum Meer verfolgte, war er übers Meer gegangen, und ich folgte ihm auf der Spur nach. Als ich übers Meer setzte, fand ich, daß meinen Bienrich ein Mann vor den Pflug gespannt hatte, und mit ihm für Hirsesaat ackerte. Ich schrie auf: Das ist ja mein Bienrich, woher hast du meinen Bienrich? Der Mann antwortete: Bruder, wenn er dir gehört, so nimm ihn. Hierauf gab er mir den Bienrich und noch dazu einen Sack mit Hirse, dafür daß er meinen Bienrich benutzt hatte. Da nahm ich den Sack auf den Rücken, legte den Sattel des Hahnes nun dem Bienrich auf, und bestieg denselben, während ich

den Hahn an einem Strick neben mir führte, damit er sich ausruhe. Als ich eben über das Meer zog, riß mir eines der Achselbänder, an welchem ich den Sack auf dem Rücken trug, so daß die ganze Hirse nun ins Meer fiel. Als ich über dem Meere drüben war, brach die Nacht herein, da stieg ich von meinem Bienrich und ließ ihn weiden, den Hahn aber band ich neben mir an, warf ihm etwas Heu vor, und legte mich dann schlafen. Wie ich am Morgen erwachte, was mußt ich da sehen? In der Nacht waren die Wölfe gekommen und hatten meinen Bienrich aufgefressen. Und der Honig stand im Thale bis an die Knöchel und auf den Höhen bis an die Knie. Da fing ich zu überlegen an, in was ich den Honig sammeln sollte. Und es fiel mir ein, daß ich eine kleine Hacke bei mir hatte, die nahm ich denn und ging damit in den Wald, um irgend ein Thier zu erlegen, und aus dessen Haut mir einen Schlauch zu machen. Wie ich in den Wald kam, sah ich zwei Rehe auf Einem Fuße hüpfen, da schlug ich ihnen mit meiner Hacke den Fuß entzwei, fing sie, und machte aus ihren Häuten drei Schläuche, welche ich voll des Honigs füllte, damit meinen Hahn belastete und sie nach Hause brachte. Als ich nach Hause kam, da ward mir eben der Vater geboren, und ich wurde zu Gott um Weihwasser geschickt. Nun fing ich zu überlegen an, auf welche Art ich in den Himmel hinauf kommen könnte, bis mir meine Hirse einfiel, die ich ins Meer verschüttet hatte. Wie ich an die Stelle hinkam, sah ich daß sie auf fruchtbaren Boden

gefallen und bis an den Himmel empor gewachsen war, da kletterte ich an ihr hinauf bis in den Himmel. Wie ich hinauf gelangte, war meine Hirse reif geworden, und Gott hatte sie schon geschnitten, ein Brod daraus gebacken, das er eben in warme Milch einbrockte und aß. Ich rufe ihm ein Gott helfe dir entgegen, worauf er mir erwiederte, möge Gott dir helfen, und dann gab er mir das Weihwasser. Gerade wie ich zurückkehren will, fällt zu meinem Unglück ein solcher Regen, daß das Meer austrat, und meine Hirse überschwemmte und mit fortriß. Nun war ich in Sorge, wie wieder hinunter auf die Erde kommen! Doch plötzlich fällt mir ein, daß ich langes Haar habe. Wenn ich stehe, reicht es mir bis zur Erde, wenn ich sitze, bis zu den Ohren, ich ergreife also ein Messer, schneide mir damit ein Haar um das andere ab, und beginne sie an einander zu knüpfen. Als die Dunkelheit einbrach, schürzte ich an den Haaren einen Knoten und blieb auf demselben um zu übernachten. Doch was sollt ich nun ohne Feuer anfangen? Feuerzeug hatte ich wohl, aber kein Holz, plötzlich erinnere ich mich in meinem Ueberrocke eine Nähnadel zu haben, die spaltete ich nun, machte damit ein Feuer an, wärmte mich gehörig und legte mich zuletzt neben dem Feuer schlafen. Nachdem ich eingeschlafen war, sprang zu meinem Unglück ein Funke auf, das Haar verbrennt, ich stürze Kopfüber auf die Erde hinab und versinke bis an den Gürtel. Ich wende mich hin und her, und versuche es mich irgend wie heraus zu arbeiten, als ich aber

sah, daß dies durchaus nicht gehe, da lief ich nach Hause, holte eine Haue herbei, grub mich selbst aus und trug dann das Weihwasser heim. Als ich nach Hause kam, schnitten eben die Schnitter auf dem Felde. Damals war eine furchtbare Hitze, allmächtiger Gott, daß die Schnitter beinahe verschmachteten. Da rief ich ihnen zu: „Aber warum führt ihr denn nicht unsere Stute heraus, die zwei Tage lang und einen halben Tag breit ist, und auf deren Schultern Weiden gewachsen sind, damit sie euch Schatten machen? Mein Vater lief schnell hin, holte die Stute herbei, und die Schnitter schnitten nun prächtig im Schatten, ich aber nehme eine hölzerne Kanne und gehe damit nach Wasser. Dort angelangt, finde ich alles hart zugefroren, da nehme ich meinen Kopf herunter, schlage damit das Eis ein und schöpfe alsdann Wasser. Wie ich aber das Wasser den Schnittern bringe, da schreien diese: Wo hast du deinen Kopf? Ich greife mit der Hand darnach, aber der Kopf war in der That nicht da, ich hatte ihn am Wasser vergessen. Schnell eile ich zurück, wie ich aber hinkomme, finde ich einen Fuchs, der mittlerweile gekommen war, und eben das Hirn aus meinem Kopfe riß und fraß, ich aber näherte mich behutsam, schlich so nah ich konnte heran, dann versetzte ich dem Fuchs schnell mit dem Fuße eins aufs Hintertheil, worüber er so erschrak, daß ihm weh wurde und er ein Schreiben von sich gab, als ich dieses öffnete, fand ich darin geschrieben: Mir gehört der Brodkuchen und der Bartlose geht leer aus.“ Mit diesen

Worten stand der Knabe auf, nahm den Brodkuchen und ging nach Hause, der Bartlose blieb dort und hatte das Nachsehen.

45.

Der König und der Hirte.

Ein König hatte eine Tochter die sehr schön war. Der Ruf ihrer Schönheit hatte sich durch die ganze Welt verbreitet, und Könige und Kaiser gingen hin um sie zu freien, oder auch nur aus Begierde sie zu sehen. Allein ihr Vater wollte sie keinem Andern geben, als dem der ihn an Klugheit überträfe, und dem es gelänge ihn auf irgend eine Weise zu überlisten. Dies vernahm in der Ferne ein reicher Mann, und machte sich aus weiten Landen auf, und durch viele Länder und Städte kommend, führte ihn sein Weg eines Abends vor das Haus eines reichen Mannes. Als er nun da wegen eines Nachtlagers anfrug, nahm ihn der Hausvater bereitwillig auf und antwortete, du kannst zu Nacht bleiben, warum solltest du es nicht? Hierauf schlachtete der Wirth des Gastes wegen gleich ein Schaf, und als es zum Abendessen aufgetragen ward, legte er dessen Kopf für den Hirten bei Seite, der noch im Gebirge draußen bei den

Heerden war. Als der nächste Morgen graute, setzte der Wanderer seinen Weg fort, um des Königs Tochter zu freien. Wie er so durch das Gebirge ging, traf er den Hirten jenes Hauses, wo er zu Nacht gewesen war, und redete ihm Gottes Hilfe zurufend, ihn an: „Du weidest deine Heerde gut!“ Der Hirte antwortete ihm: „Ich weide sie, damit sie sich satt weide.“ „Ich bin gestern über Nacht bei euch gewesen,“ sprach der Reisende, worauf der Hirte versetzte: „Dein Weg hat dich daher geführt.“ Und der Wanderer sprach weiter: „Als ich in euer Haus kam, wurde für mich ein Lamm geschlachtet.“ „Wenn Leute kommen, ziemts sich wohl, daß man Fleisch schlachte,“ antwortete der Hirte. „Für dich haben wir den Kopf bei Seite gelegt,“ sagte der Wanderer, und der Hirt antwortete: „Der Kopf taugt auch dem Kopfe.“ Der Wanderer fuhr fort: „Das Hausgesinde hat ihn auf die Wandleiste gelegt, da kam die Hündin und fraß ihn auf.“ „Für sie hat er auch gehört,“ antwortete der Hirte. „Da kam dein Vater und erschlug die Hündin,“ sagte der Wanderer weiter, worauf der Hirte entgegnete: „Wenn er sie erschlagen hat, hat sie es auch verdient.“ „Nachdem sie erschlagen war, warf man sie auf den Mist,“ sagte weiter der Wanderer, und der Hirte antwortete: „Warf man sie auf den Mist, so hat sie da auch bei Lebzeiten gelegen.“ Als der Wanderer vernahm, wie der Hirte auf Alles zu antworten wußte, war er sehr verwundert und überlegte bei sich, daß dies wohl ein passender Freier für jene Königstochter wäre, also sprach er zu ihm: „Bei deiner Treue komm näher und laß

uns noch ein wenig miteinander reden.« Der Hirte antwortete ihm: »Warte ein klein wenig bis ich die Heerde heim geführt habe!« Hierauf beeilte sich der Hirte, leitete die Schafe heim und kam dann zu dem Manne zurück, der alsbald sprach: »Sieh, guter Freund, ich habe mich aufgemacht, um bei dem und dem Könige um seine Tochter zu freien, doch will er sie nur demjenigen zur Frau geben, der weiser als er selber sei, und dem es gelinge ihn auf irgend eine Art zu überlisten. Nun bemerke ich, daß du klaren Verstandes seiest, gut und klug zu sprechen verstehest; möchtest du wohl mit mir zu jenem Könige kommen?« Der Hirte sprach: »Ich gehe mit.« Und so gingen sie miteinander fort, und kamen in die Stadt, wo derselbe König lebte. Als sie an das königliche Thor kamen, trat ihnen die Wache entgegen und fragte sie: »Wo geht ihr hin?« Sie sprachen zur Wache: »Wir gehen zum König und wollen sein Töchterlein freien.« Da antwortete die Wache: »Jeder der da kommt um das Mädchen zu werben, wird ungehindert eingelassen,« und ließ sie eintreten.

Als sie zum König hinauf kamen, nahm der reiche Mann zuerst das Wort und sprach: »Gott helfe dir durchlauchtigster König.« Und der König entgegnete ihm den Gruß mit den Worten: »Möge Gott euch Gutes geben, Kinder!« aber hierauf sprach er zu dem Reichen: »Weshalb ist jener Bauer in groben Kleidern hergekommen?« Doch der Hirte ließ dem Reichen nicht Zeit zu antworten, sondern trat selbst vor und sprach: »Wenn ich auch ein Bauer bin und in

schlechtes Zeug gekleidet, so habe ich doch mehr Reichthum als die in prächtigen Stoffen einhergehen, zu allem Ueberflusse auch drei Tausend Schafe. In einem Thale melke ich, in einem zweiten mach ich Käse, in dem dritten schichte ich sie auf.« Da sprach der König: »Es ist gut wenn du so viel Vermögen hast.« Doch der Hirte entgegnete: »Das ist nicht gut, sondern übel.« Sprach der König: »Wie kann es übel sein, wenn du so viel Gutes davon sagst?« Und der Hirte erwiederte: »Ha, weil mir der ganze Käse verdarb und zu Dünger ward.« Der König: »Schade, das ist kein geringer Verlust.« Und der Hirte erwiederte: »Mir war das kein Schade, sondern ein Nutzen.« Da fragte der König: »Wie so das?« Und der Hirte antwortete: »Ich nahm Pflug und Ochsen, pflügte dreihundert Morgen Landes, und säete lauter Waizen.« Darauf sprach der König: »Es war gut, daß du so viel Waizen gesäet hast.« Aber der Hirte entgegnete: »Gott behüte, das war nicht gut, sondern übel.« Sprach der König: »Was Elender?« antwortete der Hirte: »Der Waizen verwandelte sich mir, und es wuchsen statt seiner lauter Buchen und Tannen auf.« Da rief der König aus: »Oh, das war ein großer Schade!« Doch der Hirte entgegnete: »Mir war das gar kein Schade, sondern ein Vortheil.« Sprach der König: »Wie konntest du davon Vortheil haben, daß sich dir so viel Waizen verwandelte?« Und der Hirte antwortete: »Weil ein Bienenschwarm herangeflogen kam und sich auf jenen Buchen und Tannen niederließ, so dicht, daß weder Rinde noch Ast mehr zu sehen war.« Da sprach

der König: »Das war gut, daß so viele Bienen heranflogen.« Aber wieder entgegnete der Hirte: »Das war nicht gut, sondern übel.« Sprach der König wieder: »Was Bursche?« Und der Hirte antwortete: »Die Sonnenglut im hohen Sommer schmelzte die Wachszellen, daß sie sammt dem Honig hinunter flossen bis zur Erde.« Worauf der König sprach: »Bei Gott, das war in der That übel!« Doch der Hirte entgegnete: »Gott behüte! das war nicht übel, sondern gut.« Und wieder fragte der König: »Wie so, Bursche?« Und der Hirte antwortete: »Ich fing einen Floh, tödtete ihn, zog ihm die Haut ab, und machte daraus einen Schlauch für dreihundert Lasten.« Da rief der König aus: »Dies heißt doch bei Gott lügenhaft sprechen.« Worauf der Hirte antwortete: »Wenn es auch lügenhaft gesprochen ist, hast du mirs doch im Ernst geglaubt. Ich habe dich genug getäuscht, gieb mir daher das Mädchen, ich habe es verdient.« Da wußte der König keinen Ausweg, sondern gab dem Hirten das Mädchen, der Hirte aber gab es dem reichen Manne, und der Reiche gab ihm dafür eine Menge ungezählten Goldes.

46.

Der's versteht dem trägt's das Doppelte.

Es war einmal ein Oheim, der hatte einen Neffen, und zu diesem sprach er eines Tages: »Komm Neffe, laß uns auf Beute ausgehen.« Dem Neffen war es recht, und so zogen sie miteinander aus. Wie sie so des Weges gingen, holten sie einen Mann ein, der zwei Schafe an einem Stricke führte. Da sprach der Neffe zum Ohm: »Laß uns diese zwei Schafe stehlen,« worauf ihm der Oheim antwortete: »Einfältiger, wie können wir sie stehlen, da der Mann sie am Stricke führt?« Aber Jener erwiederte: »Das soll uns nicht schwer werden, laß du mich nur machen.« Hierauf eilte er schnell voraus, zog einen seiner Opanken (Socken) aus und warf ihn an den Weg hin, auf welchem der Mann mit den Schafen vorüber kommen mußte, er aber verbarg sich seitwärts der Straße.

Als der Mann mit den Schafen vorbei kam, hob er den Opanken zuerst auf, warf ihn aber gleich wieder weg, indem er sprach: »Was soll mir der Eine?« Kaum hat dies der Neffe vernommen, als er eiligst wieder eine Strecke voraus läuft, den zweiten Opanken auszieht, auf den Weg hinwirft, und sich wieder in der Nähe verbirgt.

Wie nun der Mann mit den beiden Schafen wieder vorbei kam, und einen zweiten Opanken erblickte, that es

ihm leid den ersten nicht behalten zu haben, er band daher seine zwei Schafe an einem am Wege stehenden Baume fest, und ging zurück ihn zu holen, um so beide zu haben. Mittlerweile schlich der Bursche herbei, band die Schafe los, und führte sie dem Oheim zu, worauf beide, Oheim und Neffe, beutelustig ihren Weg fortsetzten. Wie sie so gingen, gewahrten sie einen Mann, der mit zwei Ochsen im Felde pflügte. Da sprach der Neffe zum Oheim: „Laß uns eines dieser Rinder vom Pfluge wegstehlen.“ Worauf der Oheim erwiederte: „Aber Einfältiger, wie können wir ein Rind vor den Augen dieses Mannes stehlen?“ Doch der Neffe sprach: „Das soll uns ein Leichtes sein, besteig du jenen Felsen, setze dich dann nieder und rufe in einem fort: „ich wundere mich!“ und wenn der Mann zu dir kommt und dich fragt, worüber du dich wunderst, so sage ihm, du wunderst dich, daß er nur mit Einem Ochsen pflüge.“ Der Oheim folgte dem Geheiß des Neffen, ging hin, setzte sich auf den Felsen und fing zu schreien an: „Ich wundere mich, ich wundere mich!“ Als es jenem Manne, der da pflügte, ihn weiter anzuhören verdroß, ließ er die Rinder stehen, ging hin zu ihm und fragte: „Worüber wunderst du dich Elender?“ Und dieser antwortete ihm vom Felsen herab: „ich wundere mich über dich, der du mit Einem Ochsen pflügst.“ Da entgegnete der Ackersmann: „Ich pflüge nicht mit Einem Ochsen, sondern mit Zweien,“ worauf er schnell zu seinem Pfluge zurückkehrte, um sich zu überzeugen, daß noch beide Ochsen da seien; wie er aber hinkam, war der Eine davon bereits ver-

schwunden, denn der Neffe hatte sich heran geschlichen und den Ochsen vom Pfluge weggestohlen. Wie Oheim und Neffe nun das Rind und die zwei Schafe vor sich her trieben, kamen sie unter Wegs zu einer Höhle. Dort schickten sie sich an eines der Schafe zu schlachten, weideten es aus und brieten es. Nachdem es gebraten war, sprach der Oheim zum Neffen: „Komm, laß uns nun essen,“ aber der Neffe erwiederte: „Gleich Oheim, warte nur bis es ein wenig auskühlt, mittlerweile aber wollen wir uns gegenseitig schrecken, und wer den Andern erschreckt, der soll zuerst zu essen anfangen.“ Der Oheim willigte in den Vorschlag, ging hierauf hinaus vor die Höhle und fing draußen zu brummen an: „Wau! Wau! Wau!“ Doch der Neffe rief zur Höhle hinaus: „Dein Wauwauen fürchte ich nicht, das bist du ja Oheim.“ Da ging der Oheim wieder hinein, und nun trat der Neffe hinaus, nahm das Fell des geschlachteten Lammes, blies es auf und schlug mit einem Knittel darauf los, indem er dabei schrie: „O weh, o weh! Um Gottes willen, das habe nicht ich gethan, sondern der Oheim.“ Wie dies der Oheim in der Höhle vernahm, erschrak er und glaubte, der Mann sei gekommen, dem sie die beiden Schafe gestohlen hatten, eilends flüchtete er von der andern Seite, ohne etwas mitzunehmen, heim, und so blieb dem Neffen Alles. Der's versteht, dem trägt's das Doppelte.

47.

Die zwei Pfennige.

Es war einmal ein armer Mann, der sich auf alle Weise durchzubringen suchte, und zuletzt eines Tages einen Sack voll Moos sammelte, obenauf etwas Wolle legte, und ihn zu Markte trug, um den ganzen Inhalt sammt dem Sacke für Wolle zu verkaufen.

Unter Wegs gesellte sich ein Mann zu ihm, der gleichfalls mit einem Sack voll Galläpfel auf den Markt wanderte, um sie für Nüsse, mit welchen er den Sack obenauf gefüllt hatte, zu verkaufen.

Auf gegenseitiges Befragen, was Jeder in seinem Sacke habe, antwortete der Eine daß er Wolle, der Andere daß er Nüsse auf den Markt trage, worauf sie sich Beide dahin einigten, ihre Waare gleich hier auf der Straße zu vertauschen. Jener der das Moos hatte, verlangte, indem er zu beweisen suchte daß die Wolle höher im Werthe stehe als die Nüsse, ein Daraufgeld, als er aber merkte, daß Jener mit den Galläpfeln nichts darauf zahlen, sondern nur Eines für das Andere vertauschen wolle, dachte er bei sich, daß Nüsse noch immer besser seien als Moos, und so kamen sie denn zuletzt nach langem Handeln darin überein, daß der dem die Galläpfel gehörten dem Andern zwei Pfennige darauf zahlen sollte, da dieser aber sie nicht bei sich hatte,

so blieb er sie ihm schuldig, zur festern Bürgschaft jedoch, daß er sie ihm sicher zahlen werde, verbrüderte er sich mit ihm. Nachdem sie nun die Säcke gewechselt hatten, eilten Beide in entgegengesetzter Richtung davon, Jeder in dem Wahne, daß er den Andern betrogen habe; als sie aber nach Hause kamen, und Jeder die Waare aus dem Sacke leerte, da erst sahen sie, daß eigentlich Keiner von ihnen betrogen sei.

Nach einiger Zeit machte sich der welcher das Moos gehabt hatte auf, seinen Bundesbruder aufzusuchen, um von ihm die zwei Pfennige zu verlangen, und als er ihn bei dem Pfarrer eines Dorfes in Diensten fand, redete er ihn an: „Bundesbruder, du hast mich betrogen.“ Und dieser erwiederte ihm: „Bei Gott, Bruder, und du mich.“ Hierauf forderte Jener seine zwei Pfennige, indem er sagte es gebühre sich das zu zahlen, was ausgemacht und durch ein Freundschaftsbündniß verbürgt worden sei. Der Schuldner erklärte sich zwar zu zahlen schuldig, brachte aber die Ausrede vor, daß er kein Geld habe, „allein,“ sprach er, „mein Pfarrer hat hinter seinem Hause eine tiefe Grube, in die er häufig hinab steigt, und in welcher er ohne Zweifel Geld oder Sachen von großem Werthe aufbewahrt hat. Dort wollen wir Abends uns hin begeben, da sollst du mich in die Grube hinunter lassen, und wenn ich sie ausgeplündert habe, dann wollen wir theilen, und ich will dir überdies deine zwei Pfennige bezahlen.“ Dem Andern war dies recht. Als es Abend ward, nahm des Pfarrers Knecht ein Seil und einen Sack, und wie er mit seinem Bundesbruder bei der Grube

ankam, kroch er in den Sack, worauf ihm sein Bundesbruder den Strick um die Mitte fest band und ihn in die Grube hinunter ließ. Als er unten aus dem Sacke heraus stieg und umher tappend nichts entdecken konnte als Getreide, dachte er bei sich: „Wenn ich nun dem Bundesbruder sage, daß es hier nichts giebt, ist er im Stande wegzugehen und mich in der Grube zurück zu lassen, und was würde Morgen der Pfarrer sagen, wenn er mich hier fände?“ Schnell kroch er abermals in den Sack, band sich mit dem Seile fest, und rief hinauf: „Bundesbruder, zieh den Sack auf, er ist voll der verschiedensten Sachen.“ Und während Jener den Sack in die Höhe zieht, überlegt auch er seinerseits: „Warum soll ich dies mit meinem Bundesbruder theilen? Besser ich trage es allein weg, er mag zusehen, wie er aus der Grube heraus kommt,“ und sich den Sack mit dem Bundesbruder auf die Schulter ladend, eilte er damit durch das Dorf, daß ihn laut bellend die Hunde verfolgten. Als er schon etwas ermüdet war, und den Sack tief über die Schulter hinab hängen ließ, da rief der Bundesbruder aus dem Sacke: „Bundesbruder, hisse den Sack auf, die Hunde beißen mich.“ Wie das der Träger hörte, warf er den Sack zur Erde. Da sprach der aus dem Sacke: „Auf diese Weise mein Bruder hast du mich betrügen wollen?“ Und jener antwortete: „Bei Gott, du hast mich ebenfalls betrogen.“ Und nach langem Zwiegespräch versprach der, welcher dem Andern die zwei Pfennige schuldete, sie ihm ganz gewiß zu bezahlen, wenn er ein anderes Mal wieder käme, worauf sie sich trennten.

Lange Zeit später erwarb sich der von ihnen, der bei dem Pfarrer in Diensten war, seinen eigenen Heerd und verheirathete sich. Als er eines Tages mit seinem Weibe vor der Hausthür saß, erblickte er von ferne seinen Bundesbruder, der gerades Wegs auf sein Haus zuging, da rief er aus: „Weib, da kommt mein Bundesbruder, dem bin ich zwei Pfennige schuldig, und nun weiß ich mir nicht zu helfen, denn ich versprach sie ihm zu zahlen, wenn er mich wieder fände. Ich will mich daher im Hause drinnen nieder legen, und du sollst mich mit etwas überdecken, dann wie vor Schmerz hinfallen und wehklagen, und ihm sagen, daß ich gestorben sei, worauf er gewiß wieder fortgehen wird.“ Mit diesen Worten ging er in das Haus, legte sich auf den Rücken, kreuzte die Hände, das Weib bedeckte ihn und hub an zu jammern. Indem erschien der Bundesbruder vor dem Hause, und ein Gott helfe euch hinein rufend, fragte er ob dies wohl das Haus des und des Mannes sei, worauf ihm das Weib sich am Boden windend antwortete: „Ja! weh mir Unglücklichen! hier liegt er im Hause todt.“ Da entgegnete der Bundesbruder: „Gott sei seiner Seele gnädig. Er war mein Bundesbruder, wir haben zusammen gearbeitet und gehandelt, und nachdem ich ihn so wieder finde, ziemt sichs wohl, daß ich warte, ihm das Geleite zum Grabe gebe und eine Hand voll Erde auf seinen Sarg werfe.“ Das Weib sagte, daß es ihm viel zu lang dauern würde, zu warten, bis er begraben werde, er möge lieber wieder fortgehen. Er jedoch antwortete: „Gott behüte! wie könnte ich meinen Bundesbruder so verlassen?

Ich will warten, und sollte es auch drei Tage sein, bis man ihn begräbt.« Als das Weib dies dem Manne im Hause drinnen leise mittheilte, sagte er ihr, es möge zum Pfarrer gehen und diesem sagen, daß er gestorben sei, man möge ihn in die Kirche tragen (um welche herum der Gottesacker lag), vielleicht werde der Bundesbruder dann weggehen. Nachdem das Weib hingegangen war und es dem Geistlichen gesagt hatte, kam dieser mit einigen Männern, welche den Scheintodten auf eine Bahre legten, ihn in die Kirche trugen, und in die Mitte derselben hinstellten, damit er dort, wie es der Gebrauch ist, erst die Nacht zubrächte, und dann am folgenden Tage eingesegnet und begraben würde. Nachdem der Geistliche sich mit den übrigen Leuten anschickte die Kirche zu verlassen, sagte der Bundesbruder, daß er denjenigen, mit welchem er sich verbrüdert, mit dem er so viel gehandelt und Salz und Brod gegessen habe, nicht allein lassen könne, sondern die ganze Nacht bei ihm wachen wolle. Und so blieb er denn in der Kirche.

In derselben Nacht zogen dort Räuber vorbei, die irgend wo ein Schloß ausgeplündert und vieles Gold, Gewänder und Waffen erbeutet hatten, als sie vor die Kirche kamen, und in derselben ein Licht sahen, sprachen sie unter einander: »Lasset uns in dieser Kirche unsere Beute theilen.« Der Bundesbruder aber, als er gewahrte, daß bewaffnete Männer zur Kirche herein kamen, verbarg sich schnell in einen Winkel, während die Räuber sich am Boden nieder ließen, und das Gold mit den Helmen zu theilen anfingen, die Waffen

und das Uebrige aber, wie es eben thunlich war. Ueber Alles konnten sie sich einigen und ausgleichen, nur eines Säbels wegen nicht, weil einige unter ihnen glaubten, daß er von besonderem Werthe sei. Da nahm ihn Einer in die Hand, sprang auf und sprach: „Wartet, ich will an diesem Todten hier versuchen, ob der Säbel so ist, wie ihr ihn preiset, und wenn ich ihm mit einem Hieb den Kopf abschlage, dann ist er tüchtig in der That.“

Nachdem er dies gesagt hatte, näherte er sich der Bahre, doch in dem Augenblicke richtete sich der Scheintodte auf, und rief laut: „Todte! wo seid ihr?“ Und sein Bundesbruder im Winkel antwortete: „Wir sind hier, und Alle schlagfertig.“ Wie das die Räuber hörten, warf der den Säbel hielt, ihn schnell von sich, alle Uebrigen aber ließen, was Jeder vor sich aufgehäuft hatte, liegen, sprangen auf und entflohen ohne nur umzublicken. Erst nachdem sie schon weit entfernt waren, machten sie Halt, und der Räuberhauptmann sprach: „Ach, Brüder um Gotteswillen! Ueber Berg und Thal sind wir gegangen, bei Tage wie bei Nacht, haben uns mit den Leuten geschlagen, Thürme und Schlösser erstürmt, und uns über nichts erschreckt, als heute über die Todten! Giebt es unter uns nicht einen Helden, der sich getraut umzukehren und zu sehen, was nun in der Kirche vorgeht?“ Da sprach der Eine: „Ich will nicht,“ ein Zweiter sprach: „ich wag es nicht,“ ein Dritter: „ich will es lieber mit zehn Lebendigen aufnehmen, als mit einem Todten,“ bis sich zuletzt doch Einer fand, der es auf sich nahm hinzugehen, und zurückkehrend schlich er sich

sachte ans Kirchenfenster heran, ob er nicht etwas von dem was drinnen vorginge vernehmen könnte. In der Kirche hatten indeß die Bundesbrüder alles Gold, alle Waffen und Gewänder der Räuber unter sich getheilt, zum Schlusse aber sich wieder über die zwei Pfennige entzweit, daß sie einander beinahe in den Haaren lagen; der Räuber, welcher vor dem Fenster stand, konnte nichts anderes vernehmen als den Ausruf: »Wo sind meine zwei Pfennige? gieb mir meine zwei Pfennige!« Mit einem Male erblickte der, welcher sie dem Andern schuldete, den Räuber durchs Fenster lugen, und blitzschnell mit der Hand zum Fenster hinaus langend, riß er ihm die Mütze vom Kopfe und reichte sie seinem Bundesbruder mit den Worten: »Da, nimm das für deine vermaledeiten zwei Pfennige!« Entsetzt rannte der Räuber davon, und als er halbtodt seine Gefährten eingeholt hatte, rief er aus: »Brüder, danken wir Gott, daß wir mit dem Leben davon gekommen sind! Wir haben das Gold mit den Helmen vertheilt, nun sind aber alle Todten auferstanden in so großer Zahl daß auf Einen kaum zwei Pfennige kommen, Einem konnte man die nicht einmal geben, da wurde mir die Mütze vom Kopf gerissen und ihm statt zweier Pfennige ausgehändigt.«

48.

Handwerk geht über Alles.

Ein Kaiser machte einst mit Frau und Tochter eine Lustfahrt auf dem Meere, bald aber nachdem sie sich von der Küste entfernt hatten, erhob sich ein Sturm, der das Schiff bis an ein fremdes Land verschlug, in welchem man von seinem Reiche nie etwas gehört hatte, so wie auch ihm das Land gänzlich unbekannt war. Als sie ans Land stiegen, wagte er nicht einmal zu sagen, daß er ein Kaiser sei, und da er kein Geld bei sich hatte, auch sonst kein Handwerk verstand und auf andere Weise sich und die Seinen zu ernähren nicht im Stande war, so verdingte er sich als Hüter einer Dorfheerde. Nachdem er nun da mehrere Jahre zugebracht hatte, verliebte sich der Kaisersohn jenes Landes in seine Tochter, welche sehr schön und herangewachsen war, daß sie heirathen konnte; er gestand seinen Eltern, daß er sich nie mit einem andern Mädchen als mit der Tochter des Rinderhirten dieses Dorfes verheirathen werde. Vater und Mutter, so wie auch die übrigen Hofleute, suchten es ihm auszureden, indem sie sagten, daß es für ihn, der unter so vielen kaiserlichen und königlichen Prinzessinnen wählen könne, eine Schande sei, die Tochter eines Rinderhirten zur Frau zu nehmen. Aber Alles war vergeblich, denn er sprach: »Entweder sie oder keine!« Als man sich überzeugt hatte, daß da nichts Anderes

mehr zu thun sei, sandte der Kaiser einen seiner Räthe an den Rinderhirten, ihm zu melden, daß der Kaiser die Hirtentochter zu seines Sohnes Frau erwählt habe. Der Rath begab sich zum Hirten und theilte ihm den Entschluß des Kaisers mit, der Hirte aber sprach: „Welches Handwerk versteht des Kaisers Sohn?“ Worauf der Rath verblüfft erwiederte: „Gott mit dir, o Mann! wie sollte ein Prinz ein Handwerk verstehen? Handwerke lernen nur die Leute um sich zu ernähren, und des Kaisers Sohn besitzt ja Länder und Städte.“ Doch der Rinderhirt entgegnete einfach: „Ja, wenn er kein Handwerk versteht, kann ich ihm meine Tochter nicht geben.“ Da ging der Rath zurück und berichtete dem Kaiser, was der Rinderhirt gesagt hatte, worüber bei Hofe gewaltiges Erstaunen war. Man hatte geglaubt, es würde des Hirten größtes Glück, sein größter Stolz sein, wenn des Kaisers Sohn seine Tochter zur Frau nähme, und nun fragt er, welches Handwerk der Prinz verstehe! Der Kaiser entsandte einen zweiten Rath, aber der Rinderhirt sagte ihm wieder dasselbe. „So lange,“ sprach er, „des Kaisers Sohn nicht irgend ein Handwerk erlernt, und mir seiner eigenen Hände Arbeit nicht als Beweis davon bringt, können wir uns nicht näher befreunden.“ Als auch dieser Rath zurück kam und berichtete, daß der Rinderhirt das Mädchen dem Prinzen nicht eher zu geben gesonnen sei, als bis dieser irgend ein Handwerk, und wäre es auch das unbedeutendste, erlernt habe; ging der Prinz aus, um in den Werkstätten zu sehen, welches Handwerk wohl am leichtesten zu erlernen sei. Wie er so von Laden zu

Laden ging, und zusah was die verschiedenen Meister arbeiteten, kam er auch vor eine Bude, in welcher man Schilfmatten flocht, und da ihm dies das leichteste aller Handwerke schien, so fing er es zu lernen an, und nachdem er es in einigen Tagen erlernt hatte, flocht er ganz allein eine Matte, welche man dann dem Rinderhirten hintrug und dabei sagte, daß der Prinz bereits ein Handwerk erlernt habe und dies seiner Hände Arbeit sei. Der Rinderhirt nahm alsbald die Matte in die Hand und sie von allen Seiten betrachtend, fragte er: „Wie viel ist sie werth?“ Und man sagte ihm: „Vier Para*).“ „Eh!“ sprach er, „gut. Vier Para heute, vier morgen, das macht acht, und vier übermorgen, das macht zwölf und so weiter. Hätte ich dieses Handwerk verstanden, würde ich heute nicht die Rinder hüten,“ hierauf erzählte er ihnen wer er sei und was ihn hieher gebracht habe. Da freute man sich, daß man um die Tochter eines Kaisers und nicht eines Rinderhirten geworben hatte, und unter den größten Lustbarkeiten ward das Mädchen mit dem Jünglinge vermählt und die Hochzeit gefeiert. Hierauf gab man dem Vater des Mädchens ein Schiff und Krieger und er ging zur See und gelangte wieder in sein Reich.

*) Eine kleine türkische Scheidemünze im Werthe eines Pfennigs.

49.

Der Bär, das Schwein und der Fuchs.

Der Bär, das Schwein und der Fuchs schlossen einst zusammen einen Bund, und verabredeten sich die Erde zu pflügen und Getreide zu säen, um sich davon zu ernähren. Da frugen sie sich gegenseitig was ein jeder machen wolle, und auf welche Weise sie sich Samen verschaffen würden. Das Schwein sprach: „Ich will die Scheuer durchbrechen und Samen stehlen, und dann will ich mit meinem Rüssel pflügen.“ Der Bär sprach: „Ich werde säen.“ Und der Fuchs sprach: „Ich will dann mit meinem Schweife eggen.“ Und so pflügten und säeten sie, bis die Ernte kam. Da sprach das Schwein: „Ich werde schneiden,“ der Bär sprach: „Ich will die Garben binden.“ „Und ich,“ sprach der Fuchs, „ich werde die Aehren sammeln.“ Und sie mähten und banden die Garben. Nun besprachen sie sich wie sie dreschen würden. Das Schwein sprach: „Ich will eine Dreschtenne machen.“ Der Bär sprach: „Ich will die Garben zusammentragen und will auch dreschen.“ Das Schwein sprach: „Ich will das Getreide aufschütteln und das Stroh von den Körnern scheiden.“ „Ich,“ sprach der Fuchs, „will mit meinem Schweife die Spreu wegkehren.“ Das Schwein sprach: „Ich will wurfeln.“ „Und ich,“ sprach der Bär, „werde dann das Getreide unter uns theilen. Und so draschen sie. Und nun theilte der

Bär das Getreide, aber er theilte es nicht ehrlich, denn dem Schwein, das ihn um seinen Theil bat, gab er das leere Stroh, das Korn behielt er Alles für sich, dem Fuchse gab er gar nichts. Da ward der Fuchs zornig, ging fort um zu klagen, er werde, sagte er, einen kaiserlichen Beamten holen, damit dieser das Getreide nach dem Recht theile. Da erschraken das Schwein und der Bär, und es sprach der Bär zum Schweine: „Schwein, du sollst dich hier im Stroh vergraben, ich aber will auf jenen Birnbaum klettern.“ Da verkroch sich das Schwein ins Stroh, und der Bär kletterte auf den Birnbaum. Der Fuchs aber war fortgegangen und unter Wegs einer Katze begegnet, welche er aufforderte sich ihm anzuschließen, er wolle auf eine Tenne Mäuse fangen gehen. Die Katze wohl wissend, daß es auf einer Dreschtenne genug Mäuse gebe, ging freudig mit und jagte unter Wegs nach allen Seiten hin die Vögel auf. Der Bär erblickte sie vom Birnbaume aus und sprach zum Schwein: „Höre Schwein, uns wird es schlecht ergehen. Schon kommt der Fuchs daher und führt einen furchtbaren Commissär mit sich, der hat einen Marderpelz umgehangen und fängt die flatternden Vögel unter Wegs. Mittlerweile hatte sich die Katze den Augen des Bären entzogen, und unter dem Grase der Tenne sich genähert, wo sie nun nach den Mäusen suchend im Stroh herum zu rascheln begann. Da hob das Schwein sachte den Kopf in die Höhe, um zu sehen was es sei, aber die Katze hielt des Schweins Rüssel für eine Maus und sprang ihm mit ihren Klauen auf die Nase.

Da erschrak das Schwein, sprang grunzend auf und suchte das Weite. Die Katze aber, welche ihrer Seits vor dem Schweine erschrocken war, suchte ihr Heil auf dem Birnbaume, wo noch immer der Bär saß, der nun glaubte, die Katze habe das Schwein schon getödtet und komme auch über ihn, und in seinem Schreck stürzte er vom Baum zur Erde herab, zerschmetterte sich ganz und verendete, so ist zuletzt dem Fuchs alles Getreide und Stroh geblieben.

50.

Wie sich der Fuchs am Wolfe gerächt hat.

Ein Fuchs knetete einst aus Erde kleine Kuchen, und nachdem sie gebacken waren, bestrich er sie mit Honig, ging damit zu Hirten die Truthühner hüteten, und verlangte von diesen ein junges Truthuhn, er wolle ihnen dafür die Honigkuchen geben. Doch die Hirten wollten ihm kein Truthühnlein geben, sondern sagten ihm, er möge zu den Schweinhirten gehen, die würden ihm ein Ferkel geben. Da ging er hin zu den Schweinhirten und verlangte von ihnen ein Ferkel, er wolle ihnen dafür Honigkuchen geben. Aber auch die Schweinhirten wollten ihm kein Ferkel geben, sondern schickten ihn zu den Rinderhirten, diese würden ihm ein

Kälbchen geben. Da ging er zu den Rinderhirten und verlangte von ihnen ein Kälbchen, er wolle ihnen dafür Honigkuchen geben. Doch auch die Rinderhirten waren nicht willig ihm ein Kälbchen zu geben, und wiesen ihn an die Pferdehirten, die sollten ihm ein Füllen geben. Da ging er denn auch zu den Pferdehirten und verlangte ein Füllen, er wolle ihnen dafür Honigkuchen geben. Die Pferdehirten gaben ihm wirklich ein Füllen, und er gab ihnen die Kuchen, aber beschwor sie, die Kuchen nicht eher anzubrechen, bis er jenen Berg überschritten habe. Dies befolgten sie auch, als sie aber später die Kuchen anbrachen und zu essen anfingen, da merkten sie daß die Kuchen von Erde seien, und der Fuchs sie betrogen hatte, eilends machten sie sich auf ihn zu verfolgen, doch der war zu seinem Glücke schon weit weggeeilt, und die Hirten kehrten mißmuthig mit leeren Händen um. Als der Fuchs nach Hause kam, führte er das Füllen alsogleich in den Stall, und fing es fein zu pflegen an: jeden Tag brachte er ihm grüne Gräserchen und kühles Wässerlein, aber so oft er fort ging nach Wasser oder Gras, jedes Mal schärfte er dem Füllen ein, Acht zu haben auf seine Stimme, und auf die Worte: Stute, Stutelein! öffne mir die Thür, ich bringe dir grüne Gräserchen und kühles Wässerlein, und auf keinen andern Ruf die Stallthüre zu öffnen. Einst kam nun der Wolf, der schon öfter gehört hatte, wie der Fuchs dem Füllen zurief die Thür des Stalles zu öffnen, und fing mit seiner groben Stimme zu rufen an: „Stute, Stutelein, öffne mir die Thür, ich bringe dir grüne Gräserchen und

kühles Wässerlein!« Doch das Füllen merkte gleich, daß dies nicht die feine Stimme des Fuchses sei, und wie der Wolf dies sah, verbarg er sich hinter dem Stalle. Bald darauf kam auch der Fuchs mit Wasser und Gras beladen heim. Als er vor dem Stalle ankam, hub er nach seiner Gewohnheit mit feiner Stimme zu sprechen an: »Stute, Stutelein! öffne mir die Thür, ich bringe dir grüne Gräserchen und kühles Wässerlein!« Und das Füllen seine Stimme wohl kennend, ließ ihn augenblicklich ein, und hob dann zu erzählen an, wie Jemand gekommen sei, ganz so wie er gesprochen und verlangt habe, es solle ihm die Thür öffnen, wie aber die Stimme eine viel rauhere gewesen sei, und es darum nicht habe öffnen wollen. Da sprach der Fuchs: »Oeffne einer rauhen Stimme um keinen Preis, sondern nur einer ganz feinen.« Den andern Tag, als der Fuchs wie gewöhnlich nach Gras und Wasser ging, kam der Wolf, der in seinem Verstecke das ganze Zwiegespräch mit angehört hatte, wieder, verstellte sich so sehr er nur konnte, und rief mit feiner Stimme: »Stute, Stutelein! öffne mir die Thür, ich bringe dir grüne Gräserchen und kühles Wässerlein!« Das unglückliche Füllen ließ diesmal sich täuschen und öffnete die Thür, da sprang ihm der Wolf auf den Nacken, erwürgte es und fraß es bis auf den Kopf und Schwanz auf. Dann ging er fort, und die Thür des Stalles schloß sich hinter ihm so wie ehedem. Als in einer Weile der Fuchs kam, fing er nach seiner Gewohnheit zu rufen an: »Stute, Stutelein! öffne mir die Thür, ich bringe dir grüne Gräserchen

und kühles Wässerlein.« Aber Niemand meldete sich und die Thür blieb geschlossen. Da kroch er durch die Bretter der Wand, und als er im Stalle nur den Kopf und Schwanz des Füllen erblickte, ward ihm sein Unglück klar. Dann schlug er die Thür ein und fing über dem todten Kopfe des Füllen zu jammern und wehzuklagen an, zuletzt ging er fort und legte sich in übergroßem Leid und Trübsinn auf die Straße hin und stellte sich todt. Bald darauf kam ein Mann mit einem Wagen dort vorüber, und als er den Fuchs da auf der Straße liegend fand, hob er ihn auf und warf ihn auf den Wagen, in der Absicht, ihm, wenn er heim komme, den Balg abzuziehen. Er hatte aber auf dem Wagen sein Ränzel und in diesem drei Käse. Der todtgeglaubte Fuchs erhob sich nun leise, zog die drei Käse aus dem Ränzel, sprang vom Wagen hinunter und lief damit fort. Als er schon weit weg war, aß er zwei von den Käsen auf, den dritten aber hing er sich um den Hals und setzte dann seinen Weg fort. Wie er so ging, da begegnete er dem Wolfe, der ihm das Füllen gefressen hatte, und kaum sah der Wolf den Käse an dem Fuchs hängen, fragte er woher er ihn habe? »Ich habe ihn aus dem Wasser geschlürft,« antwortete der Fuchs. »Und wo ist denn dieses Wasser?« fragte der Wolf weiter, der Fuchs erwiederte: »Komm mit, ich will es dir zeigen.« Es war eben Vollmond, um Mitternacht und der Himmel wolkenlos. Der Fuchs führte nun den Wolf an ein Wasser, und ihm den Mond, der sich darin spiegelte, zeigend, sprach er zu ihm: »Sieh mal die

prächtigen Käse hier im Wasser, nun mußt du aber auch wacker schlürfen, um ihn heraus zu schlürfen wie ich die Meinigen.« Da fing der arme Wolf zu schlürfen und zu schlürfen an, bis ihm das Wasser schon hinten aus strömte. Der Fuchs aber verstopfte behende jeden Ausweg, indem er zu ihm sprach: »Nur fort geschlürft mein Wölfchen, gleich wirst du ihn haben.« Da schlürfte der Wolf von Neuem, und schlürfte, daß ihm das Wasser schon bei den Ohren heraus drang. Der Fuchs aber verstopfte ihm auch die Ohren, indem er wieder zu ihm sprach: »Schlürfe nur mein Wölflein, schlürfe, gleich wirst du ihn erschlürft haben.« Und der arme Wolf schlürfte und schlürfte wieder, bis ihm das Wasser aus Maul und Nase strömte. Da verstopfte ihm der Fuchs auch noch Nase und Maul, bestieg ihn dann rittlings, indem er sagte, ich bin krank und kann nicht gehen, du mußt mich tragen. Der unglückliche Wolf versuchte wirklich den Fuchs zu tragen, und dieser hob zu singen an: »Der Kranke trägt den Gesunden, der Kranke trägt den Gesunden!« Als er dies in Einem fort wiederholte, fragte endlich der Wolf: »Was sprichst du Gevatter?« Er aber antwortete: »Nichts mein Wölflein, ich fasele nur,« worauf er zu singen fortfuhr: »Der Kranke trägt den Gesunden, der Kranke trägt den Gesunden,« und so in Einem fort, bis sie vor ein Haus kamen, in welchem eben Hochzeit war. Wie die Hochzeitsgäste den Fuchs so singen hörten, kamen sie heraus und fingen seinen Gesang zu loben an, er aber sprach zu ihnen, daß er noch viel schöner singen wolle, wenn

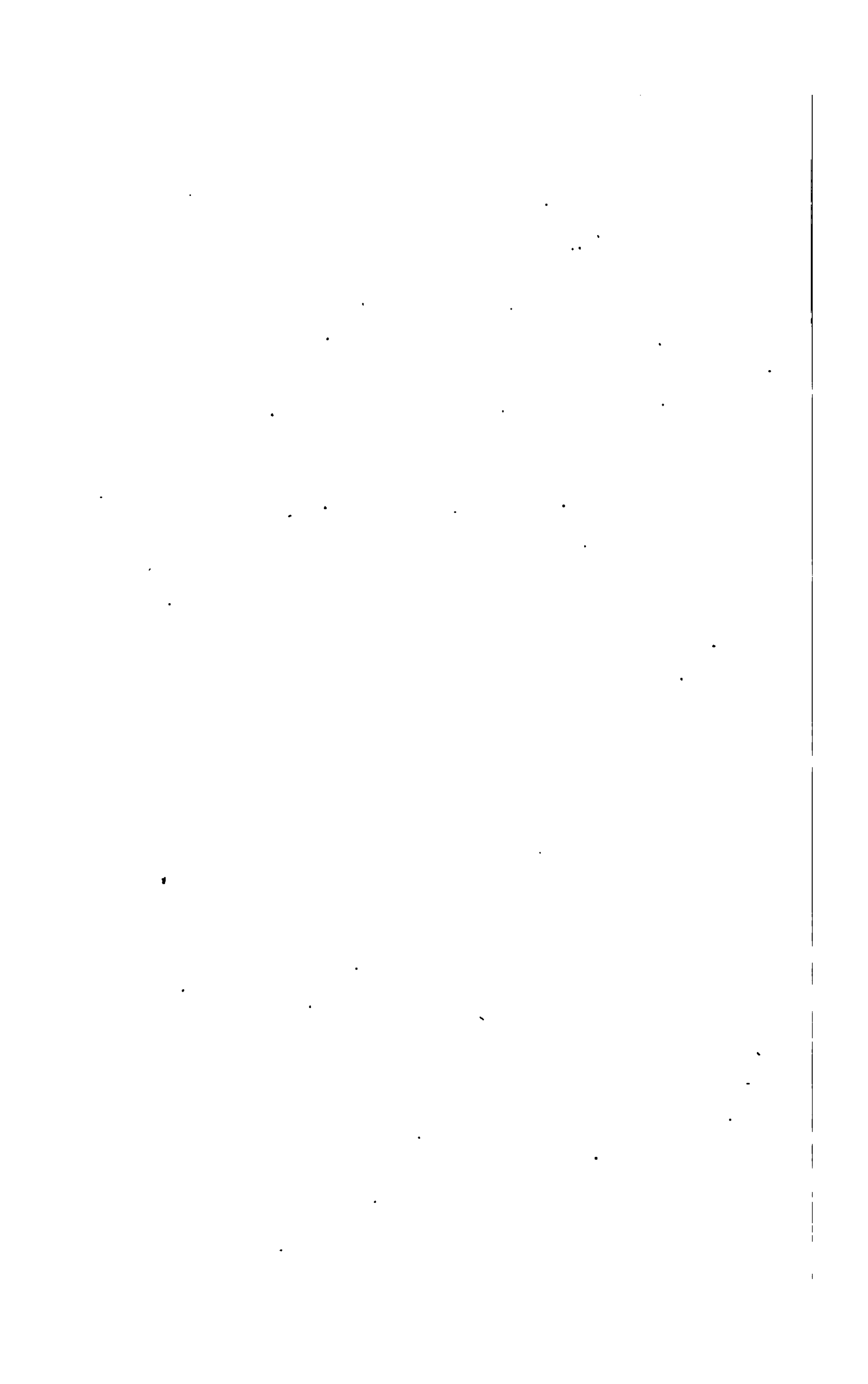
sie ihn ins Haus und dann auf den Boden kommen ließen. Und die Gäste erlaubten es ihm. Nachdem nun der Wolf sich mit großer Mühe sammt dem Fuchs den Boden, der nur aus schlanken Holzstämmen geflochten war, hinauf geschleppt hatte, lüftete ihm der Fuchs Nase, Maul und alle übrigen verstopften Oeffnungen, daß das Wasser aus ihm sich ergoß und auf die Gäste hinunter strömte. Die Gäste eilten alsogleich auf den Boden, doch schon war der Fuchs hinab gesprungen und davon geeilt, der arme Wolf aber wurde jämmerlich durchgeprügelt.

Als einige Zeit hierauf Fuchs und Wolf sich begegneten, fragte einer den andern wie sie damals entronnen seien, da sagte der Wolf, er sei beinahe erschlagen worden und mit genauer Noth davon gekommen, und dasselbe versicherte auch der Fuchs. Nun forderte er den Wolf auf mit ihm um die Wette über einen Pfahl zu springen, der sich in ihrer Nähe befand, und um welchen man das Heu aufzuschichten pflegte.

Zu seinem Verderben willigte der Wolf in den Vorschlag. Denn nachdem Beide einige Male hin und her gesprungen waren, sagte der Fuchs zum Wolfe, daß er nicht ganz gut springe, indem er sich immer mehr seitwärts halte, statt gerade über den Pfahl zu springen. Der Wolf versuchte es von Neuem über den Pfahl zu springen, und spießte sich auf. Wie der Fuchs dies sah, da freute er sich über die Maßen und sprach zum Wolf: „Rühre dich, Wölflein, rühre dich, gleich wirst du herunter sein.“ Wie sich aber

der Wolf hin und her bewegte, drang ihm der Pfahl durch und durch, daß er daran bis auf den Boden glitt, da verließ ihn der Fuchs, der sich nun an ihn gerächt hatte mit den Worten: „Lange schon zerreiße ich mir deinetwegen die Opanken, weil du mein Füllen aufgefressen hast.

Sprichwörter.



Gott ist ein alter Geber.

Eher wird eine Mutter vergessen was sie geboren, als Gott was er erschaffen hat.

Gott sorgt für die Waisen.

Wenn Gott gibt (das Glück), frägt er nicht wessen Sohn bist du?

Gott vertheilt das Glück und der Koch die Suppe.

Gott hilft dem Müßiggänger wie dem Arbeiter.

Gott hat volle Hände (er kann Alles geben zu jeder Zeit).

Mit Einem Gotte kann man gegen hundert Feinde ziehen.

Wohl dem welchem Gott hilft.

Wenn auch Einer stärker ist, so ist doch Gott eines Jeden.

Wichtiger ist der Wille Gottes als der des Kaisers.

Wen Gott hütet, dem kann die Flinte nicht schaden.

Den Betrunkenen und das Kind hütet Gott.

Vergebens hütet sich der Mensch, wenn ihn Gott nicht behütet.

So lange es Gott und gute Freunde gibt, so lange braucht man nichts zu fürchten.

Gott gibt einem Menschen nicht alles Gute.

Was Gott gibt ist süßer als Honig.

So lange Gott das Eine sieht, gibt er das Andere nicht. (Sagen im Scherze, die gerne das was sie besitzen ausgeben möchten; auch pflegt man das zu sagen, wenn Einer etwas verliert und es ihm von einer anderen Seite ersetzt wird.)

Wer nie krank war, den liebt Gott nicht.

Erschrecke (mich) Gott, aber vernichte nicht!

Das Glück besteht nicht in dem was die Augen sehen, sondern in dem, was Gott gibt.

Es heißt nicht, daß man auf das Vermögen vertrauen soll, sondern auf Gott.

Wenn Gott es auch gab, so hat er es doch nicht verbrieft.

Gott hat wollene Füße aber eiserne Hände. (Man hört ihn nicht kommen, aber seine Schläge fühlt man.)

Gott zahlt nicht jeden Samstag.

Gott bleibt Niemanden schuldig.

Gott schläft nicht.

Nur Gott allein ist ohne Sünde.

Gott allein ist vollkommen und unveränderlich.

Auch der Mensch thut oft nach seinem eigenen Willen, wie erst Gott!

Oeffne Gott dem Feinde den Mund nicht. (d. h. Gib ihm keine Gelegenheit mir Uebles nachzureden).

Wem Gott hilft, dem helfen auch alle Heiligen.

Wenn Gott nicht will, wollen auch die Heiligen nicht.

Wenn mich die Sonne bescheint, liegt mir wenig am Monde.

Möge mir nur die Sonne scheinen, dann können die Sterne erlöschen.

Wo das Recht nicht hilft, wird das Unrecht nicht helfen.

Setze dich hin wo dirs beliebt, aber sprich recht.

Wenn du auch schief sitzest, sprich nur gerade.

Wer die Wahrheit geigt, den schlägt man mit dem Bogen auf die Finger; oder

Wenn der Fidler von Gerechtigkeit aufspielt, schlägt ihm der Bogen auf die Nase.

Rede wahr, dann aber sieh daß du fort kommest.

Wer sich an das Recht hält, wird nie eine Kuh melken.

Der Gerechte lacht — der Schuldige verbirgt sich.

Hilf Gott nur dem Listigen, dem Gerechten thuts nicht Noth.

Treffe Gott den Schuldigen; der Schuldlose ist ohne dies schon längst umgekommen.

Mancher Mensch ist nicht durch die Vorsehung, sondern durch sich selbst unglücklich.

Wer sich selbst hütet, den hütet auch Gott.

Wer ist noch aus jener Welt mit zerschlagenem Kopfe zurückgekommen? (d. h. Niemand weiß, wie es jenseits zugeht.)

Zu einem Heiligen, der nicht hilft, soll man auch nicht beten, oder:

In einer Kirche, die nicht hilft, soll man auch nicht beten.

Wüßte ich, daß es mir nicht besser wäre, ich ginge auch in die Kirche nicht.

Der heilige Nicolaus hütet nicht das Ränzel, sondern die festen Handhaben.

Der Weingarten bedarf nicht des Gebetes, sondern der Haue.

Im Essen liegt nicht Sünde, wohl aber im bösen Thun.

Die Sünde geht aus dem Munde, und nicht in den Mund.

Die Mutter beweint nicht den, der die Fasten gebrochen hat, sondern den, der ihr gestorben ist.

Selbst das mit Recht Erworbene nimmt der Teufel zur Hälfte weg, (wie erst das mit Unrecht Erworbene).

Auf geraubtem Gute lastet Fluch.

Ungerecht erworbenes Gut kommt nicht aufs dritte Glied.

Wer mit dem Teufel Kürbisse säet, an dessen Kopf werden sie zerschlagen.

Der Teufel ackert und gräbt nicht, sondern er sinnt und übt nur Schlechtes.

Der Teufel hat nicht einmal sich selbst gut gewollt.

Besser ist es den leeren Sack unter dem Arm zu tragen als den Teufel in demselben.

Wenn der Teufel die Wiege nicht zertrümmerte, wird er das Grab zertrümmern. (Wenn den Menschen das Unglück nicht in der Jugend traf, so wird es ihn im Alter treffen.)

Als deine Teufel geboren wurden, tanzten meine schon im Kolo. (Du betrügst mich nicht, das verstehe ich besser als du.)

Warum weiß der Teufel viel? Weil er alt ist.

Wo der Teufel etwas nicht ausrichten kann, schickt er ein altes Weib hin.

Mit dem Teufel gekommen, mit dem Teufel auch weggegangen.

Selbst der Teufel ist nicht so schwarz, wie die Leute sagen.

Auch der Teufel weiß was recht ist, er will es nur nicht thun.

Auch der Teufel wenn er recht spricht, verdient Anerkennung.

Wer Schlechtes thut, muß auch Schlechtes erleben.

Einem schlechten Vieh fehlt auch das schlechte Futter nicht.

Thue Gutes und bereue es nicht, thue Uebles, erwarte das Gleiche.

Schlechtes thun und dann Gutes erwarten ist unmöglich.

Wer Schlechtes thut, der möge nie Gutes erwarten.

Wer Gutes thut, wird es nicht bereuen.

Thue Gutes und solltest du es auch ins Wasser werfen.

Er hat wie ein Hund gelebt, und ist wie ein Hund gestorben.

Wer sich fremden Elendes freuet, der erwarte sein Eigenes.

Wer nach fremder Wolle ausgeht, kommt oft selbst geschoren nach Hause.

Von Allem was man immer thut, trägt man selbst die Folgen. (Der Ursprung dieses Sprichwortes liegt in nachstehender Erzählung: Einst verdroß es eine Türkin einen Derwisch täglich auf der Straße rufen zu hören: Von Allem was man immer thut, trägt man selbst die Folgen. Sie beschloß ihm zu beweisen, daß dies eine Unwahrheit sei, vermengte in solcher Absicht eine Menge Arsenik mit Mehl, buk daraus einen kleinen Kuchen und schenkte ihn dem Derwisch.

Dieser der eben nicht hungrig war, steckte den Kuchen unberührt in sein Ränzel, das er um den Hals hängen hatte, und ging schreiend weiter. Während er so durch die Straßen der Stadt ging, da traf es sich daß er auch an dem Kaufladen des Mannes jener Türkin, die ihm den Kuchen gegeben hatte, vorbei kam, und zwar in dem Augenblicke, als er an einem Stücke Kuchen aß, das er eben erst von einer milden Hand geschenkt erhalten hatte. Das Kind der Türkin, das zufällig auch bei dem Kaufmanne im Laden war, sah ihn essen und bat daher weinend den Vater, von dem Derwische den Kuchen zu verlangen, den dieser eben aß. Der Vater ruft nun um das Kind zu beruhigen, den Derwisch zu sich heran, und bittet ihn um ein Stückchen Kuchen. Doch dieser erblickte kaum das weinende Kind, als er flugs in sein Ränzel, in welchem er mehre Kuchen aufbewahrt hatte, griff und in seiner Gutmüthigkeit dem Kinde, statt eines Stückchens einen Ganzen reichte, zufällig aber gerade denselben, welchen die Mutter des Kindes ihm geschenkt hatte. Nachdem er von dem Türken einige Paras bekommen, verfolgte er schreiend seinen Weg, während der Kaufmann den Kuchen anbrach und davon dem Kinde gab. Dieses hatte aber kaum ein paar Bissen verschluckt, so fing es sich zu winden und kläglich zu jammern an, daß ihm der Leib schmerze. Erschrocken und in aller Eile hüllte der Vater das beinahe halbtodte Kind in seinen Pelz und trug es heim, woselbst kaum angekommen es auch verschied. Der Türke erzählte nun der wehklagenden Mutter, wie das Kind von einem Derwische Kuchen genommen, und

als er ihr den Rest davon reichte, ward sie von der Wahrheit dessen, was der Derwisch rief, überzeugt, daß von Allem was man immer thut, man selbst die Folgen trage!)

Alles was der Ochse aufwühlt, wirft er sich selbst auf den Nacken.

Was Einer schnitzt, das fällt ihm auch vor die Füße.

Dir ackerst du, dir säest du, dir eggest du, dir wirst du auch ernten.

Jede Ziege wird an ihrer eigenen Häkse aufgehangen.

Ein scharfer Essig verdirbt sein eigenes Faß.

Wenn der Mensch in die Höhe spuckt, wird ihm sein Speichel ins Gesicht fallen.

Niemand kann Jemanden beschimpfen, bis dieser sich selbst beschimpft.

So lange der Mensch sich nicht selbst Schande macht, kann ihn Niemand zu Schanden machen.

Wer da will, daß ihn andere Leute achten, der muß sich erst selbst achten.

Er könnte die Augen im Kopfe entzweien (sagt man von einem Ränkeschmiede).

Bei ihm wünscht ein Fuß dem andern nichts Gutes, oder:

Bei ihm wünscht ein Auge dem andern nichts Gutes (sagt man von einem listigen und schlechten Menschen).

Der sich selbst feind ist, wie kann der Anderen freund sein?

Er lügt selbst, wenn er betet.

Die Lüge hat kurze Füße.

Die Lüge hat einen seichten Boden.

Sei weder Honig, daß man dich auflecke, noch Gift, daß man dich ausspucke.

Wer vor jedem Unbedeutenden den Hut zieht, wird kahl.

Die Zeit ist nicht gekommen, daß wir zu Grunde gehen, sondern daß wir sehen wie ein jeder gesinnt ist.

Der Schnee fällt nicht um die Welt zu vertilgen, sondern damit jedes Thier seine Spur zeige. (Die Noth kommt nicht um alle Menschen zu vernichten, sondern nur damit sich alsdann eines jeden Gesinnung zeige.)

Den Hasen findet man nach der Spur.

Es wird St. Veitstag kommen, d. h. wir werden sehen wer treu und wer treulos ist. (An diesem Tage den 15. Juni 1389 haben die Serben auf dem Amselfelde die bekannte Schlacht und damit ihre Selbstständigkeit verloren.)

Das Gold erprobt sich im Feuer und der Mensch im Unglücke.

Ein schlechtes Jahr fordert Frucht und die Noth einen Freund.

Im Elende lernt man den Menschen kennen.

Den Freund erkennt man im Unglücke, wie das Gold im Feuer.

Geht der Wein aus, hört auch das Gespräch auf; geht das Geld aus, bleiben auch die Freunde aus.

Wofür hab ich dich, wenn du mir in der Noth nicht helfen willst? (Wenn Jemand einen Freund um etwas bittet).

Gib du mir einen Gefährten der mit mir weint; einen der mit mir lacht will ich leicht finden.

Beim Trinken erkennt man den Menschen.

Den Menschen erkennt man beim Trinken, und das Pferd im Kothe.

Was der Nüchterne denkt, plaudert der Betrunkene.

Willst du Einen kennen lernen, gib ihm die Macht.

Einem Zigeuner wurde ein Kaiserthum zu Theil, und er ließ seinen Vater aufhängen. (Sagt man, wenn ein Böser Macht erlangt und sie mißbraucht.)

Ein Mensch kann den Andern nicht eher kennen lernen, bis er mit ihm so viel Salz verzehrt hat, als er mit den Zähnen von der Erde aufzuheben im Stande ist; oder:

So lange ein Mensch mit einem Andern nicht einen Sack Mehl aufgegessen hat, kann er ihn nicht kennen.

Die Dienstwilligkeit ist mächtiger als die Gewalt.

Das Haus des Bereitwilligen steht in der Tiefe, kaum erblickt man dessen Giebel.

Der Zu-Gefallen-thuenden wird es in der Hölle am meisten geben (d. h. Jener, die nicht nach Recht, sondern Jemand zu gefallen handeln oder urtheilen).

Wer des Schuldigen schont, thut dem Unschuldigen Unrecht.

Kein ärgeres Handwerk, als die Streitsucht.

Mit wem man dich sieht, mit dem zeichnet man dich auf.

Mit was für einem Menschen du bis Mittag umgehst, ein solcher bist du Nachmittag.

Wer mit einem Nichtswürdigen umgeht, dem ekelts immer.

Wer sich zu dem Schlechten gesellt, beklagt sich immer.

Mit dem Schlechten geselle dich nicht, denn es wird dir ekeln.

Unter Trefflichen trefflich sein, ist keine Kunst.

Wer mit Hunden liegt, steht mit Flöhen auf.

Einem bösen Weibe und einem schlechten Gefährten weiche aus, damit sie dich nicht beschimpfen.

In welchen Kolo du trittst, den tanze auch.

Besser ist ein guter Ruf, denn ein goldener Gürtel.

Ein guter Ruf dringt weit, ein schlechter aber noch weiter.

Wenn der Mensch auch nicht schön und reich sein kann, wie er möchte, so kann er doch gut und rechtschaffen sein.

Wo die Ehre ist, ist auch die Seele. (Was eine Schande ist, ist auch eine Sünde.)

Wer ein Ehrgefühl hat, der hat auch eine Seele.

Unsere Haut wird nicht getragen, unser Fleisch wird nicht gegessen, was haben wir dann; wenn wir keine Ehre haben?

Der Mensch gibt alles für die Ehre, die Ehre aber um keinen Preis.

Nichts ist der Ehre gleich.

Das Wasser wäscht alles rein, nur nicht ein schwarzes Antlitz. (Im Serbischen heißt obraz sowohl das Antlitz, die Wange, als die Ehre, daher man unter dem Ausdrucke „schwarzes Antlitz“ befleckte Ehre oder Schande versteht.

Alles schwemmt das Wasser weg, nur nicht die Schande.

Das Wasser wäscht alles rein, nur eine befleckte Zunge nicht.

Das Antlitz erglüht nicht vor der Sonne, wohl aber vor redlichen Menschen.

Wer groß hinaus will, dem wird es nicht leicht.

Ein reines Antlitz braucht wenig Wasser.

Ein prunkendes Gewand verdeckt die Schande nicht.

Die edelste Abkunft ist nichts gegen einen ruhmvollen Namen.

Weh dem Sündigen und dem Verhaßten.

Besser ist es ehrlich zu sterben als schmachvoll zu leben.

Besser ist Redlichkeit in Armuth, denn Reichthum ohne Redlichkeit.

Besser ehrlich sich zurückziehen, als schmachvoll auftreten. (Sagt man besonders von der Bewirthung und dem Empfang eines Gastes.)

Besser ist dir den Kopf zu verlieren, als die Seele mit Sünden zu belasten.

Ich werde sterben, aber meine Seele nicht so leicht dem Teufel geben.

Jeder hat nur Eine Seele (darum soll er ihrer Sorge tragen).

Wer sich vor den Menschen nicht schämt, der fürchtet sich vor Gott nicht.

Wer Gott nicht fürchtet, und die Menschen nicht scheuet, den fliehe.

Wo Furcht ist, da ist auch Scham.

Wer die Scham vor den Menschen verliert, der wird auch die Furcht vor Gott verlieren.

Durch Schüchternheit verliert man das Ansehen, und durch Furcht die Ritterlichkeit.

Die Scham hat sich in die Mauer verkrochen (d. h. man hat aufgehört sich zu schämen).

Lieber vertilgt werden als eine schlechte Nachkommenschaft haben.

Von einem schlechten Stamme möge auch keine Nachkommenschaft bleiben.

Mein Haus, meine Freiheit! (In meinem Hause bin ich frei.)

Sein Häuschen, sein Wille.

Sein Häuschen, seine Freiheit.

Und wenn auch meine Festung klein ist, so bin ich aber darin der Vogt.

Man geht zwar überall hin, jedoch am liebsten wieder nach Hause.

Der Boden meiner Heimath wird mein Blut trinken. (Von meinem Eigenthume lasse ich mich nicht lebendig vertreiben.)

Mir ist lieber, daß die heimathliche Erde mein Blut trinke, als die fremde. (Ich will lieber mein Haus und Gut vertheidigend umkommen, als es verlassen.)

In den eigenen Obstgarten geht ein Jeder wenn er will.

Jeder Hausherr ist seines Hauses Bischof (soviel als Despot).

Jeder Priester ist seines Buches kundig.

Jeder Hahn ist auf seinem Düngerhaufen der Stärkste.

Ein jeder Hund ist bei seiner Hürde am stärksten.

Jeder kennt seiner Kappe Eigenschaft.

Besser ist es ein Gebieter über Kleine als ein Diener in Castel-nuovo zu sein.

Wer selbstständig sein kann, möge nie einem Fremden unterthänig werden.

Besser im Grabe, als Sklave sein.

Mir ist lieber daß du über mein Grab schreitest, als über meinen Leib.

Besser ist es aus dem Gebirge, als aus dem Kerker zu schauen. (Es ist besser vor dem Gerichte zu fliehen, und ein Abtrünniger, als gefangen und eingesperrt zu werden.)

Der Sklaverei kann man einmal entkommen, dem Grabe nie.

Einem fremden Hause dienen, ist schwer; aber ein eigenes erwerben, ist noch schwerer.

Wenn es auch schlecht ist, gehört es doch mir an. (Sich meist auf Kinder oder Verwandte beziehend.)

Es sind weder alle die Deinigen heilig, noch alle die Meinen verdammt.

Besser ein Eigenes, wenn auch träge, als das Fremde munter (z. B. ein Pferd).

Ein jeder Zigeuner lobt sein Pferd.

Jede Alte bläst unter ihren eigenen Kessel.

Eine jede Kuh leckt ihr Kalb.

Jederman leitet das Wasser nach seiner Mühle.

Wenn es donnert, bangt Jedem für sich selbst.

Jeder kämpft, um zu gewinnen.

Die Hündin bellt nicht des Dorfes, sondern ihretwegen.

Was dein ist, lasse dir nicht nehmen, und das Fremde eigne dir nicht zu.

Sein Eigenthum kann man auch vom Altar in der Kirche zurückfordern.

Was man im Hause braucht, das gibt man nicht einmal der Kirche.

Das Hemd ist mir näher, als das Kleid.

Es ist besser seine eigene Kirche decken, als eine fremde.

Blut ist kein Wasser (pflegt man zu sagen, wenn sich Brüder entzweien, d. h. sie sind eines Blutes, sie können sich wieder leicht versöhnen).

Ein Bruder, wessen Glaubens er auch sei, ist mir stets lieb.

Es gibt keinen Sommer, bis nicht der Georgs-Tag kommt, noch einen Bruder, bis ihn die Mutter gebiert!

Wer den Bruder nicht als Bruder behandelt, wird einen Fremden als Herrn betrachten müssen.

Von einem fremden Pferde wird man in den Koth geworfen.

Sind auch wir Brüder, so sind doch unsere Börsen nicht Schwestern, oder: Die Brüder wie Brüder, doch die Säckel wie die Mörder.

Mit den Deinigen iß und trinke, aber weiter sollst du nichts mit ihnen gemein haben (d. h. nichts handeln oder sonst Geschäfte machen).

Eine verheirathete Tochter wird schon Nachbarin genannt.

Weh der Mutter mit einem Mädchen (ohne Sohn).

Weh der Schwiegermutter im Hause des Schwiegersohnes.

Die Wölfe nähren sich nicht von bestelltem Fleische.

Fremder Schutz, ein Stab aus Moorhirse!

Eine fremde Hand erwirbt nicht, oder:

Eine fremde Hand spart nicht.

Weh dem Brei auf fremde Milch wartend! oder:

Weh dem Topfe aus dem Dorfe auf Würze wartend.

Weh dem, der fremdem Verstande folgt!

Verlasse dich nur auf dich und dein Pferd.

Das beste väterliche Erbtheil ist Rodeland.

Die Augen des Besitzers machen das Pferd fett (d. h. nur unter seiner Obhut gedeiht es).

Weh einem Jeden überall, wo es sei, ohne die Seinigen!

Man führt wohl den Seinigen an die Grube, aber man wirft ihn doch nicht hinein; oder:

Man führt den Seinigen an das Wasser, stößt ihn darin unter, aber los läßt man ihn doch nicht; oder

Ein Bruder führt wohl den andern über eine Grube, aber er wirft ihn doch nicht hinein.

Lasse, o Gott! weder zu, daß ich den Bruder misse, noch daß ich an seinem Herde sitze.

Hüte du mich vor den Meinigen, vor den Fremden will ich mich schon selbst hüten.

Der mir Gutes wünscht, ist mein Bruder.

Wenn man auch von den Seinigen nicht ernährt wird,

so ist es doch beklagenswerth, wenn man sie nicht hat, um von ihnen vertheidigt zu werden!

Lieber will ich den Bruder zum Mörder, als den Fremden zum Herrn haben.

Wer mich tritt, der liebt mich nicht.

Einem Fremden gegenüber kannst du prahlen, den Deinigen aber sage die Wahrheit.

Den Fremden gegenüber rühme dich, und nur den Deinigen klage!

Eine Stiefmutter ein schlechter Trost!

So viel es weiße Krähen gibt, so viel gibt es gute Stiefmütter!

Es ist besser, daß das Dorf zu Grunde gehe, als im Dorfe die Gebräuche.

Es ist besser das Land verkaufen, als dessen Gebräuche verlieren.

So viel Dörfer, so viel Gebräuche.

Besser einen Goldammer in der Hand, als einen Falken im Walde.

Wer keinen Falken hat, der freut sich auch des Kukuks.

Besser ist selbst schwarzes Brod, denn ein leeres Ränzel.

Besser ist dir heute noch Haberbrod, als morgen Kuchen.

Besser ist selbst Bohnenstroh, denn leere Krippen.

Besser selbst auf der Egge zu fahren, denn zu Fuße zu gehen.

Besser ist es auf dem schlechtesten Pferde reiten, als zu Fuße gehen.

Mit dem Schlechten geht es schlecht, ohne das Schlechte noch schlechter.

Besser ist es durchgeprügelt, als erschlagen werden.

Es ist besser verwundet, als umgebracht werden.

Es ist besser irgend einmal als niemals.

Ein Stück in fremder Hand scheint immer größer.

Die Feigen jenseits des Zaunes sind süßer.

Man soll seine Glocke keinem fremden Widder anhängen.

Des ganzen Dorfes Schafe und des Schulzen Glöcklein (d. h. die Anführer erndten für die Leistungen der Menge).

Des liebsten Gastes ist man in drei Tagen satt.

Zwei Abende einen Gast bewirthen genügt.

Der Gast ist für drei Tage.

Gästen die oft kommen, versagt man den Kuß.

Ein Gast haßt den andern, und der Hausherr beide (wenn nämlich ein Reisender in ein Haus einkehrt, um zu übernachten, und dort einen antrifft, der vor ihm eingekehrt ist, daher nicht die Bequemlichkeit findet, die er sonst gefunden hätte).

Eines ungebetenen Gastes Platz ist hinter der Thür.

Ein Gast weiß nicht, was fasten heißt.

Mit fremden Sachen kann man leicht groß thun.

Mit fremdem Gute freigebig sein ist leicht.

Mit fremden Händen Schlangen fangen ist leicht.

Dreihundert Stockstreiche auf fremdem Rücken empfindet man nicht.

Dienen heißt nicht sich verbrüdern.

Der Schmied hat die Zange, damit er sich die Hände nicht verbrenne.

Der Herr frägt den Esel nicht, wenn er ihn belasten will, sondern er thut es, wenn es ihm beliebt.

Wo der Hund schlürft, dort bellt er auch.

So lange man Brocken hat, wird man Hunde haben.

So lange es Köpfe gibt, wird es Kappen geben.

Der Untergebene soll keinen Widerspruch kennen.

Binde das Pferd dort an, wo es dir der Herr befiehlt.

Ein Diener soll viel hören und wissen, aber wenig reden.

Wo man auf die Aeltesten nicht horcht, da hilft Gott nicht.

Nur Gott allein hat keinen Herrn.

Jeder Vogel hat über sich einen Geier.

Der Schweif befiehlt nicht dem Kopfe.

Weh dem Kopfe, wenn der Schweif befiehlt!

Ein Essig, der nicht scharf, und ein Hausvater, der nicht streng ist, taugen nichts.

Weh einem Hauswirthe, den der Diener lehrt.

Es ist besser ein Jahr Stier als hundert Jahre Kuh sein.

Es ist besser einen Tag der Hahn, denn einen Monat die Henne sein.

Weh dem Hause, das keinen Herrn, und einem Grundstücke, das keinen Hüter hat!

Weh dem Hause ohne Herrn und einem Herde ohne Klotz!

Wo kein Vater ist, gibts auch keinen Topf.

Wo kein Zaun ist, gehen die Anlagen zu Grunde.

Eine herrenlose Milch wird von den Hunden ausgeschlürft.

In verlassenen Kirchen heulen selbst die Hunde.

Wo keine Hunde sind, da heulen die Wölfe.

Weh der Hürde, um welche herum die Hunde nicht bellen.

In einem Dorfe, wo kein Hund ist, kann man leicht ohne Stock gehen.

Wer sich nicht rächt, wird nicht heilig.

Selbst die Kuh wehrt sich mit dem Schweife.

Das Blut kann nicht einschlafen. (Wenn Jemand umgebracht wird, können dieß die Angehörigen nicht vergessen, bis sie ihn gerächt haben.)

Etwas dulden, ist zwar schwer, doch dessen zu gedenken, ist leicht.

Eine schlechte Frau gibt das Geborgte nicht zurück, und eine gute gibt es doppelt. (Wer Uebles thut, dem wird es vergolten.)

Schwer ist es mir dem zu vergelten, der mir Gutes thut, dem, der mir Uebles thut, kann ich es leicht nachtragen!

Jede Macht ist vergänglich, und die Noth kann Jeden treffen.

Die Sense wird auch an einen Stein stoßen.

Auch für mich werden die Weihnachten kommen.

Auch für ihn wird ein schlechter Morgen kommen.

Auch für ihn wird ein schwarzer Freitag kommen.

Der viel droht, rächt sich selten.

Begrabe erst diejenigen, welche du bis jetzt umgebracht

hast (sagt man, wenn Jemand Einem droht ihn umzubringen, und man glaubt, daß er dies zu thun nicht im Stande sei).

Wenn es am stärksten donnert, regnet es am wenigsten.

Ein Hund, der viel bellt, beißt nicht.

Eine Henne, welche viel gackert, legt wenig Eier.

Ein gutes Schaf blökt wenig, gibt aber viel Wolle.

Zwei Schwache sind stärker als Milos.

Zwei sind stärker als Radojiza.

Zwei Haselnüsse sind für die Nuß ein Heer.

Wo zwei ihre Seele daransetzen, gilt es dem dritten der Kopf. (Wo zwei gegen einen, wenn auch falsch zeugen, ist er verloren).

Zwei warten nicht auf den dritten.

Ein Uebel kann den Menschen nicht aufreiben.

Ein Mensch kann nicht alles wissen.

Pabst und Bauer wissen mehr denn der Pabst allein.

Das Dorf ist stärker als die Hochzeitsgäste.

Viele Hunde beißen den Wolf todt.

Wer einen Anhang hat, mit dem sind auch die Götter.

Jeder Fluß wird durch die Bächlein mächtig.

Zur Schaar, Täublein! (damit dich der Sperber nicht davonträgt).

Ohne Genossen kein Heldenthum.

Eine zahlreiche Familie, ein schneller Beistand.

Eine mächtige Familie, auch ein mächtiges Recht. Eine kleine Familie, ein kleines Recht.

Wo es Brüder gibt, gibt es auch was zu theilen.

Wer ist ein guter Held? Die Menge ist es.

Das Volk ist eine starke Stute. (Es vermag viel.)

Die Türken glauben, daß die Raja ein Spaß (eine Kleinigkeit) sei, doch die Raja ist das Haupt der Festungen.

Pflugschar und Haue ernähren die Welt.

Je mehr Eier, desto dicker die Suppe.

Das Schwerere überwiegt allenthalben.

Wo es dünn ist, da reißt es auch.

Eine Hand wäscht die andere, und das Antlitz beide.

Selbst die Rinder lecken sich gegenseitig.

In der Mühle mahlt man auch der Reihe nach.

Der Baum stützt sich (vom Sturm entwurzelt) an den Baum, der Mensch (im Unglück) an den Menschen.

Wo Eintracht wohnt, da ist auch Gottes Segen.

Einträchtige Brüder essen selbst am Freitage Fleisch.

Ein zweizackiger Pfahl kann nicht in die Erde dringen. (Uneinige Menschen richten nichts aus.)

Der Eine schlägt auf den Nagel, der Andere auf das Hufeisen. (Wenn man sich nicht verständigt.)

Berathung (gleichbedeutend mit Eintracht) stürzt das Haus nicht um.

Besser ist von fern sich lieben, als in der Nähe sich hassen.

Wenn die Gäste nicht toll sind, wird das Haus nicht zu eng sein.

Wer auf die Menschen nicht horcht, ist selbst kein Mensch.

Wer Jedem folgt, thut schlecht; wer Niemandem folgt, noch schlechter.

Allein sein thut dem Menschen selbst beim Essen nicht wohl.

Wer sich vor den Menschen verbirgt, sollte lieber gar nicht da sein.

Auch unter den Heiligen gibts Wortwechsel.

Auch die Heiligen haben gesündigt, und sind dennoch heilig geworden (denn sie bereuten).

Auch die Gedärme im Bauche zertragen sich bisweilen.

Wie viel Menschen, so viel Naturen.

Selbst die Finger an der Hand sind nicht alle gleich.

Es gibt kein Getreide ohne Wicken.

In jedem Waizen gibt es Brand.

In jedem Brode gibt es Kleie.

In jedem Hause gibt es Rauch.

Wo eine Hürde ist, da ist auch der Tod.

Wem die Katze schmeichelt, den kratzt sie auch.

Der guten Dinge drei auf einmal besitzen, ist schwer.

Wenn man Fett hat, fehlt das Mehl, wenn man Mehl hat, fehlt das Fett.

Besser mit einem Helden sich schlagen, denn mit einem Nichtswürdigen sich küssen.

Lieber mit Guten sich zanken, denn mit Schlechten sich gesellen.

Besser mit dem Weisen weinen, als mit dem Thoren singen.

Die großen Fische verschlingen die kleinen.

Bis nicht eine Schlange die andere verschlingt, kann sie kein Drache werden.

Bis es dem Einen nicht nachtet, kann es dem Andern nicht tagen.

Bis Einer sich nicht kalt hinstreckt, kann sich ein Anderer nicht ausbreiten.

Bis nicht dem Einen schlecht wird, kann einem Andern nicht gut werden.

Wer mit dem Kaiser Krieg führt, trägt Uebles heim.

Weh der hornlosen Ziege, wenn sie mit dem Wolfe Krieg führt.

Ein Hornloser kann sich mit einem Gehörnten nicht stoßen.

Gott behüte dich mit einem Gehörnten dich zu stoßen, und mit einem Kahlköpfigen zu raufen.

Wer den Wein trinkt, wird sich betrinken. Wer das Pferd reitet, wird herunterfallen.

Wer zu viel trinkt, schlägt sich auf den Kopf.

Der Betrunkene ist weder ein Mensch noch ein Held.

Ein Säufer heißt nicht derjenige, welcher viel trinkt, sondern der, welcher sich betrinkt.

Der Wein macht auch einen Greis tanzen.

Der Wein bethört selbst den Weisen.

Der Wein schweigt nicht, sondern lärmt.

Der Wein sagt nicht: geh! sondern: bleib!

Wer trinkt und nicht bezahlt, kehre nie mehr in die Schenke zurück.

Wenn ich trinke, und es geht mir schlecht; wenn ich nicht trinke, und es geht mir auch nicht besser; dann trinke ich lieber, sollt' es mir auch schlecht gehen.

Ein Antlitz, das der Wein nicht röthet, taugt nicht (d. h. wer nicht Wein trinkt, kann nicht gut aussehen).

Das Wasser selbst im Stiefel haben, ist schlecht. (Sagen die das Wasser nicht gerne trinken.)

Der Branntwein weiß nicht was der Kadi (Richter) ist.

Wenn der Kadi wüßte was Branntwein ist, er hielte statt des Buches (Koran) den Branntwein unter dem Kopfe.

Die Mutter eines Helden die wehklagt zuerst. (Denn ein Held stürzt sich kühn in die größten Gefahren, und findet darin am ersten den Tod.)

Derjenige, dessen sich die Gefährten rühmen, versperrt gar bald den Engpaß (mit seiner Leiche).

Den Furchtlosen beißen die Hunde am ersten.

Fliehen ist schmachvoll, aber vortheilhaft.

Ein Furchtsamer kehrt heim.

Was der Mensch am wenigsten fürchtet, vor dem soll er sich am meisten hüten.

Oft ertrinkt der beste Schwimmer.

Selbst ein Pferd um hundert Dukaten strauchelt.

Die Nadel durchsticht eine junge Haut eher, als eine alte.

Auf dem Markte gibt es mehr Lämmer als Schafhäute. (Pflegen alte Leute zu sagen, wenn ihnen die jungen vom Tode vorreden.)

Nicht die glänzende Waffe kämpft den Kampf, sondern des Helden Herz.

Hüte dich vor einer rauchgeschwärzten Flinte, oder:

Fürchte dich nicht vor einer glänzenden Flinte, sondern vor einer Rauchgeschwärzten.

Nicht fürchtet sich Bajo vor einem Damascener Gewehre, sondern vor einem mit Riemen gebundenen. (Denn viele prächtigen Gewehre werden blos der Zierde wegen getragen, während man die schlechten nur bei sich hat, um im Nothfalle davon Gebrauch zu machen.)

Der Arbeitende hat Alles, allein der Sparende hat doch noch mehr.

Sparen ist der trefflichste Erwerb.

Besser ist gut gespart, denn schlecht erworben.

So lange du etwas hast, sollst du es hüten.

Wer kauft, was er nicht braucht, wird zuerst verkaufen, was er braucht.

Wer viel austheilt, wird bald betteln.

Die Schafe hütet man leichter, als das Geld.

Erwerben ist leichter als erhalten.

Ohne Sparen kann man nie viel erwerben.

Das blanke Geld bewahre für die trüben Tage.

Arbeiten ziemt dem Manne, und sparen der Frau.

Wenn der Mann den Erwerb auf der Heugabel ins Haus brächte, die Frau aber ihn nur mit der Nadel hinauswürfe, kann das Haus nicht bestehen.

Der Regen fällt tropfenweise und bildet dennoch Pfützen.

Hundert kleine Dinge bilden ein Großes.

Viele Körner bilden einen Haufen.

Wer den Kreuzer nicht achtet, zählt keine Zechinen.

Wer die Brosamen nicht aufhebt, wird nie eine Schwiegermutter haben (d. h. ein eignes Haus).

Wenn vom Thaler ein Kreuzer fehlt, ist es kein Thaler mehr.

Durch Flicken erwirbt man ein Haus.

Flicken erhält das Haus.

Flicken und dulden erhält die halbe Welt.

Flickerei ist die Mutter der Armen.

Wer das Alte nicht flickt, trägt auch das Neue nicht.

Ein zerrissener Sack läßt sich nie anfüllen.

Ein alter Sack ist schwer zu flicken.

Vor dem Hausdiebe ist es schwer sich zu schützen.

Ein Hausdieb rottet das Haus aus.

Die Schuld ist ein schlechter Gefährte.

Wer schuldig ist, der ist beklagenswerth.

Ein Schuldner bindet nicht den Beutel zu.

So wie du eine fremde Henne verzehrt hast, binde deine eigene beim Fuße an. (Den damit zu bewirthen, der dich bewirthet hat.)

Er hat selbst die Haare am Kopfe verschuldet.

Lieber in Schulden, als in Schande sein.

Der Eingesperrte zahlt die Schulden nicht.

Wenn auch das Haus verbrennt, fliegen doch die Schulden zum Rauchfang hinaus.

Ein todter Kopf zahlt keine Schulden, d. h. durch die Hinrichtung oder Tödtung eines Menschen Schulden halber werden dieselben nicht getilgt.

Eine alte Schuld, eine immer neue Forderung. (Eine Schuld kann nie alt werden.)

Von einem schlechten Schuldner nimm die Ziege auch ohne Kitzlein.

Ein geiziger Vater, diebische Kinder.

Der Geizige gibt mehr, und der Faule trabt weiter.

Wer die Katze nicht ernährt, der ernährt die Mäuse.

Suchend eine Nähnadel, verlor er eine Packnadel.

Wo das Tausend aufgegangen ist, soll auch das Hundert aufgehen.

Durch das Geld verliert man die Seele.

Das Geld klingt fein, wird aber weit gehört.

Wo die Münzen klingen, schweigen die Philosophen.

Das Geld ist der Kaufmann.

Der Reiche ißt, wenn er will, und der Arme, wenn er kann.

Das Feiste gilt für schön, und der Reiche für weise.

Der Reichthum verdeckt die Gemeinheit.

Bei einem reichen Bauer ist auch das Rind klug (man schmeichelt ihm).

Bei einem reichen Bauer ist der Waizen theuer.

Eines reichen Mannes Frau ist immer trefflich.

Ohne Geld nicht einmal in die Kirche.

Selbst das Grab des Heilands wird nicht umsonst gehütet.

Ein schlimmer Grundherr treibt dir eine Kuh weg, und ein guter zwei. (Den Schlimmen fürchtet man und hütet sich daher, indeß man von dem Guten durch Schmeicheleien übervortheilt wird.

Er saugt das Blut mit Baumwolle auf. (Wenn Jemand mit schönen Worten das Ueble was er thut beschönigt; dies gilt besonders von Oberhäuptern und Regierenden.)

Wer keinen Spahi (Grundherrn) hat, der kaufe sich eine Uhr. (Man meint damit, daß ihm die Ausbesserung der Uhr eben so viel kosten werde, als er an den Spahi zu entrichten hätte.)

Eine unfruchtbare Kuh oder eine Uhr zu haben ist eins.

Ein stiller Fluß schwemmt die Ufer weg.

An einer verborgenen Kohle verbrennt man sich am ärgsten.

Hüte dich vor den Kohlen unter der Asche.

An einer verdeckten Kohle brennt man sich.

Hüte dich vor einem Hunde, der ohne zu bellen beißt.

Wer arbeitet, den hindert Gott nicht.

Ein arbeitsames Mädchen, eine baldige Hochzeit.

Arbeite, dann will ich dir auch helfen, sagt Gott der Herr, oder:

Dem Arbeitsamen hilft Gott.

Arbeite, als wolltest du hundert Jahre leben, und bete, als solltest du morgen sterben.

Den Weihnachtsbraten besorgt man nicht am heiligen Abend (weil in Serbien den Weihnachtsbraten gewöhnlich ein junges Schwein bildet, welches man wenigstens einige Wochen vor Weihnachten hiezu bestimmt, mästet, und am heiligen Abend an einem Pfahl ganz brät).

Klein ist zwar die Wachtel, aber sie ermüdet den Helden und das Pferd.

Klein ist zwar die Perle, doch wird sie an vornehmem Halse getragen.

Klein ist zwar das Pfefferkorn, aber es kommt vor die Vornehmen.

Die Schönen führen das Kolo (den Tanz) an, indeß die Häßlichen das Haus besorgen.

Die oft in den Spiegel blickt,
Schlecht sich zu der Wirthschaft schickt.

Die Henne möge nur bunt sein, wenn sie auch kein Ei legt. (Sagen Einige im Scherze von dem Mädchen, wenn man vom Heirathen spricht, d. h. es sei nur schön, im Uebrigen wie immer.)

Ein Mädchen wird durch ihr Antlitz verheirathet.

Schön ist zwar auch die Schlange, aber böse.

Auch ein Klotz ist schön, wenn er angekleidet und ausgeschmückt ist.

Von außen schön, aber von innen blind.

Die Rheinweide ist schön zu schauen, aber bitter zu kauen.

Mit den Ohren, und nicht mit den Augen soll man heirathen.

Weiße Hände lieben fremde Arbeit.

Ein reines Schwein hat dünnen Speck, oder: Ein reinlich Schwein wird nie fett werden.

Eines verschämten Blinden Sack bleibt leer.

Der Ackersmann hat schwarze Hände, aber weißes Brod.

Die Zigeunerin ist unverschämt, aber ihr Ränzel ist voll.

Eines schmollenden Priesters Sack bleibt leer.

Eines jeden Vogels Fleisch kann man nicht essen.

Nicht jeder ist ein Mann der Hosen trägt.

Es ist besser ihn auf der Straße auszuziehen, als zu Hause auszurauben. (Indem seine Kleidung mehr werth ist als alles, was er sonst besitzt.)

Er hat zwar ein Haus von Stein, doch im Hause drinn nicht einmal einen Stein. (Pflegt der Montenegriner zu sagen, wenn irgendwo der Schein auf Wohlstand deutet, wo Armuth ist.)

Die Augen sind davon erfüllt, aber das Herz ist leer.

Niemand sieht, was Einer in seinem Magen, sondern nur, was er an sich hat.

Brich dirs vom Munde ab, um es auf dich zu hängen.

Wenn wir auch im Stalle leben, so essen wir doch kein Stroh.

Wenn auch schwarz, bin ich doch kein Zigeuner.

Wenn ich auch kein Gavan bin, so bin ich doch auch kein Armer. (Hier versteht man den reichen Gavan, dessen in den Volksliedern und Sagen gedacht wird.)

Eine leere Hand ist einer todten gleich.

Ein leeres Ränzel drückt mehr, als ein volles.

Ein leerer Sack kann nicht aufrecht stehen.

Zu einem leeren Glase hat man kein Gebet.

Ein leerer Beutel, gemachtes Fieber.

Das nicht haben, ist die Beunruhigung der Welt.

Ein armer Mensch, ein gemachter Teufel.

Ein armer Mensch, ein gemachter Lügner.

In ein leeres Haus kommen selbst die Mäuse nicht.

Ein Bettler ist selbst dem nicht lieb, der ihn erzeugt hat.

Den Bettler bellen selbst die Hunde an.

Der nie etwas hatte, ist kein Armer, sondern der etwas besaß, und dann verlor.

Es gibt keine festere Burg, denn einen armen Menschen. (Weil dieser nichts hat, und nichts fürchtet.)

Jahre und Armuth lassen sich selten verbergen.

Armuth und ein Husten lassen sich nicht verbergen.

Der Waisen wegen scheint die Sonne, oder:

Gäbe es keine Waisen, schiene auch die Sonne nicht, oder auch:

Gäbe es keine Armuth, schiene die Sonne nicht.

Die Thräne einer Waise durchdringt die Pflugschar.

Lieber soll ein jäher Tod dich hinwegraffen, als daß die Thräne eines Armen über dich komme.

Tritt einer Waise nicht auf den Saum, so wirst du nicht auf dein eigenes Glück treten.

Der Mensch kann der Waise auf den Saum treten, aber nicht auf deren Glück.

Eine Waise ist leicht weinen machen, oder auch:

Leicht ist eine Waise weinen machen, schwer aber sie zu kleiden.

Einen Betrübten oder Unglücklichen ist leicht weinen zu machen.

Einer Waise kann ein Jeder leicht Herr werden.

Weh dem Kranken in einem leeren Hause!

Krankheit und ein reiches Haus brauchen viel.

Es gibt keine ärgere Krankheit, als den Hunger.

Der Hungrige hat keine Augen.

Der Hunger ist ärger als die Pest.

Ein hungriges Auge schläft nicht.

Selbst der Patriarch, wenn er hungrig ist, wird Brod stehlen.

Der Hunger jagt selbst den Wolf zum Walde heraus.

Einem hungrigen Hunde träumt von Brocken.

Einem hungrigen Hochzeitsgaste munden auch die Holzäpfel.

Ein durstiges Pferd wählt das Wasser nicht.

Die Nackten springen höher.

Nackt aber stolz.

Von der Schelte schmerzt der Kopf nicht.

Die Schelte ist eine Gabe Gottes, aber traurig ist, wenn man geschlagen wird, und nicht weinen darf.

Die Alte ist nicht an Vorwürfen gestorben, sondern an leerem Ränzel.

Ein Vorwurf ist ärger als der Tod.

Mit dem Magen muß man dem Brode nachgehen.

Wovon das Schwein satt wird, von dem wird es auch fett.

Die Krähe nährt sich vom Miste, der Falke vom Fleisch, und doch fliegen beide zu Georgi aus.

Des Hauses Schwelle ist das größte Gebirge. (Das zu überschreiten uns am schwersten fällt.)

Die Welt ist kein Korb (sondern nach allen Seiten hin offen, und der Mensch kann hin wo er will).

Wo immer die Sonne scheint, wird überall Brod gebacken.

Der Mensch geht durch die Welt, wie die Biene durch die Blüthen.

Mit dem Gelde bin ich weder geboren, noch werde ich damit begraben werden.

Nackt sind wir auf diese Welt gekommen, nackt werden wir sie auch verlassen.

Es wäre traurig, wenn alle Hunde beißen wollten, die da bellen.

Weh dem Wolfe, dem nicht nachgebellt wird!

Und einem Helden, dem man nicht nachredet!

Der ist kein Wolf, dem die Hunde nicht nachbellen.

Ging es nach Hundeswillen, gäbe es nirgends mehr ein Pferd.

Der Hunde Bellen trübt das Meer nicht.

Niemand kann der ganzen Welt Kuchen backen.

Niemand kann soviel Tücher weben, um der ganzen Welt das Maul zu verbinden.

Der ganzen Welt hat selbst Gott nicht recht thun können.

Mir ist lieber, daß man mich beneide, als bedaure.

Weh dem, der keine Feinde hat.

Weh dem, den man bedauert.

Die That ist stärker, denn die Rede.

Vom Worte bis zur That ist so weit, wie vom Blatte bis zur Wurzel.

Den Handwerker erkennt man an der Arbeit.

Hilf mir tragen, aber laß mich reden (besonders bei Gericht, wenn der Redner von Jemand unterbrochen wird).

Am Abend dreihundert Dinge, und am Morgen nichts. (Sagt man von Großsprechern.)

Versprochen ist wie gegeben.

Das Versprechen ist eine schwere Schuld.

Eines Versprechens freut sich nur der Einfältige.

Den Ochsen bindet man bei den Hörnern, und den Menschen bei der Zunge an.

Der Bürge ist Zahler.

Mit hundert Reden schließt man einen Kauf, und ein einziges Wort löst ihn auf.

Wer prahlt, schadet sich selbst.

Dank ist eine schmale Zahlung.

Der Dank läßt sich nicht in das Ränzel schieben.

Wer fragt verirrt sich nicht.

Fragend kann man nach Konstantinopel kommen.

Wer fragt (willst du), gibt nicht gern.

Gesunde Leute fragt man nicht (ob sie essen oder trinken wollen).

Nicht der Gedanke ist eine Sünde, sondern die That.

Der Kopf sammt der Zunge ist theurer, als ohne sie.

Die Zunge hat keine Knochen. (Es ist nicht schwer ein gutes Wort zu sprechen, ob es hilft oder nicht.)

Was man nicht sagt, kann auch nicht gehört werden.

Was vier Augen sehen, das werden auch vierundzwanzig Augen sehen. (Was zwei wissen, ist kein Geheimniß mehr.)

Der Maulwurf kriecht unter der Erde, und kann dennoch nicht verborgen bleiben.

Sei hurtig im Hören, doch bedacht im Reden.

Besser ist es Alles essen, denn Alles reden.

Wer da spricht was er will, muß oft hören, was er nicht will.

Er hat seinen ganzen Verstand auf der Zunge.

Den Menschen erkennt man am Reden.

Wer weise schweigt, spricht schön.

Mit Schweigen quält man den Teufel.

Dem Specht bringt sein Schnabel Unheil.

Die jungen Spechte kommen durch den Schnabel um.

Jeder Vogel kommt durch seinen Schnabel um.

Die Zunge kann tiefer verwunden, denn das Schwert.

Wer die Sterne anbellt, dem werden die Zähne ausfallen.

Einer keifenden Dirne wird selten ein Kuß.

Eine bellende Hündin rettet das Dorf.

Was aus dem Munde herauskommt, kehrt nicht mehr dahin zurück.

Was über neun Gebisse geht, das geht auch über neun Berge.

Man soll nicht spucken und dann lecken.

Es ist besser mit dem Fuße ausgleiten, als mit dem Munde.

Die Worte muß man wägen und nicht zählen.

20 *

Was er auf dem Herzen hat, führt er auch auf der Zunge.

Auf der Zunge Honig und im Herzen Gift.

Was du mir sagst, begegne mir; was du mir wünschest, möge dir begegnen.

Mit dem Löffel gibt er ihm zu essen, und mit dem Stiel sticht er ihm die Augen aus.

Das Letzte tödtet das Erste. (Wort, Befehl, Anordnung).

Erst spring und dann sage Hopp!

Der Hase ist noch im Walde, und man schnitzt schon den Spieß.

Eine Frau zu nehmen, ist leicht, sie aber los werden, ist schwer.

Leicht ist es einen Stein in die Donau zu werfen, schwer aber ihn wieder herauszuholen.

In die Festung kannst du gehen, wenn es dir beliebt, doch aus der Festung erst, wenn man dich läßt.

Zum Gericht hin sind die Thüren breit, vom Gericht weg aber schmal.

Die Gedanken reichen noch über's Meer, indeß der Tod schon im Nacken sitzt.

Der Tod ist ein Betrüger (denn er kommt unverhofft).

Niemand weiß, was der Tag bringt, was die Nacht; niemand weiß, was der Morgen bringt, und was der Abend.

Heute Mensch und morgen schwarze Erde.

Der Mensch gleicht einem aufgeblähten Schlauche. (Er kann so schnell sterben, als die Luft aus dem geöffneten Schlauche dringt.)

Der Tod, welcher einem Menschen bestimmt ist, gönnt diesen einem andern Tode nicht.

Nicht der Schmerz entreißt die Seele dem Körper, sondern die Vorherbestimmung.

Wer keine Jahre mehr zu leben hat, für den gibt es auch kein Heilmittel.

Es gibt keinen Tod ohne vorher bestimmten Tag, noch einen Helden ohne Vorgänger (der ihm in der Schlacht vorangeht).

Wer ein Held ist, der hat Pulver genug, und wer es nicht ist, der braucht dessen auch nicht.

Ein Tod, tausend Ursachen.

Ein Schade, hundert Sünden. (Wenn z. B. etwas gestohlen wird, und man auf Schuldlose Verdacht wirft.)

Wohl dem, der vom Glücke ernährt wird, aber wehe dem, den seine Kraft nähren muß.

Wenn das Glück nicht auf dich wartet, kannst du es auf dem schnellsten Pferde nicht einholen.

Besser eine Drachme Glück, denn hundert Oka Vernunft.

Mancher ist hinter einem Blatte verborgen, und manchen kann selbst die Eiche nicht verbergen.

Dem Einen schwimmt auch das Blei, einem Andern geht selbst das Stroh unter.

Wenn ich die grüne Föhre berührte, die Grüne würde vertrocknen! (So unglücklich bin ich.)

Es ist nur schwierig Richter zu werden, dann aber gibt es Honig und Schmalz in Fülle.

Ihm war nur schwer auf die Welt zu kommen, zu leben ist ihm leicht. (Wenn man von Jemanden sagen will, daß er glücklich ist.)

Das schlechteste Ferkel stößt auf die besten Birnen.

Sein Esel ist schneller, als eines Andern arabischer Hengst. (Wenn man von einem unternehmenden Menschen spricht.)

Sein Esel fängt an bergab zu gehen (d. h. sein Glück ist rückgängig geworden).

Gib mir etwas in den lebenden Mund, in den todten brauch ich nichts mehr (d. h. wenn du mir Gutes thun willst, thue es mir, so lang ich es brauche).

Bedaure mich, so lange ich lebe, und nicht, wenn ich todt bin.

Gedenkst du mich zu beweinen, wenn ich todt bin, dann bedaure mich lieber, so lange ich noch am Leben bin.

Gib du mir den heiteren Georgstag, dann gebe ich dir Käse und Milch. (Anstatt Käse und Milch sagen Einige Blumen und Gras, und wird zumeist gebraucht, wenn man um etwas ersucht wird, das außer unsern Verhältnissen liegt.

Verrecke Esel nicht, bis das Gras wächst. (Wenn man Jemand in dringender Noth auf bessere Zeiten vertröstet.)

Die Gewalt bittet Gott nicht, aber Gott bittet auch die Gewalt nicht.

Die Gewalt bittet weder Gott, noch fragt sie die Gerechtigkeit.

Die Gewalt reißt Land und Festungen an sich.

Eines Jeden Macht ist vergänglich, nur die von Gott ist ewig.

Wessen die Gewalt, dessen ist auch das Recht.

Wessen das Gericht, dessen ist auch das Recht.

Wer mit der Linken den Schopf hält, schlägt mit der Rechten wohin er will.

Bind ihn an und es wird dir leicht sein ihn umzubringen.

Wer das Glas hat, an dem ist auch das Zutrinken.

Wer den Kuchen hat, hat auch das Messer. (Und theilt wie er will.)

Jede Gewalt sei verflucht, nur diese sei gesegnet. (z. B. Wenn man von Jemanden genöthigt wird bei Tische zu bleiben.

Es gibt keine Kälte ohne Wind, und keinen schlimmen Gast ohne Türken.

Ein Türke ist nichts gegen einen Renegaten.

Einem Kinde gib, aber versprich ihm nie etwas, so wenig als einem Türken.

Er ist schlechter als ein Türke.

Wenn es mir hätte sollen gut gehen, wäre auch Lazar am Amselfelde nicht umgekommen.

Mein Vergehen ist, daß ich lebe. (Sagen besonders die unter der türkischen Herrschaft lebenden.)

Die Türken beherrschen das Feld, die Lateiner das Meer, und den Christen blieb nur der Wald und die Steine.

Unten Meer, von oben Gebirge. (Wenn Jemand in großer Bedrängniß ist.)

Etwas nimmt der Türke mit Gewalt, etwas der

Geistliche mit dem Buche, und so bleibt dem Armen gar nichts.

Die Türken stürzten uns mit Gewalt, und die Mönche mit dem Buche in Armuth.

Der Geistliche herrscht mit dem Buche, und der Türke mit Gewalt.

Gott ist hoch, und der Kaiser fern.

Die Erde ist hart und der Himmel fern. (Sagt man im Unglücke.)

Niemand kann sein eigener Richter sein.

Kläger und Richter kann man nicht zugleich sein.

Wo es keinen Kläger gibt, da gibt es keinen Richter.

Du klagst dem Türken und der Türke richtet dich.

Wenn dich derjenige klagt, der dich auch richtet, dann fordere von Gott allein nur Gerechtigkeit.

Etwas bestellen wie der Räuber sein Haus.

Der Mutter eines Räubers wachsen die Dornen in der Hürde.

Ein Räuberdorf gibt es nirgends.

Gib dem Priester was des Priesters, dem Herrn was des Herrn ist; dann aber flieh!

Dem Lächeln der Großen und dem heiteren Himmel darf man nicht trauen, denn beide verändern sich im Augenblick.

Großer Herren Bitte ist fertiger Befehl.

Mit dem du bloßköpfig mußt rechnen, sollst du nicht handeln.

Mit dem du dich an Kraft nicht messen kannst, sollst du dich nicht befreunden.

Große Herren und Hunde machen die Thür nicht hinter sich zu.

Kurze Stämme, gemachte Stümpfe.

Späte Kinder, frühe Waisen.

Ein alter Vater, verwaiste Kinder.

Die Kinder sind der trockene Hagel.

Die Kinder sind treulose Genossen. (Sie essen und trinken bloß, aber unterstützen nicht.)

Wer sich vor seinem Weibe fürchtet, möge Kinder säugen.

Wer sich vor dem Weibe fürchtet, ist weniger denn ein Weib.

Wer einem Weibe folgt, ist ärger denn ein Weib.

Es ist gut (manchmal) auch einer vernünftigen Frau zu folgen. (Von diesem Sprichworte erzählt man sich folgendes: Ein Herzegowiner fragte einst einen Kadi, ob man einem Weibe folgen solle, worauf dieser antwortete: man brauche es nicht zu thun. Als aber der Herzegowiner fortfuhr: Meine Frau drang heute morgen in mich dir einen Topf Rindfett mitzunehmen, ich habe also gut gethan ihr nicht zu folgen, da sprach der Kadi: Einer vernünftigen Frau (manchmal) auch zu folgen, ist gut.)

Das Weib verläßt sich aufs Weinen, und der Dieb aufs Lügen.

Die Zunge eines Weibes ist ärger, als ein türkischer Säbel.

Zweimal nur ist der Mensch in seinem Leben fröhlich:

erstens, wenn er sich verheirathet, zweitens, wenn er die Frau begräbt.

Traue nicht der Saat, bis du sie unter Dach bringst, und nicht dem Weibe, bis du es ins Grab legst.

Das Haus steht nicht auf der Erde, sondern auf dem Weibe.

Das schlechteste Weib ist fünfzig Piaster werth, und ein gutes nicht mit Geld zu bezahlen.

Wo kein Weib ist, gibt es auch kein Haus.

Der schlechteste Mann ist ein guter Mann, und ein guter Mann ist unschätzbar.

Das Weib trägt den Mann am Gesichte, und der Mann das Weib am Hemde. (Wenn der Mann der Frau gut ist, steht sie zufrieden und vergnügt aus, und wenn die Frau fleißig ist, trägt der Mann ein schönes und blankes Hemd.)

Sieh dir erst die Mutter an, und nimm die Tochter.

Schau beim Pferde ob der Hals feist, und beim Mädchen wie seine Mutter ist.

Am Vater erkennt man den Sohn, und an der Mutter die Tochter.

Was machen die Kinder? das, was sie beim Vater sehen.

Wie das Nest, so der Vogel; wie der Vater, so die Kinder.

Von gutem Weine ist selbst der Bodensatz gut.

Wenn eine Mutter auch noch so schlecht ist, wünscht sie dennoch, daß ihre Tochter gut sei.

Eine Schwester verheirathet die andere, und ein Faß

verkauft das andere. (Wenn eine verheirathete Schwester rechtschaffen und fleißig ist, so glaubt man daß die ledige auch so sei; eben so, wenn einer irgendwo ein gutes Faß sieht, geht er zu dem, der es verfertigt hat, um sich auch eines zu bestellen.)

Alles was von der Katze geworfen wird, fängt Mäuse.

Wo hat die Eule je einen Falken ausgebrütet?

Was die Krähe ausbrütet, wird schwerlich ein Falke.

Er ist ein Falke aus dem Krähenneste.

Die Mutter gebar die Tochter damit ihr diese sticken lehre. (Das Ei will mehr wissen als die Henne.)

Nun gackern die Eier und die Hennen schweigen.

Was die Wiege eingelullt, das hat auch die Schaufel begraben. (Was der Mensch mit zur Welt bringt, begleitet ihn durchs Leben.)

Angewöhnen ist eine Plage, abgewöhnen ist eine doppelte.

Der Wolf wechselt die Haare, aber seine Natur nie.

Er ist alt geworden, hat aber seine Natur nicht geändert.

Womit ein neues Gefäß gefüllt wird, nach dem schmeckt es immer.

Schneid dem Hunde die Ohren ab; Hund bleibt Hund; schneid ihm auch den Schweif weg, und er bleibt darum doch ein Hund.

Einem Hunde kannst du das Aas nicht zum Ekel machen.

Wo Einer aufwächst, da gewöhnt er sich.

Wo die Sau ihr Fett erwirbt, da läßt sie es auch.

Wo der Hase geworfen wird, da kommt er auch um.

Wo Einer stirbt, da wird er auch begraben.
Ein alter Feind wird nie zum neuen Freunde.
Der mich voriges Jahr geschlagen,
Den kann ich auch jetzt nicht vertragen.

So lange ich meinen Schweif anschaue, und du deines Sohnes Grab, kann zwischen uns keine Freundschaft bestehen. (Dieses Sprichwort, dessen man sich bedient, um die Unmöglichkeit einer Versöhnung nach erlittener Schmach auszudrücken, hat seinen Ursprung in folgender Erzählung: Hinter dem Hause eines Mannes, der ein einziges Kind, einen mehrere Jahre alten Knaben besaß, lebte in einer Steinritze eine Schlange, die oft ans Licht herauskam und sich sonnte. Eines Tages ergriff der Knabe die Hacke, und hieb der Schlange, die so zahm geworden war, daß sie sich vor ihm gar nicht fürchtete, den Schweif ab. Die Schlange, ergrimmt darüber, biß ihn und brachte ihm den Tod, worauf sie in ihre Behausung entfloh und nie mehr an die Sonne herauskam. Nachdem der Vater seinen Knaben in größter Trauer unweit des Hauses begraben und die Zeit seinen Schmerz etwas gemildert hatte, trat er eines Tages vor die Steinritze, in der die Schlange lebte, rief sie auf und hub an sie zu bereden, sich mit ihm zu versöhnen, auf daß sie wieder an die Sonne herauskomme, und er fortan mit ihr in Freundschaft lebe wie ehedem, denn, sagte er, das einmal Geschehene kann man nicht ungeschehen machen. Allein die Schlange erwiederte ihm aus ihrem Verstecke: Versöhnen können wir uns zwar, so lange ich

aber meinen Schweif anschaue, und du deines Sohnes Grab, so lange kann wahre Freundschaft zwischen uns nicht bestehen.)

Wenn auch die Wunde heilt, die Narbe bleibt.

Dem Glücklichen sterben die Frauen, dem Unglücklichen verenden die Stuten. (Man erzählt, wie einst einem Manne der sich in einer fremden Gegend angesiedelt hatte, eine Kuh und bald darauf eine Stute verendete und keiner seiner Nachbarn, dem er sein Mißgeschick klagte, daran dachte ihm einen dieser Schaden zu ersetzen; als er ihnen aber mittheilte, daß ihm die Frau gestorben sei, da waren sie alle bereit ihm eine andere zu verschaffen, weshalb er sprach, in diesem Lande sei es besser, daß einem Manne das Weib sterbe, als daß ihm Stuten und Kühe umstünden; und daher obiges Sprichwort.)

Von bekannten Gemüsen schmerzt der Kopf nicht. (Sagt man besonders bei Brautwerbung.)

Besser ist es das Bekannte mit Tadel zu nehmen, als das Unbekannte mit Lob.

Halt dich an neue Wege, und an alte Freunde.

An alten Wein und alte Freunde sollst du dich halten.

Schlechtes Aufräumen, gemachter Schade.

Ein einäugiges Weib und ein schartiger Topf, fertige Schaden.

Was im Anfange eine Leichtigkeit gewesen wäre, wird zuletzt eine Beschwerde.

Wer fest bindet, der löst leichter auf.

Wer im Sommer im Schatten ruht, hungert dann im Winter.

Wer reisen muß, dem bleibt keine Zeit zu schlummern.

Wer die Sperlinge fürchtet, säe keine Hirse.

Wer den Frost fürchtet, lege keinen Weingarten an.

Wer auf den Wolf zielt, muß hell schauen.

Wer in den Kolo eintritt, verläßt sich auf die Füße.

Die Vernunft herrscht, denn Verstand haben ja auch alle Thiere.

Besser eine Unze Vernunft, als hundert Fässer Gehirn.

Verstehen ist besser, denn haben.

Es ist besser mit der Vernunft, denn mit der Kraft zu wirken.

Die Menschen mißt man nicht nach der Spanne, sondern nach dem Verstande.

Die Pferde mißt man nach der Spanne, die Menschen nach dem Verstande.

Den Priester wählt man nicht nach dem Barte, sondern nach dem Kopfe. (Die griechischen Geistlichen tragen bekanntlich Bärte.)

Der Kopf ist älter als das Buch. (Mutterwitz ist mehr werth, als Gelehrsamkeit.)

Die Vernunft denkt mehr, als das Meer tragen kann.

Wenn Gott Jemanden strafen will, nimmt er ihm zuerst den Verstand.

Schlechte Vernunft, fertiges Gericht (d. h. wenn man unklug handelt, kann man nichts Gutes hoffen).

So lange Gott dem Menschen den Verstand nicht nimmt, kann er ihm das Vermögen nicht nehmen.

Wo es einen Wagen voll Weisheit gibt, gibt es deren zwei voll Dummheit.

Während die Weisen nachgrübeln, erobern die Dummen die Festung.

Bis die Weisen ausstudirt, haben die Dummen ausgelebt.

Wo die Dummen durchgekommen sind, konnten die Weisen nicht durchkommen.

Ein dummer Fuchs fängt sich an einem Fuße, und ein kluger an allen vieren.

Die Narrheit ist verschieden.

Wenn ein Blinder den Andern führt, fallen beide in die Grube.

So du den Dummen in den Krieg schickst, sitze nieder und weine.

So du den Dummen auf die Reise schickst, geh ihm auf der Stelle nach.

Einen Blinden soll man nicht um den Weg, und keinen Narren um Rath fragen.

Meid den Narren wie den Heiligen.

Weich dem Betrunkenen wie einem Narren aus.

Vor einem Narren verbeug dich wie vor einem Heiligen (weil mit ihm schwer auszukommen ist).

Mit Narren sprechen, fällt einem Weisen schwer.

Leichter ist es Steine Berg an zu wälzen, als mit einem Narren reden.

Den Dummen braucht man nicht mit dem Lichte zu suchen.

Wessen sich der Weise schämt, damit prahlt der Thor.

Der Dumme bemüht sich oben an zu sitzen, wenn es aber zum Reden kommt, ärgert es ihn, daß er dort sitzt.

Mit dem Dummen versucht man die Furt.

Die Dummen schlagen die Schlacht, und die Klugen trinken den Wein.

Was ein Narr verwirrt, vermögen hundert Weise nicht zu entwirren.

Was ein Narr bindet, lösen hundert Weise nicht.

Was ein Narr kauft, können hundert Kluge nicht verkaufen.

Die Weisen können den Stein nicht herausziehen, den ein Narr in den Brunnen geworfen hat.

Es gibt keine Rache ohne tollen Bruder.

Ein schwacher Verstand, ein sicherer Untergang.

Ein Kahlköpfiger prahlt mit der Mütze, und der Thor mit der Stärke.

Dumme Gewalt, sicherer Untergang.

Sinnlose Kraft wird bald geschwächt.

Weh den Füßen unter einem dummen Kopfe.

Einen Narren wenn er schweigt, hält man für weise.

Weh dem Dummen selbst zu Weihnachten.

Wenn er keine Nase hätte, könnte er weiden, oder auch:

Nur daß er kein Gras frißt. (Im Uebrigen ist er ein Vieh.)

Wenn er nicht getauft wäre, könnte man sein Fleisch essen.

Die Krähe hat dir nicht das Gehirn ausgesogen.

Er thut alles, was er weiß, weiß aber nicht, was er thut.

Es gibt kein größeres Uebel auf Erden, als ein schlechtes Naturel.

Führe den Esel sogar nach Jerusalem, er wird darum doch ein Esel bleiben.

Auch von mir wirst du dich trennen, doch von deinem Verstande nicht.

Ist alt geworden, ohne sich Verstand zu erwerben.

Ein alter Fuchs hütet sich vor der Falle.

Vor dem geschickten Jäger fürchtet sich der Fuchs.

Der Geschickte fällt den Wald, während den Ungeschickten der Wald fällt.

Gib dem Zigeuner nur ein Ränzel, den Weg brauchst du ihm nicht zu zeigen. (Einem Menschen, der für irgend ein Geschäft taugt, sage nur daß er es unternehme, nicht erst wie er es anfangen solle, das weiß er selbst.)

Die Türken fangen den Hasen zu Wagen (d. h. sie handeln mit List, durch Umtriebe).

Eine Hand, die verwunden kann, soll man küssen.

Die Hand, welche du nicht abhauen kannst, sollst du küssen.

Den man bitten muß, soll man nicht erzürnen.

Ein süßer Mund öffnet eiserne Thore.

Ein goldenes Schlüsselchen öffnet eine eiserne Thür.

Ein goldenes Schlüsselchen öffnet eine kaiserliche Festung.

Ein schmeichelndes Lamm wird von zwei Müttern gesäugt; ein störriges auch nicht von einer.

Einen unterthänigen Kopf trifft der Säbel nicht.

Einem Gesandten schlägt man den Kopf nicht ab.

Je größer der Kopf, desto mehr Kopfschmerzen.

Je größer ein Vogel, um so größer muß auch sein Nest sein.

Je mehr der Mensch hat, desto kärger wird er.

Ein guter Priester lernt bis an den Tod.

Der Mensch lernt so lange er lebt, und stirbt doch unwissend.

Der bis zum zwanzigsten Jahre nichts weiß, bis zum dreißigsten nichts erworben hat, dessen Fürsorger sind beklagenswerth.

Es gibt kein Wissen ohne Plage.

Womit man sich plagt, mit dem lernt man.

Wer sich am Feuer wärmen will, muß erst den Rauch ertragen.

Wer nicht dienen kann, versteht auch nicht zu befehlen.

Der nie gedient hat, versteht selten gut den Herrn zu spielen.

Bis die Vernunft kommt, schwindet das Vermögen.

Bis sich die junge Frau anzieht, ist die Hochzeit vorüber.

Bis man des Fuchses Privilegien durchsieht, wandert sein Balg schon auf den Markt.

Wer unter Blinden ein Auge hat, der wird zum Kaiser gewählt.

Einem weisen Kopfe genügt ein Auge.

Wenn ein alter Hund bellt, dann soll man nachsehen, was es gibt.

Einen alten Menschen frägt man nicht, was thut dir weh? sondern was thut dir nicht weh?

Ein alter Wolf ist der Hunde Spott.

Ein junger Geck, ein alter Bettler.

Zwei Mal sollst du messen, und das dritte Mal erst zuschneiden.

Wenn du zum Wolfe schmausen gehest, nimm den Hund mit.

Das Geld soll man überzählen, selbst wenn man es am Wege findet.

Das Geld läßt sich auch zwei Mal zählen.

Der Herzegowiner überschritt hundert Mal den Fluß, und doch erprobte er jedesmal mit dem Stocke dessen Tiefe um nicht zu ertrinken. (Vorsicht schadet nie.)

Die Henne blickt selbst wenn sie trinkt nach dem Himmel. (Aus Vorsicht, um nicht von dem Geier überfallen zu werden.)

Selbst eine besoffene Henne weiß was ein Geier ist.

Wenn es schön Wetter ist, nimm den Mantel mit dir, und wenn es schlecht ist, thue wie dir beliebt.

Eine schlechte Maus, die nur einen Schlupfwinkel hat.

Der Schade öffnet auch dem Dummen die Augen.

Ist der Wagen erst gebrochen, dann gibts genug der Wege. (Nachdem ein Schade angerichtet wurde, ist es leicht zu sagen, was man hätte thun sollen, um ihn zu verhindern.)

Nach der Schlacht in die Dornen mit der Lanze!

Nach dem Regen braucht man keinen Mantel.

Schlage das Zigeunerkind so lange die Kürbißflasche

ganz ist, wenn es sie zerschlägt, ist es zu spät. (Man erzählt, wie ein Zigeuner sein Kind nach Wasser schickend, es vorher durchprügelte, damit es die Flasche nicht zerbreche, und um den Grund gefragt antwortete: weil es dann, wenn es die Flasche schon zerbrochen hat, zu spät wäre.)

Der Zuschnelle überspringt das Glück.

Mit übergroßer Eile fängt man die Maus nicht.

Wer langsam geht, kommt früher nach Hause.

Der Schnelle strauchelt oft, und der Schwerfällige überholt ihn dann.

Der weiter schreitet, als er zu überschreiten im Stande ist, wird sich die Schienbeine brechen.

Wer mehr in den Mund nimmt, als er verschlucken kann, wird ersticken.

Uebereilte Rache, sicherer Schade.

Wer schnell richtet, bereut auch schnell.

Besser ist es einen Umweg machen und gesund nach Hause kommen.

Besser auf halbem Wege umkehren, denn auf schlechtem bis ans Ende gehen.

Das Nichtumkehren bricht den Wagen. (Wenn ein Mensch nicht zurückkehren, sondern alles auf einmal wegführen will.)

Der Sattel ist schneller denn das Pferd. (Wenn Jemand über die Maßen eilt, und dadurch seine Angelegenheit verdirbt.)

Ein zugroßer Freund, kein Freund.

Ein übermäßiger Freund, ein Feind.

Frühe Vögel werden bald flügge.

Wer früh zu Mittag ißt und jung heirathet, wird es nicht bereuen.

Der Frühaufstehende und spät zu Bettgehende erwirbt ein Haus.

Der Fuchs fürchtet nicht den, der am Abend prahlt, sondern, der früh aufsteht.

Rühme mir nicht den am Abend lange Sitzenden, sondern den am Morgen früh Aufstehenden.

Wichtiger ist der Morgen als der Abend. (Wenn man sich des Abends über etwas bespricht, und die Entscheidung vertagt.)

Je länger der Kuchen im Feuer bleibt, eines um so besseren Gastes wartet er. (Damit tröstet man die Mädchen, welche nicht an Mann kommen.)

Für das Gold wird sich schon ein Goldschmied finden.

Ein Mädchendorf gibt es nirgends. (Für jedes Mädchen kommt die Zeit sich zu verheirathen.)

Ein Apfel, der spät reift, hält sich lange.

Einen guten Frühling erkennt man bei Zeiten.

Am Morgen erkennt man was für ein Tag werden wird.

Die ersten Hündlein wirft man ins Wasser. (Man soll nicht den Muth verlieren wenn die ersten Versuche in einem Unternehmen mißlingen.)

Nur eines todten Wolfes Schweif mißt man.

Der Wolf zahlt mit der Haut.

Wo man dich mit Worten speist, nimm dir einen kleinen Korb mit.

Von gepriesenen Erdbeeren bleiben die Körbe leer.

Mit der Trommel jagt man keine Hasen.

Den Wolf schreckt man mit einem belaubten Zweige.

Das Kameel schreckt man nicht mit einem Sieb.

Den die Schlangen gebissen haben, der fürchtet selbst die Eidechsen.

Ein zweites Mal fängt sich der Fuchs nicht im Eisen.

Wer mich einmal betrügt, ist ein Nichtswürdiger, aber der mich öfter betrügt, ist ein tüchtiger Mensch.

Er betrog mich zwei Mal, möge Gott ihn tödten, betrügt er mich ein drittes Mal, dann möge Gott mich tödten.

Der wird nicht betrogen, der da weiß, daß man ihn betrügt.

Ein Windspiel, das man mit Gewalt auf die Jagd führt, fängt keinen Hasen.

Ein fröhliches Herz spinnt den Hanf.

Ein ruhiges Herz betet, und ein bedrängtes weint.

Von der Ruhe schmerzt der Kopf nicht.

Wer Krieg wünscht, der möge ihn zu Hause haben!

Wo eine Armee durchzieht, gibt es kein Gras.

Zur Zeit des Krieges ist keiner des Andern Bruder.

Alles, was der Krieg verbrach, hat der Friede bezahlt.

Die Reise kennt keine Frist.

Die zu Hause gemachte Rechnung taugt auf der Reise nicht.

Die Straße fährt den Wagen.

Von einer Ziege kann man nicht zwei Felle bekommen.

Aus einem Felle kann man nicht doppeltes Fleisch bekommen.

Unter einem Arme kann man zwei Wassermelonen nicht tragen.

Wir werden nicht geboren, um zu essen, sondern wir essen, um zu leben.

Er ist geboren worden bloß um zu essen und zu trinken.

Mehr Menschen sind gestorben an Essen und Trinken, als an Hunger und Durst.

Der Rost kennt sein Eisen.

Der Rost hat sich des Eisens gefreut (wenn Gleichgesinnte sich finden).

Einem Diebe etwas stehlen ist schwer.

Bei der Stickerin Seide kaufen (sich in einer Angelegenheit an den Unrechten wenden).

Laß die Fliege erst auf die Hand, schon ist sie dir am Schnurbart.

Laß den Hahn über die Thürschwelle, und er wird auch auf die Wandleiste steigen.

Schmeichle den Uebermüthigen, und er wird noch übermüthiger.

Neben einem dürren Holze verbrennt auch das Grüne.

So lange man den Unschuldigen nicht martert, kann man den Schuldigen nicht entdecken. (Nach dem bisherigen türkischen Gerichtsverfahren.)

Ueber die Wölfe schreit man, und die Füchse fressen das Fleisch.

Alles Geschrei gilt nur dem Wolfe, während neben dem Wolfe auch der Fuchs satt wird.

Mancher fürchtet Gott nicht, aber den Stock.

Mancher Teufel fürchtet sich vor dem Kreuze, und mancher vor dem Stocke.

Die Haselnußsalbe ist wunderkräftig. (Hier versteht man das Züchtigen mit der Haselnußruthe.)

Der Haselnußstrauch ist dem Paradiese entsprossen.

Was das Auge nicht sieht, nach dem kann sich das Herz nicht sehnen.

So lange das Kind nicht zu weinen anfängt, erinnert sich seiner die Mutter nicht.

Wo sich die Augen hinwenden, dorthin wendet sich auch die Vernunft.

So lange das Herz nicht schmerzt, kann das Auge nicht weinen.

Auch im Miste erkennt man das Gold.

Am Golde klebt kein Rost.

Die Sonne geht auch über schmutzige Orte, doch befleckt sie sich nicht.

Ein gutes Pferd findet man auch im Stalle.

Eine Burg ist zu theuer um einen Pfennig, wenn man ihn nicht hat.

Was nützt eine Festung um einen Kreuzer kaufen zu können, wenn man den Kreuzer nicht hat.

Wo es den Pferden ein Spiel ist, da fallen die Esel todt hin.

Wo große Glocken läuten, da hört man die kleinen nicht.

Aus Einem Holz wird das Bild eines Heiligen und die Schaufel geschnitzt.

Nicht aus jedem Klotze läßt sich ein Heiliger schnitzen.

Der Traum ist Lüge, und nur Gott ist Wahrheit.

Dem Traum soll man so wenig glauben, als einem Hunde.

Würde der Jäger immer erlegen, so hieße er Träger und nicht Jäger.

Wenn der Kaufmann immer gewinnen würde, hieße er nicht Kaufmann, sondern Gewinner.

Der Kaufmann ist ein Jäger.

Wenn auch nackt, so ist er doch ein Falke.

Der Kaiserliche bleibt kaiserlich, wenn er auch keinen Pfennig hätte, und der Esel bleibt ein Esel, wär er selbst mit einer goldenen Decke behangen.

So lange der Mensch gesund ist, schmeckt ihm auch das Wasser.

An gesunden Tagen ist dem Menschen selbst das Wasser süß.

Wenn der Winter mit dem Munde nicht beißt, peitscht er mit dem Schweife.

Der Wolf hat den Winter nicht aufgefressen (d. h. die Kälte wird schon kommen, wenn auch später).

Besser ist zu Weihnachten die Pest als der Südwind. (Weil es unter den Menschen mehr Krankheiten gibt wenn der Winter milde als wenn er rauh ist.)

Die Kälte kümmert sich nicht um den Prunk.

Was der Winter zerreißt, sieht der Sommer nicht. (Für den Winter taugen auch ordinäre Kleider.)

Von einem billigen Fleische muß man die Suppe weggießen.

Billige Waare leert den Beutel.

Ein schweifloser Hahn, ein ewiges Küchlein.

Ein schlechtes Rind bleibt immer dreijährig.

Eine schlechte Hirse braucht wenig Reif.

Reiß der Mücke einen Fuß aus, und es werden ihr auch die Eingeweide herauskommen.

Einen Kahlköpfigen ist leicht scheeren.

Einem müden Fuchse ist auch der Schweif lästig.

Einer schlechten Stute ist der Saumsattel zur Last.

Ein Schaf, dem seine eigene Wolle beschwerlich ist, taugt sammt der Wolle nichts.

Es ist leicht mit vollem Magen das Fasten zu preisen.

Einem Gesunden ist leicht einem Kranken zu rathen.

Wessen das Ufer, dessen auch das Meer; wessen die Fläche, dessen ist auch die Festung.

Wessen der Hinterhalt, dessen ist auch der Sieg.

Wessen die Köpfe, dessen ist auch der Sieg. (Welche nämlich im Kampfe die Köpfe der gefallenen Feinde abhauen, die haben auch gesiegt.)

Wessen die Kuh, dessen ist auch das Kalb.

Bis die Weide Trauben trägt und der trockene Ahorn Aepfel (d. h. nie).

Wenn der Freitag im Jahre ausgeht (desgl.).

Bis zwei Freitage zusammentreffen (ebenso).

Er wird reich werden, den Hunden werden Hörner wachsen.

Seit der Rabe schwarz geworden ist. (Seit undenklichen Zeiten).

Schreib dirs mit einem Hacken aufs Eis. (Wenn Einer von Jemanden etwas zu fordern hat, von dem er es nie erhalten wird.)

Jedes Wunder dauert nur drei Tage.

Kinder wundern sich über alles, und Erwachsene über nichts.

Die Hunde raufen sich um einen kahlen Knochen.

Einen kahlen Knochen wollen selbst die Hunde nicht.

Ein Kaiser bekriegt den andern ohne bedeutende Ursache nicht.

Ein Teufel krazt dem andern die Augen nicht aus.

Weh dem Wolfe der kein Fleisch zu essen hat.

Und einem Helden ohne Wein!

Weh dem Pferde ohne Ebene, und dem Seemanne ohne Meer!

Der Fisch kann ohne Wasser, und der Wolf ohne Wald nicht leben.

Es ist dein Kind, gib du ihm den Namen, (antwortet man dem Verkäufer, wenn dieser den Käufer fragt, was er ihm für die Sache geben will).

Ein gerades Holz spaltet man mitten entzwei (d. h. im Handel: ich biete die Hälfte von dem was du begehrst).

Die Schuld auf einen Verstorbenen wälzen ist leicht.

Die dunkle Nacht hat keine Zeugen.

Die Lebendigen preisen Gott.

Von den Lebenden kann man doch etwas, aber von den Todten gar nichts haben.

Schlag den Schlechten, und er wird schlechter werden.

Wer die Worte nicht fürchtet, fürchtet auch den Stock nicht.

Einem Weisen ist leicht rathen.

Wenn man sich mit vollen Löffeln nicht sättigt; mit der Zunge leckend wird man nicht satt.

Wenn man sich mit vollen Löffeln nicht sättigt; mit dem Ausscharren sättigt man sich nicht.

Die (krumme) Drina (den Fluß) kann man nicht mit einem Achselrucke gerade machen.

Die Sonne läßt sich nicht mit der Handfläche verdecken.

Das Gewehr ist schußfertig bis auf den Feuerstein.

Der Wagen wäre reisefertig bis auf die Räder.

Ein kaiserliches Wort ist unwiderruflich.

Was es nicht gibt, das ißt der Kaiser auch nicht.

So lange er bettelt, hat er einen goldenen Mund; soll er aber zurück erstatten, kehrt er den Rücken.

Kaum hat die Hungrige sich angegessen, so läßt sie sich Gnädige nennen.

Weh dem Goldfaden auf grober Leinwand, und dem Schmucke auf einem schwarzen Halse!

Weh dem der auf das rechnet, was er von dem ihm Geraubten zurück erhält!

Die Nadel geht durch Silber und Gold und kommt doch blank heraus.

Weh einem, den der Kaiser rächen soll!

Wer der Welt wegen weint, bleibt ohne Augen.

Wo dein Haar, da ist unser Kopf (d. h. Blut und Leben werden wir für dich geben, und wird zumeist von dem Volke zu seinen Oberhäuptern gesagt).

Vom ganzen Sommer eine Rübe, und diese selbst ist wurmicht.

Alle Eier verlangen Schmalz.

Er weiß was der Kaiser zu Nacht gegessen hat. (Von einem Neuigkeitskrämer.)

Wer sich zuerst beschuht, der befiehlt auch.

Nach dem Schlechten braucht man keinen Gesandten zu schicken.

Einen satten Gast bewirthen und einen reichen Freund beschenken, ist schwer.

Ein todter Kopf stellt Ruhe her. (Einen Verbrecher schreckt weder Arrest, noch Prügel, noch Geldstrafe so sehr, als der Anblick eines Hingerichteten.)

Das Wasser und die Bosheit sind unerschöpflich.

Den Fisch erhandelt man nicht im Wasser.

Wo einmal Wasser geflossen ist, wird es wieder fließen.

Wo man Einen nicht hinsäet, da soll er nicht aufkeimen. (Wo man Einen nicht ruft, soll Er nicht hingehen.)

Der Habsüchtige hat drei Säcke.

Die Sperlinge raufen sich um fremde Hirse.

Bei eigenem Brod fremdes Rindvieh hüten.

Die Zeit erbaut Burgen, die Zeit zerstört sie wieder.

Der Frosch sah wie man die Pferde beschlug, und er hob auch den Fuß.

Er würde selbst einem Todten das Leichentuch wegnehmen.

Was mich mit meinen Mitmenschen trifft, fällt mir nicht schwer zu ertragen.

Alle schauen woher eine Quelle entspringt, und Niemand sieht, wohin sie sich verliert.

Eine Sache ist nur das werth, um wie viel man sie verkaufen kann.

Wenn der Wind sich legen will, dann bläst er am heftigsten.

Nähre das Pferd, wie einen Bruder, aber reit es, wie einen Feind.

Auch Gott nennt man beim Namen. (Wenn sich Einer ärgert, daß man ihn beim Namen nennt.)

Das Ränzel ist eine schmale Vorrathkammer.

Jedes Land nährt einen Helden. (Ein Held findet sich überall, wenn man einen benöthigt.)

Man fragte den Kraljevitsch Marko, wie er denn solch ein Held geworden sei? und er antwortete, das habe ich gelernt von den Kindern und Hunden; dem besten Hunde, wenn er flieht, laufen alle Hunde, selbst die schlechtesten, nach, und den schlechtesten, wenn er sich zur Wehre setzt, wagen selbst die stärksten nicht so leicht anzugreifen, und ebenso ergeht es Kindern, wenn sie untereinander raufen.

Wenn es Krieg zu führen gibt, dann ruft man: Wo ist der Kraljevitsch Marko? Wenn aber die Beute zu theilen ist, spricht man zu ihm: Woher bist du unbekannter Krieger?

Selbst die Sonne bebt und freut sich, wenn Jemand die Schlange tödtet, indem sie ausruft: wie mein Ameislein den Drachen erlegt!

Die Alte sah auf dem Thurme eine Nadel, aber den Thurm sah sie nicht. (Sagt man zu Einem, der Alles gesehen haben will.)

Ueberall wo es raucht, gibt es auch Feuer.

Wo viele Haushälterinnen sind, gibt es wenig Eier.

Der Geschlagene weiß wie es schmerzt, und der Arme wie man bittet.

Wo man das Kind nicht auf dem Schoße hat, wird man es auch später nicht an der Seite haben.

Das Buch ist auf zwei Buchstaben heruntergekommen.

Das Feuer auf der vorjährigen Herdstelle suchen.

Von der Seite, als ich hoffte, daß mich die Sonne bescheinen werde, schlägt mich das Eis.

Ich küsse ihn und er wischt sich ab.

Die Alte herte (Abends) damit es über Nacht nicht friere, und sieh, am Morgen lag der Schnee hoch bis zu den Hüften. (Wenn etwas Schlimmeres eintrifft, als man abwenden wollte.)

Nur keine Vogelmilch gibt es (wenn man von einem Kaufladen oder Hause sagen will, daß daselbst alles Mögliche vorhanden sei).

Jeder Taube ist ein Halbnarr.

Wie gekauft, so verkauft. (Ich sage wie ich es gehört habe.)

Die Sünde nenne ich dir, aber den Sünder nicht.

Ein häßlicher Mensch tritt nicht gern vor den Spiegel.

Dein ist das Fleisch, mein sind die Knochen. (Sagen gewöhnlich die Eltern den Lehrern und Handwerkern, wenn sie die Kinder in die Lehre geben, und das meint: Prügle ihn so viel du willst, nur zerschlag ihm keine Knochen.)

Die Schlange, wenn sie von mir äße, würde sich vergiften. (So zornig bin ich.)

Er bettelt mit den Augen, wenn auch der Mund schweigt.

Fuhrmann, wo ist dein Fuhrlohn? Beim Herbergvater und beim Gastwirth.

Ein guter Käse, nur Schade daß er in einem Schlauche von Hundefell ist. (In Serbien benutzt man zur Aufbewahrung von Käse, Oel &c. Schläuche.)

Wer Honig mit den Händen mengt, leckt die Finger ab.

Dem kann man es nicht verargen, welcher zwei Schöpfe aufgegessen, sondern dem, der sie ihm gegeben hat.

Flicht das Ställchen so wie dein Vater. (Halt dich an dessen Lebensweise.)

Der einen Widerwillen hat zu küssen sagt: Mir thut der Mund weh.

Die Mutter zankt die Tochter aus, meint aber die Schnur.

Der Waizen wartet nicht auf den Werktag.

Nach St. Peterstag ist der Weibersommer.

Zwei Mal spricht man nur in der Mühle.

Lieber will ich am Montag für ihn fasten, als daß er für mich fastet. (Die Beichtväter befehlen den Mördern unter anderen auch am Montage zu fasten; darunter versteht man: lieber will ich ihn umbringen, als daß er mich umbringe.)

Mit meinem Kopfe zahle ich selbst den des Kaisers. (Wenn Jemand sagen will, daß er etwas thun werde, solle er darum auch den Kopf verlieren. Er will damit sagen: Wenn ich selbst den Kaiser umbringe, kann man mir nichts mehr thun, als mir auch das Leben nehmen.)

Ohne Werkzeug (gibt es) kein Handwerk.

Was nützen mir Perlen, wenn sie mir den Hals abdrücken.

Wer in einer Pfütze ertrinkt, der braucht kein anderes Meer.

Ein schlechter Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt.

Wenn ich mich auch verdungen habe, bin ich darum noch nicht verrückt.

Wer nicht weiß, wie man betet, der gehe aufs Meer.

Venedig ist eine Blume, Konstantinopel eine Welt.

Wohl dem der gibt; doch weh dem der erwarten muß!

Ein Mönch der nicht betteln, und ein Esel der nicht tragen kann, taugen nichts.

Wenn des Nachbarn Haus brennt, gib Acht auf das Deine.

Es ist besser daß man frägt, wessen ist die junge Frau, als wessen ist das Mädchen?

Alles Bunte ist schön, außer einem bunten Menschen.

Jedes Antlitz, wenn es nur eine Nase hat, ist schön.

Auf Pferde und Gewehre soll man nicht vertrauen.

Wenn das Pferd auch nicht reden kann, so kann es sich doch niederlegen.

Wenn du nicht weißt, was gesalzen ist, so wirst du wohl wissen, was heiß ist.

Besser ist die satten Mücken dulden, als die hungrigen über sich kommen lassen. (Bezieht sich namentlich auf Beamte.)

Besser ist es auf der Reise zehn Mal, als zu Hause ein Mal sterben. (Denn von Manchen sagt man er sei auf der Reise gestorben, und doch kehrt er wieder heim.)

Was dein ist, sei mein wie dein, aber was mein ist, das ist mein allein. (Scherzend.)

Handeln soll man wie ein Zigeuner, doch zahlen wie ein Herr.

Zigeuner, du schmiedest auch am Sonntag? Antwort: Und was siehst du darüber Gutes an mir?

Das erste Glück ein Glas voll Blüthen.

Das zweite Glück ein Glas voll Wein.

Das dritte Glück ein Glas voll Gift. (Besonders bei Verheirathung.)

Feuer und Wasser sind gute Diener, aber böse Herren.

Das Fleisch ist nur gut aus dem Felle, und der Fisch aus dem Wasser.

Das Fleisch ist am Knochen, und die Erde am Felsen gut.

Ein hinkender Kaufmann löst am meisten (d. h. einer der nicht herumläuft, sondern Haus und Laden hütet).

Den Sohn verheirathe, wann du willst, die Tochter aber wann du kannst.

Die Schweine beißen sich untereinander, sobald sie aber den Wolf gewahr werden, vereinigen sie sich alle gegen ihn.

Bis dahin werden viele Kappen herrenlos bleiben.

Wo es genug Pfeffer gibt, pfeffert man selbst die Nessel.

Man fragte den Wolf, wann ist die größte Kälte? und er antwortete, wann die Sonne aufgeht.

Den Unglücklichen nur trifft die Kanone.

Wer sich verbrennt, und der Gesellschaft nicht sagt, daß die Suppe heiß ist, der ist kein ehrlicher Mensch.

Der dich nicht mag, dem dränge dich nicht auf, der dich will, dem sage nicht, ich mag nicht. (Pflegt man Mädchen zu sagen.)

Der Deutsche ist ein Heiliger. (Was das Gericht und die Landesverwaltung betrifft. Den Serben in der Grenze ist immer lieber im Dorfe einen Deutschen zum Offizier zu haben, als einen Serben, oder von irgend einer anderen Nation, weil der Deutsche für's erste gelassen und höflich ist, und zweitens sie ihn leichter betrügen und bestechen können als einen Serben.)

Besser daß dich der Türke mit dem Säbel verfolge, als der Schwabe mit der Feder.

Du sollst dich weder im Wohlsein übernehmen, noch im Elende erniedrigen.

In großen Flüssen fängt man große Fische.

Der Mensch wünscht immer besser als jeder andere zu sein, nur nicht besser als sein Sohn.

Möge Gott dem Kinde das nicht geben was Vater und Mutter ihm zumuthen. (Denn gewöhnlich denken die Eltern stets an alles nur mögliche Unglück, das dem Kinde, welches fern von ihnen ist, zustoßen könnte.)

Mein Schatz gedeiht in der Asche. (Pflegt eine Mutter von ihren Kindern zu sagen, die um das Feuer herum spielend heranwachsen).

Des guten Hirten (Geschäft) ist, die Schafe zu scheeren, nicht aber zu schinden.

Um den Regen und um den Tod braucht man nicht zu beten. (Beide kommen von selbst.)

Für jedes Uebel ist der Tod ein Balsam.

Wer keine Milch hat, der hat keinen Balsam.

Man soll weder den ganzen Wald umhauen, noch ohne Holz nach Hause kommen.

In Thessalonich bekommt man Beinkleider um eine Zechine, aber bis Thessalonich braucht man hundert Laib Brod, und von dort zurück, eben so viel.

So lange wir leben, sollen wir (tüchtig) sein, damit wenn wir sterben, man sich unser erinnern möge.

Eines jeden Geistlichen Sack ist tief.

Ein Schatz sind weder Pferde noch Rinder, weder Silber noch Gold, sondern nur das ist ein Schatz, was dem Herzen theuer ist.

Ein müssiger Priester tauft auch die Böcklein.

Ein Käse der weint, und ein Brantwein der springt, sind etwas werth. (Darunter versteht man fette Käse, und Brantwein, aus welchem Funken springen, wenn man ihn ins Glas schenkt.)

Die Augen sehen Alles, nur sich selbst nicht.

Die Krieger sind in Friedenszeit was die Oefen im Sommer.

Jeder Scherz ist ein halber Ernst.

Unter vielen Scherzen ist auch ein wenig Ernst.

Die Alte gab einen Para, daß man sie in den Kolotanz aufnehme, und später zwei, daß man sie wieder herauslasse.

Die Eule verspottete die Meise: Geh du großköpfige Hündin!

Hungrige Windspiele jagen besser.

Lieber noch ein schlimmes Jahr, als einen schlimmen Nachbar.

Ein böser Nachbar ist ein großes Uebel.

Wer gerne tanzt, dem ist leicht aufgespielt.

Wo es keinen Guten gibt, dort gibt es auch nichts Gutes.

Zwei Fische werden an einem Feuer gebraten, und einer glaubt es dem andern nicht.

In Nesseln schlägt der Blitz nicht ein.

Ein Baum an der Straße ist gleich gefällt.

Jeder liebt einen Schimmel zu reiten, und rothes Tuch zu tragen. (Denn damit wird man von weitem gesehen.)

Je mehr die Stute springt, desto besser drischt sie.

Dreihundert können ohne Priester nichts ausrichten (z. B. bei einer Trauung).

Der Falke fliegt mit den Federn, und nicht mit dem Fleische.

Je schwerer die Last auf dem Karren, um so größer der Stolz für den Fuchs. (Das Pferd welches ihn zieht.)

Das Gefängniß ist ja für die Menschen gemacht. (Wenn sich Jemand entschuldigen will, daß er eingesperrt gewesen.)

Leicht ist es hinter einer Eiche hervor zu schießen.

Der Pathin (etwas) antragen, ist so viel, als sie bewirthen.

Wer nicht für eine Nuß zu danken weiß, wird auch nicht für eine Last danken.

Wenn die Wölfe satt sind, können die Schafe nicht vollzählig sein.

Der Blinde weint nicht, weil er nicht schön ist, sondern weil er die schöne Welt nicht sieht.

Gott weiß, wessen Oel in der Lampe brennt.

Wo man trinkt, da nähere dich; wo man sich schlägt, entferne dich.

Der Mensch ist härter als ein Fels, und gebrechlicher als ein Ei.

Die Nahrung macht den Helden, die Kleidung den Herrn. (Erstere macht kräftig, Letztere angesehen).

Was ist härter als Eisen? und dennoch zerfrißt es der Rost.

Wer die Treue bricht, den wird die Treue brechen (d. h. er wird es büßen müssen).

Das Meer hat so wenig Maß als die Männer Treue haben.

Das Vaterunser eines Gesättigten sticht dem Teufel die Augen aus. (Weil es ein Beweis uneigennütziger Frömmigkeit ist.)

Wenn der Mensch etwas verloren hat, suche er es selbst in seinem Busen.

Zum Reichen gehe Ehren halber, zum Armen wegen der Bewirthung.

Es ist leichter glauben als gehen und fragen.

Er könnte den Durstigen übers Meer führen. (So schlau ist er.)

Während die Stadt geplündert wird, kämmt sich die Alte. (Sagt man zu Jemand, der seine Zeit unnütz vertändelt, indeß er viel Wichtigeres zu verrichten hätte.)

Wo sein Herr ist, da ist seine Wohnung. (Von einem Armen, der weder Haus noch Herd hat, sondern andern dienen muß.)

Die Spinne saugt aus den Blumen Gift und die Biene Honig.

Aus Dornen keimt die Rose.

Große Bäume wachsen langsam, aber sie brechen plötzlich zusammen.

Lange Krankheit, sicherer Tod.

Vor einem geladenen Gewehr fürchtet sich Einer, und vor einem ungeladenen Zwei. (Vor einem geladenen Gewehr fürchtet sich nur derjenige, auf den es angelegt ist, vor einem

leeren fürchtet sich aber auch der, welcher anlegt, indem er weiß daß es ungeladen ist.)

Wenn auch der Tag kurz ist, das Jahr ist lang.

Jeder handelt nach seiner Art, und der Esel nach alter Gewohnheit.

Ein neues Sieb siebt von selbst.

Welchen Nutzen hat man von einer Kuh die einen Kübel Milch gibt, dann aber mit dem Fuße ausschlägt und sie verschüttet.

Wer bettelt, und trüge er eine Krone, dem soll man geben.

So viel Anhöhen, so viel Abhänge.

Den Jüngern bleibt die Welt.

Eine Hand fordert von der andern. (Wörtlich: Eine Hand richtet die andere, d. h. von wem man etwas genommen, in dessen Hände soll man es auch zurückstellen, und nicht in eines Andern; dieses hört man oft bei Gerichten.)

Einen Baum, von welchem das Obst selbst abfällt, soll man nicht schütteln.

Das Obst, welches von selbst abfällt, soll man nicht herabschlagen.

Wenn wir auch nicht können wie wir möchten, so werden wir doch thun wie wir können.

Besser an Kleie gewinnen, als am Golde verlieren.

Tadle den Menschen, wo er dich hören kann, und lobe ihn, wo er es nicht hört.

Einem schlechten Mädchen rede gut nach, und einem guten kannst du nachreden wie du willst.

